Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis zu Maximilian dem Ersten.

Ein Anhang zur Geschichte dieses Kaisers

von

D. H. Hegewisch,
Professor zu Kiel.

Hamburg, 1788.
bey Carl Ernst Bohn.

Vorrede.

Der von mir diesem Werke vorgesetzte Titel bestimmt, glaub' ich, hinlänglich, was ich eigentlich darin leisten wollte. Umständlichere Ausführungen vieler Gegenstände, die hier nur im Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtet werden konnten, habe ich einem andern Werke vorbehalten.

Zwey Lücken in gegenwärtigem Versuche, oder, wenn man will, drey, muß ich selbst anzeigen. Gern hätte ich den Künsten, und den Sitten zwey eigne Kapitel gewidmet, und hätte vielleicht, nach mancher Urtheil, auch dem Ritterwesen eines widmen sollen. Ich bekenne, ich wußte meinen Lesern über diese Gegenstände noch

nichts vorzulegen, das mir selbst einige Befriedigung gegeben hätte.

Eigentlich sollte ich den Anfang des Werks mit einer Abhandlung über den Begriff der Kultur und über den Charakter eines kultivirten Volkes im Gegensatz roher, wilder oder barbarischer Völker, gemacht haben. Eine solche Abhandlung aber steht schon in meinen kleinen zu Flensburg 1786 herausgekommnen Schriften. Indessen will ich hier einige allgemeine Betrachtungen beyfügen.

Unsre Begriffe von allem, was zur Kultur gehört, müssen, wenn sie in der Anwendung brauchbar seyn sollen, aus der Erfahrung und Beobachtung genommen werden. Unterdessen hat auch die abstracte Theorie, die Metaphysik der Kultur, wie man sie nennen könnte, ihren Nutzen, zwar weniger im wirklichen Leben für diejenigen, die an der Kultur der Nationen arbeiten, als im Studierzimmer für den, der über die so sehr verschiednen Schicksale der Menschheit nachdenkt.

Die

Die gewöhnlichen Vorstellungen von dem, was wir Kultur der Völker nennen, sind nicht frey von gewissen Dunkelheiten, und einige dieser Vorstellungen sind wahre Vorurtheile. Ich habe versucht, mir diese Dunkelheiten aufzuklären, und die wahre Beschaffenheit unsrer Vorstellungen von diesen Dingen einzusehen.

I.

Wir stellen uns gewöhnlich die Kultur, als ein Ziel, vor, das ein Volk planmäßig zu erreichen suche. Wir bilden uns ein, gewisse Völker bewürben sich um die Vollkommenheit ihres gesellschaftlichen Zustandes mit deutlichem Bewußtseyn und deutlicher Kenntniß alles dessen, worin eigentlich diese Vollkommenheit besteht, und mit überlegter Wahl der Mittel, welche diese Vollkommenheit befördern. Wir sagen von dem einem Volke, es nähere sich der Kultur, es erreiche sie, es treibe sie bis zur Verfeinerung u. s. w.; von einem andern, es entferne sich von ihr, es vernachläßige sie, es falle in Barbarey zurück u. s. Bey allen dergleichen Ausdrücken liegt dunkel die Idee zum Grunde, als ob eine ganze Nation, wie ein einzelner Mensch, durch einerley Absichten,

durch einerley Leidenschaften und Triebfedern, durch einerley Vorstellungen, in ihrem Bestreben bestimmt werde.

Diese Idee aber ist ein Vorurtheil. Die Kultur ist nicht die Frucht der vereinten Bestrebungen eines gesammten Volkes, sich die Vorzüge eines vollkommnen gesellschaftlichen Zustandes nach überlegten Planen zu verschaffen. Keine Nation hat jemals bey ihren Nationalentschliessungen und Anstalten diese Vollkommenheit nach deutlichen Begriffen, als ein Ziel vor Augen gehabt. Ueberall haben die wenigsten Völker ein Ziel vor Augen, von dem sie sich deutlich oder auch nur dunkel den Begriff machten, daß seine Erreichung ihrem Zustande mehr Vollkommenheit geben werde. Tausend, vielleicht viel tausend Völker haben existirt, denen nie das schwächste Schattenbild von einem bessern, vollkommnern, glücklichern Zustande, als in dem sie sich befanden, in den Sinn kam. Ihre Existenz und die ganze Modification derselben in allen ihren Perioden war lediglich, wie die Existenz der meisten Menschen, Werk der Natur und zufälliger Ursachen. Einige wenige Völker hat es gegeben, von denen man sagen

kann

kann, daß sie sich gewisse Ziele setzten, nach denen sie strebten. Eigentlich aber waren es doch nur gewisse Klassen von Menschen unter diesen Völkern, die jene Ziele sich deutlich dachten, die aber durch ihren Einfluß die Völker so in Bewegung setzten, daß es schien, als ob die Völker selbst aus eignem Entschluß diese Ziele sich gewählt hätten. Was waren aber diese Ziele? — Reichthum, Macht, Herrschaft; Vorzüge, die allerdings viel Kraft, Geist und Anstrengung bey dem Volke, das sie sich erwirbt, voraussetzen. Sie können auch Mittel zur Vollkommenheit seines Zustandes werden; aber sie werden es nicht immer. Oft sind sie Folgen von sehr unvollkommnen Einrichtungen der Gesellschaft, oft die Ursache davon. — Erobernde- und Handlungtreibende Völker sind bisher die beiden einzigen Arten von Völkern gewesen, die nach Systemen verfuhren. Aber eben diese Systeme, indem sie dort die Vollkommenheit kriegerischer Einrichtungen, hier die Anhäufung der Reichthümer zum Hauptgegenstande hatten, konnten mit der Vollkommenheit des gesammten Nationalzustandes nicht vereinbar seyn.

Die Kultur ist, so wie jeder andre Zustand einer Nation, eine Wirkung von einer Reihe zufälliger Ursachen. In diese Reihe gehört aber freylich und vorzüglich das Bestreben einzelner Menschen oder gewisser Klassen von Menschen. Wenn bey einzelnen Menschen, oder bey gewissen Klassen durch irgend eine Veranlassung, es sey durch Beobachtung andrer Nationen, oder durch eignes Gefühl und Sinnen, Begriffe von gewissen Verbesserungen, Vorzügen, Vollkommenheiten des gesellschaftlichen Zustandes entstehn; wenn diese Menschen oder diese Klassen von Menschen sich auf einem solchen Standpunkte befinden, wo sie auf die ganze Nation oder doch auf einen grossen Theil derselben wirken können: so kommen nach und nach ihre Begriffe in Umlauf und viel Kräfte werden in Bewegung gesetzt, sie zur Wirklichkeit zu bringen. Weil in solchem Falle viele in dem Volke nach gewissen Vollkommenheiten streben, so scheint das ganze Volk darnach zu streben, und man zählt es den kultivirten Völkern bey, sobald das Streben dieser Vielen zu gelingen scheint.

Ob jemals die Zeit kommen werde, ob sie nahe sey, daß die Nationen, wenigstens in Europa, wirklich jene Vollkommenheit zum Hauptzweck ihrer Bestrebungen machen, diese Frage kann hier nicht untersucht werden. Eben so wenig: ob es wahrscheinlicher Plan der Natur sey, das ganze menschliche Geschlecht zu jenem großen Ziele hinzuführen.

II.

Ein Vorurtheil, das sich gewöhnlich unsern Vorstellungen von kultivirten Völkern einmengt, ist dieses: wir denken uns jedes individuelle Mitglied des kultivirten Volkes als ein veredeltes Wesen, das über dem wilden, rohen Naturmenschen weit erhaben sey. Wir bilden uns ein, jeder der einem kultivirten Volke angehöre, habe seine Verstandeskräfte mehr geübt, habe mehr und richtigere Begriffe, wisse seinen Verstand in mehr Dingen und in diesen Dingen glücklicher zu brauchen, als der rohe Naturmensch. Aber dieses ist ein Irrthum. Unter einem kultivirten Volke giebt es blos mehr Gelegenheit, seine Verstandeskräfte an mehrern Gegenständen zu üben, als im sogenannten wilden Naturstande. Aber

nach dem zu urtheilen, was bisher wirklich der Fall kultivirter Völker gewesen ist, kommt diese Gelegenheit bey weitem nicht allen, nicht einmal den meisten individuellen Mitgliedern der Nation zu statten. Vielmehr giebt es unter jedem Volke, im Verhältniß zur ganzen Menge, immer nur sehr wenige, die jene Gelegenheit wirklich nutzen oder nutzen können. Und, welches eine wichtige Betrachtung ist, bey kultivirten Völkern erfodern die verschiednen Arten Arbeiten und Beschäftigungen zum Behuf der Landwirthschaft, der Handwerker, Fabriken und Manufakturen, eine große Anzahl Menschen, die sich diesen Arbeiten und Beschäftigungen dergestalt ausschließend widmen müssen, daß sie in andern Dingen, selbst in solchen, die auf ihre physikalische Existenz Einfluß haben, nicht anders als völlig unwissend und ungeschickt bleiben können. Wo giebt es eingeschränktere, falschere Kenntnisse, die gemeinsten Gegenstände der Natur betreffend, als unter der bey kultivirten Völkern zahlreichen Volksklasse, die zu den niedrigen mechanischen Arbeiten bestimmt ist? Und wie hülflos, wie ganz unfähig, sich die Mittel ihrer Subsistenz zu verschaffen, sind diese Menschen, wenn ein erfolgender Still-

stand der Fabriken oder des Handwerks, in dem allein sie ihre Fähigkeiten geübt haben, sie um ihren täglichen Verdienst bringt? Zwar rührt ihre Verlegenheit in solchen Fällen auch mit von andern Umständen und Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens kultivirter Völker her; sie ist aber doch auch mit eine Folge der Unwissenheit dieser Menschen und ihres gänzlichen Mangels an andern Fertigkeiten, als an solchen, die zu den mechanischen Arbeiten, wozu man sie von Jugend an bestimmte, erfordert wurden. In Vergleichung mit einzelnen Menschen aus diesen niedrigen Volksklassen selbst der kultivirtesten Völker ist unstreitig der Wilde, der vollkommnere, und auch der glücklichere, in so weit nemlich sein Glück mehr von ihm selbst, als von der Willkühr andrer Menschen abhängt.

Freylich die Vorzüge, die ein Mann von Erziehung aus den vornehmern Ständen eines kultivirten Volkes vor dem rohen Sohne der Natur voraus hat, sind unendlich. Aber das kultivirte Volk besteht auch aus niedrigen Ständen; diese sind eigentlich die zahlreichsten, und, wenigstens in manchem dieser niedrigen Stände, möchten

ten die Menschen sich zu den Wilden leicht, wie gemeine Lastthiere zu den edlen freyen Thierarten in der Wüste verhalten.

III.

Man nimmt an, daß kultivirte Völker glücklicher wären, als die wilden, theils durch den reichlichern Genuß der Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, theils durch die Vergnügungen, die uns die Wissenschaften und Künste verschaffen.

Hier müssen wir vorläufig bemerken, daß es eigentlich sehr unphilosophisch ist zu sagen, ein Volk sey glücklich oder unglücklich. Nur der einzelne Mensch ist glücklich oder unglücklich. Wenn wir ein Volk glücklich oder unglücklich nennen, so heißt dieses eigentlich nur, daß es bey dem Volke der Mittel und Veranlassungen für die einzelnen Mitglieder desselben, glücklich zu seyn, viel oder wenig gebe.

Nun lehrt die Erfahrung, daß, wo der Veranlassungen und Mittel zum Genuß der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens viel

viel sind, auch die Kenntniß dieses Genusses sich allgemein verbreitet, und was Anfangs blos Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten waren, durch die der Genuß des Lebens erhöht wurde, allmälig Bedürfniß wird, ohne welches man gar nicht glaubt leben zu können. Gesetzt nun auch, der Wunsch der meisten Menschen bey einem kultivirten Volke nach diesen Bedürfnissen würde befriedigt, welches jedoch selten der Fall ist; so wäre das Verhältniß ihrer Glückseligkeit zu der Glückseligkeit der Wilden doch nur dieses: bey jenen häufiger, aber eben deswegen auch schwächer empfundner Genuß; bey diesen seltner Genuß, aber desto inniger, desto stärker empfunden.

Was das Vergnügen der Wissenschaften und Künste betrift, so entspringt es theils aus den Gegenständen, nemlich entweder aus den Wahrheiten, mit denen wir durch sie bekannt werden, oder aus den Werken, die durch sie dargestellt werden; theils aus dem Gefühl der glücklichen Anwendung unsrer Kräfte; theils aus dem daher entstehenden Bewußtseyn unsrer vorzüglichern Fähigkeiten vor andern Menschen; theils endlich aus der Achtung, die man uns deswegen erweiset.

set. Jede dieser verschiednen Arten von Empfindungen kann z. E. die Seele eines alten deutschen Barden, wenn er ein neues Lied gedichtet hatte, oder die Seele dessen, der den Namen Allvater zuerst erfand, zu eben der Wonne entzückt haben, die je das größte poetische oder philosophische Genie unter kultivirten Völkern in den Stunden der glücklichsten Meditation oder Begeisterung empfunden hat.

IV.

Aber es ist nicht weniger Vorurtheil, wenn einige bey der Lebensart unkultivirter Völker gewisse Vortheile finden wollen, die mit der Kultur nicht bestehen könnten. Es ist falsch, daß die Lebensart der Wilden der Gesundheit und körperlichen Stärke zuträglicher sey, als die Lebensart kultivirter Völker. Bey den Wilden kommen nur die schwächlichen Menschen nicht fort; sie müssen da bald umkommen, da es hingegen bey kultivirten Völkern auch für Kränkliche und Gebrechliche Mittel giebt, ihr Leben zu erhalten. Das Daseyn viel kränklicher, schwacher Menschen ist allerdings eine Folge der Kultur, aber nicht in dem Sinn, als ob die Kultur

die Ursache ihrer Kränklichkeit oder Schwäche sey, sondern weil die Kultur Mittel schaft, daß auch die Schwachen und Kränklichen fortleben können, da hingegen ihre Existenz unter Wilden bald ein Ende nehmen muß.

Ein Vorurtheil ist es, daß der Wilde weniger Sorgen habe. Auch seine Bedürfnisse bleiben nicht selten unbefriedigt, und dann muß seine Sorge, seine Angst desto heftiger seyn, je tiefer sein Bedürfniß von ihm empfunden wird. Der Wilde, der Tage lang vergeblich gejagt hat, und der seinen Hunger nun nicht zu stillen weiß, oder der in einer Wüste nach Wasser sucht und keines findet, wird ohne Zweifel eben so innige, eben so heftige Angst empfinden, als der verschmachtende Arme in großen Städten.

Es ist ungegründet, daß der Wilde moralisch besser sey. Er hat alle die Begierden und Wünsche, die von der menschlichen Natur unzertrennlich sind. Er will genießen, er will geachtet seyn, er will sich Vorzüge vor andern verschaffen. Alles das will auch der gesittete Europäer. Was wir am Wilden Einfalt der Sitten

nennen,

nennen, ist nichts, als Unkunde der Mittel, seine Wünsche auf eine andre Weise zu befriedigen. Sein Weib, seine Tochter putzen sich eben so gern, wie die Frau, wie die Tochter des reichsten Mannes in der prächtigsten Hauptstadt. Aber jene putzen sich mit Muscheln, weil Spitzen und Seide ihnen unbekannte Dinge sind.

Unsre einseitigen, blos durch unsre Art zu seyn, gebildeten Begriffe sind eine Quelle unzähliger Vorurtheile. Aber unsre Art zu seyn ist nicht die einzige, und jede andre, hat ihre eigne Vollkommenheit — hat ihre eignen Mängel.

Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis auf die Zeiten Maximilians I.

Erstes Kapitel.

Inhalt.

Aeltester Zustand Deutschlands und seiner Bewohner — Anfang des Ackerbaus in Deutschland — Veranlassungen dazu — dadurch veränderter Zustand der Knechte — die Völker am Rhein und an der Donau hatten zu der Römer Zeiten Ackerbau — Erster Beweis: die starke Bevölkerung — Zweyter: der Vorfall mit den Friesen — Dritter: die Deutschen in diesen Gegenden hatten Obrigkeiten und eine gerichtliche Verfassung. —

Kulturfähigkeit der Deutschen: ihre Bildsamkeit — Schwacher Anfang in einigen Künsten — Ursachen, welche machten, daß sie, statt kultivirt zu werden, in Barbaren ausarten mußten. Erstlich: bey einigen Völkern der kriegerische Despotismus der Fürsten — die Freyheit der Deutschen war nicht bey allen Völkern wahre bürgerliche Freyheit — stehende Armeen — Zweytens, die Kriege mit den Römern — August, wider seine bessern Einsichten, giebt aus Schwäche gegen seinen adoptirten Sohn Drusus Anlaß dazu — Warum der Kriegsgeist bey den Römern nicht eben sowohl Barbarey veranlaßte, als bey den Deutschen — Drittens, die Siege der Deutschen über die Römer.

Vor ohngefehr zweytausend Jahren befand sich Europa in einem für den philosophischen Geschichtforscher äußerst interessanten Zustande. Dieser Welttheil war in zwey Hälften zerfallen, die in verschiedenen Rück-

sichten aufs vollkommenste mit einander kontrastirten. In der nördlichen Hälfte war alles rohe Natur ohne den mindesten Zusatz von Kunst oder menschlicher Bearbeitung. Im Süden war ein sehr hoher Grad von Kultur, der höchste den bis dahin das menschliche Geschlecht, wenigstens in Europa, in irgend einer Periode erreicht hatte. Der Rhein und die Donau machten die Grenze, wo sich die beiden Gebiete der wilden Natur und der höchsten Verfeinerung berührten. Jenseits beider Flüsse war die Erde verschönert; man hatte sie gelehrt, die edlern Arten von Früchten zu tragen, die man aus dem entweder glücklicher geschaffenen oder unendlich früher angebauten Asien dahin verpflanzt hatte; die Bewohner dieser Länder, durch Gesetze und Erziehung gebildet, waren auf tausenderley Weise beschäftigt, ihrer Existenz neue Annehmlichkeiten und Vorzüge zu verschaffen. Diesseits gedachter Flüsse gab es keinen Winkel, zu dessen Verschönerung menschlicher Fleiß das geringste beygetragen hätte; ungeheure Waldungen und Moräste bedeckten allenthalben den Boden, von dem herumwandernde Horden nichts weiter verlangten, als was seine unbearbeitete, unter einem kalten, trüben Himmel nicht sehr freygebige Oberfläche von selbst gewährte. Jene Horden selbst boten dem Beobachter nichts als einen Haufen abgehärteter, durch keine künstliche Erziehung, durch keine bürgerliche Verfassung geformter, blos die Hand der Natur verrathender Menschen dar.

Deutschland und seine Bewohner gehörten zu dieser letzten Klasse. Wenn man sich einen Begriff von dem Zustande des alten Deutschlandes in jenen Zeiten machen will, so vertilge man in Gedanken, von dem Rhein bis zur Weichsel hin, von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee, auf einem Areal von mehr, wie zehntausend deutschen

Quadratmeilen, alle Städte, alle Schlösser, alle mit einiger Bequemlichkeit versehene Wohnungen bis zur geringsten Hütte des Landmanns, alle Gärten, alle Aecker, alle Spuren nicht blos künstlicher Verschönerung, sondern des simpelsten Anbaus; man bedecke diesen ganzen Landstrich mit ungeheuren Wäldern, mit unzähligen sich weit verbreitenden Sümpfen und Morästen. Jene Wälder fingen die Sonnenstralen auf, daß sie den Boden nicht erwärmten; sie verhinderten das Aufsteigen der Dünste; in den Tiefen sammelte sich das Wasser vom gefallenen Regen oder geschmolzenen Schnee. Der Boden, von Nässe erkaltet, von keiner Sonnenwärme belebt, trug keine genießbare Früchte. Selbst die Thiere, die ohne den wohlthätigen Einfluß der Sonne nicht gut fortkommen, litten von der Rauhigkeit des Klima: das Hornvieh war klein und unansehnlich; die Pferde hatten keinen schönen Wuchs. Nur jene wilderen Thierarten, die der belebenden Wärme weniger bedürfen, das Elendthier und der Uhr gelangten zu voller Kraft.

Zwischen diesen Wäldern und Morästen irrten einige hundert Horden roher Menschen mit ihren Heerden herum, machten sich jede zur Weide tüchtige Gegend streitig, und wanderten fort, wenn sie entweder von mächtigern Horden verdrengt oder von bessern Gegenden gelockt wurden. Die Bewegungen aller dieser nie ruhigen Völker waren von Osten und Norden her nach Süden und Westen hingerichtet; denn von Osten und Norden her wurden sie von andern eben so rohen, wandernden Völkern gedrengt; lauter Hirtenvölker, die aber mit den Waffen in der Hand Weiden für ihre Heerden suchten.

Alle diese Bewegungen erstreckten sich bis an den Rhein und bis an den Fuß der Alpen. Hier fanden diese Völker Widerstand, der ihre Versuche weiter zu dringen

fruchtlos machte. Die Länder jenseits des Rheins und jenseits der Alpen waren schon dichter bewohnt und die Einwohner wußten ihre Grenzen zu vertheidigen. Längs jenen Flüssen also und in der Nähe dieses Gebirges wurde das Gedränge größer. Die Völker, die hier gezwungen waren, Stand zu halten, mußten nun den Ackerbau ergreifen, um sich Nahrung zu erwerben, die ihnen die Viehzucht nicht mehr hinlänglich verschaffen konnte. Sie hatten bey diesem Entschluß das Exempel ihrer Nachbaren auf diesen Seiten, das Exempel der Römer und der Gallier vor Augen, beide trieben Ackerbau. So nahm der Anbau des Bodens in den westlichen und südlichen Gegenden von Deutschland seinen Anfang.

Es war ohne Zweifel ein kümmerlicher Anfang. Das Hirtenleben gewöhnt zum Müßiggange; der Feldbau erfordert schwere Arbeit. Der freye Hirt würde sich zu dieser, ohne die äußerste Noth, nie entschließen. Aber ein Hirtenvolk hat schon Knechte; es braucht sie zur Wartung der Heerden. Auf die Knechte also fiel die Arbeit und der erste Schritt zur Kultur — dieses ist der Ackerbau — verdoppelte das Elend dieser unglücklichen Menschenklasse. Ihr voriger Zustand war Seligkeit gegen den neuen, worein sie nun geriethen. Die Wartung der Heerde war wie ein Spiel, wie ein Zeitvertreib in Vergleichung mit den unaufhörlichen alle Kräfte erschöpfenden Arbeiten, womit sie nun belastet wurden.

Dieser erste Schritt mochte kaum geschehen seyn, als Cäsar Deutschland kennen lernte. Etwa hundert Jahr nach ihm schrieb Tacitus seine Nachrichten von diesem Lande, dessen Einwohner die Aufmerksamkeit der Römer so sehr erregten. Auf diese Zeitentfernung zwischen Cäsar und Tacitus haben diejenigen nicht acht gegeben, die sich in den widersprechenden Vorstellungen dieser beiden Schrift-

Schriftsteller vom Ackerbau der Deutschen nicht finden können. Der schwache Anfang, den Cäsar bey ihnen bemerkt hatte, konnte und mußte in einem Zeitraum von hundert Jahren unter den Völkern am Rhein und an der Donau um so viel schnellern Fortgang gewinnen, je mehr ihnen hier das einem Hirtenvolke so gewöhnliche Wandern verwehret und ihnen die Nothwendigkeit auferlegt wurde, dem Boden, auf dem sie nun bleiben mußten, reichlichere Nahrung abzugewinnen, und je mehr sie das Exempel der Römer und Gallier dazu aufmuntern konnte.

Die Römer zu Tacitus Zeiten zählten einige und funfzig deutsche Völkerschaften. Unter diesen sind neun und zwanzig, mit denen die Römer viel zu thun hatten, die sie also aus eigner Beobachtung kennen lernten. Die übrigen, mehr nördlichen und östlichen Völker mögen noch, als Hirtenvölker, Verächter des Ackerbaues gewesen seyn. Jene aber, die am Rhein oder an der Donau, oder doch nicht fern von diesen Flüssen wohnten, waren es gewiß nicht mehr. Zwey Umstände, die ich für entscheidend halte, scheinen mir zu beweisen, daß sie den Ackerbau schon als eine Hauptbeschäftigung trieben. Der erste Umstand ist der hohe Grad von Bevölkerung an und nicht weit von beiden Flüssen. Man erinnere sich, daß die Römer über hundert Jahr lang den sehr mäßigen Strich zwischen dem Unterrhein und der Weser zu bezwingen suchten und nicht konnten, ob sie gleich doppelt so starke Armeen dazu brauchten, als diejenigen waren, womit sie sonst Königreiche erobert hatten[1]). Der starke

1) Die Armee des Germanicus auf seinem zweyten Feldzuge diesseits des Rheines bestand aus acht Legionen und funfzehntausend Mann Auxilaren, also, da die damalige Stärke einer Legion über sechstausend Mann betrug, aus ohngefehr sechszig bis siebzig

Widerstand, den sie fanden, kam nicht blos von der Tapferkeit der Deutschen her, sondern auch von ihrer Menge. Allenthalben, wohin die Römer sich wandten, stießen sie auf Völker, die ihnen jeden Fußbreit Landes streitig machten. Dieses ist nicht die Art, wie Hirtenvölker sich zu vertheidigen pflegen. Da sie schon an das Herumwandern gewohnt sind, so ist ihnen an der Behauptung einzelner Gegenden wenig gelegen. Sie ziehen sich zurück, bis sie von Noth gedrungen oder durch eine vortheilhafte Lage bewogen werden, ihr Heil gegen den verfolgenden Feind zu versuchen. Nur ein Volk, das schon feste Sitze, mithin schon Ackerbau hat, sieht einen bestimmten Strich Landes als sein Eigenthum an, das ihm zu seiner Erhaltung unentbehrlich sey, und dessen Verlust es also mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte abwenden müsse.

Den andern Umstand, woraus ich glaube herleiten zu können, daß die in der Nachbarschaft des Rheins befindlichen Deutschen den Ackerbau schon mit gewissem Eifer trieben, finden wir bey dem Tacitus [2]). Die Römer hatten eine gewisse Gegend am Unterrhein kaum verlassen, als Friesen sie besetzten und besäten. Die Geschwindigkeit dieser Friesen sich gleich nach dem Abzuge der Römer hier niederzulassen und die Aecker zu bestellen, verräth

siebzig tausend Mann. Tacit. Annal. I. 56. Die Armee des Corbulo wider die Parther war nur vier Legionen stark. Id. Annal. XV. 26.

Wie in der Folge der Plan, diesseits des Rheins Eroberungen zu machen, aufgegeben war, standen gewöhnlich, zur Deckung der Grenze, am Unterrhein zwey, am Oberrhein drey Legionen.

2) Annal. XIII. 54.

räth unstreitig ein den Ackerbau vorzüglich treibendes Volk.

Man muß zugeben, daß demohngeachtet die Bearbeitungen des Bodens in Deutschland römischen Augen, die an die weit vollkommnere Kultur in Italien und andern Provinzen gewöhnt waren, als sehr schwache Versuche vorkommen mußten. In diesem Lichte muß man die verächtlichen Vorstellungen der Römer vom Ackerbau der Deutschen betrachten.

Sobald die Menschen in der Bearbeitung des Bodens die Hauptquelle ihrer Nahrung suchen, so fühlen sie die Nothwendigkeit verabredeter Gesetze und einer zur Ausführung dieser Gesetze mit hinlänglicher Gewalt versehnen Obrigkeit. Jäger und Hirtenvölker brauchen weder diese noch jene. Die Theilung der erjagten Beute, die Ersetzung eines entwandten oder beschädigten Stück Viehes, die Bestimmung der Gegenden, wo jeder seine Heerde soll weiden lassen, dieses mögen ungefehr die Hauptanlässe ihrer Streitigkeiten seyn, zu deren Entscheidung der Ausspruch eines um seines Alters oder um seiner Erfahrung willen geehrten Mannes genug ist. Natürliches Gefühl von Achtung gegen sein Ansehn wirken hier freywillige Folgsamkeit gegen seine Entscheidung. Sobald der Ackerbau eingeführt ist, häufen sich die Veranlassungen zu Streitigkeiten, und die Menschen fühlen bald, daß gewisse verabredete Regeln nöthig sind, dergleichen Streitigkeiten zu entscheiden, und daß gewissen Personen eine Gewalt, die Anwendung dieser Regeln bey allen vorkommenden Fällen zu bewirken, aufgetragen werden muß. Die deutschen Völker, deren Sitten Tacitus beschrieben, hatten schon eine wahre Obrigkeit und eine, zwar noch sehr unvollkommne, aber doch ihren Umständen angemeßne gerichtliche Verfassung, und dieses

Daſeyn obrigkeitlicher Gewalt ſcheint ein dritter entſcheidender Grund zu ſeyn, ſich zu überzeugen, daß die alten Deutſchen des Tacitus ſchon mehr Ackerleute als Hirten waren. Jede Völkerſchaft, jeder Gau hielt zu beſtimmten Zeiten Verſammlungen, wo verabredet wurde, was Rechtens unter ihnen ſeyn ſollte. In dieſen Verſammlungen wurden auch die Richter gewählt, die für die Ausübung der verabredeten Geſetze Sorge trugen. Die Strafe eines jeden Verbrechens war beſtimmt; Verbrechen aber, worauf Leib- und Lebensſtrafe ſtanden, mußten in der Verſammlung unterſucht werden, und nur die Prieſter ſprachen im Namen einer Gottheit das Urtheil.

So war alſo der erſte Anfang zum Ackerbau des Landes und zur bürgerlichen Geſellſchaft gemacht. Wir müſſen aber auch noch einige Züge in dem Charakter unſerer Vorfahren betrachten, die ihre Anlage zur Kultur als Menſchen betreffen. Einen Hauptzug, durch den ſie ſich von andern wilden und barbariſchen Völkern unterſchieden, glaube ich in ihrer Gelehrigkeit oder in ihrer, wenn ich ſie ſo nennen darf, Bildſamkeit zu finden. Ich verſtehe darunter das Gegentheil von der Hartnäckigkeit, womit ſonſt Wilde und Barbaren gewöhnlich ihren hergebrachten Sitten und Gebräuchen anhängen, und alles, was damit nicht übereinſtimmt, verachten. Man weiß, wie wenig die amerikaniſchen Wilden, die Kalmükken, die Koſakken, die Türken aufgelegt ſind, ſich zu europäiſchen Kriegsübungen zu gewöhnen. Die Deutſchen hingegen zogen gleich bey dem erſten Anfange ihrer Bekanntſchaft mit den Römern die Aufmerkſamkeit dieſer letztern dadurch auf ſich, daß ſie die römiſchen Kriegsübungen leicht lernten und es zu einer großen Fertigkeit darinn brachten. Cäſar, dieſer große Menſchenkenner, wie er die erſten Händel mit Arioviſt gehabt hatte, bemerkte

dieſe

diese vorzügliche Eigenschaft der Deutschen und seit diesem ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit ihnen wünschte er ihrer viel unter seinen Truppen zu haben. Der Hauptzweck seiner Maasregeln in Ansehung Deutschlands ging von der Zeit an dahin, seine Legionen hauptsächlich mit Mannschaft aus diesem Lande zu rekrutiren. Es ist bekannt, den deutschen Cohorten bey seiner Armee hatte er seinen Hauptsieg über den Pompejus zu danken. Es war nicht blos um ihrer Tapferkeit willen, daß er sie andern Nationen vorzog; an Tapferkeit fehlte es auch andern Völkern nicht. Allein die Deutschen scheinen fähiger, wie andre gewesen zu seyn, sich zur Kunst des Krieges nach römischer Art bilden zu lassen, mit ihrer Tapferkeit alle die Fertigkeiten der geübten Legionsoldaten zu verbinden, und durch diese Vereinigung eine vorzügliche Klasse von Truppen zu werden. Dieser ihr Charakter nebst dem schönen Wuchs und starken Bau ihrer Körper, war ohne Zweifel die Ursache, daß August eine Leibwache von Deutschen formirte.

Außerdem erhellte die Fähigkeit unsrer Vorfahren zur Kultur aus einigen Künsten, worin sie freylich einen geringen Anfang gemacht hatten. Sie wußten schon Eisen zu verarbeiten, denn sie hatten eine Art Waffen, dergleichen die Römer bey keinem andern Volke gefunden hatten. Auch verfertigten sie schon Leinewand, eine Beschäftigung, die ein zur Industrie aufgelegtes Volk verkündigte.

Das bisher Angeführte war die gute Seite unsrer Vorfahren in Ansehung ihrer Anlage zur Kultur. Man sieht, unter günstigen Umständen konnte man Fortschritte von ihnen erwarten. Aber dagegen war auch in ihrem damaligen Zustande etwas, das befürchten ließ, sie würden

den mit der Zeit völlig Barbaren werden. Und aus diesem Umstande, von dem ich jezt reden will, entsprang auch wirklich ihre nachmalige Jahrhunderte lang fortdauernde Barbarey. Ich komme hier auf einen Punkt, wo meine Vorstellungen von der Verfassung der alten Deutschen mit den Vorstellungen, die man sich gewöhnlich davon macht, in völligem Widerspruch stehn. Mir nemlich scheinen wenigstens viele deutsche Völker sehr weit von jener freyen Verfassung, die man ihnen gewöhnlich beylegt, entfernt gewesen zu seyn. Je paradoxer diese Behauptung meinem Leser vorkommen muß, desto mehr muß ich mich bestreben, sie durch die deutlichsten Thatsachen darzuthun. Diese Thatsachen finden wir bey den römischen Schriftstellern aufgezeichnet; allein, weil wir, wenn wir sie in die Hand nehmen, immer schon die Idee mitbringen, in ihren Gemälden von den alten Deutschen ein freyes Volk zu finden, so sehen wir nichts als Freyheit, selbst da, wo ein unbefangner Leser das Bild der Unterdrückung erkennen muß.

Man erinnere sich, daß die Deutschen eine zweyfache Kriegsverfassung hatten. Die eine zielte blos auf Vertheidigung ab. Dazu hatte jede Völkerschaft ihren Heerbann, oder nach unsrer heutigen Art zu reden, ihre Nationalmiliz. Tacitus beschreibt sie vom fünften bis zum dreyzehnten Kapitel. Alle, die zu einer Familie, oder zu einem Gau gehörten, machten so viel besondere größere oder kleinere Schaaren aus, als Gaue oder Familien waren. Einer solchen Schaar diente statt der Fahne, entweder die ausgestopfte Haut oder das Bild von irgend einem Thiere oder Vogel.

Eine

Eine zweyte kriegerische Einrichtung hatte den Angriff zum Zweck. Dieser aber war nicht das Werk der Völkerschaften, sondern der Fürsten und Edlen[3]. Diese Fürsten und Edle hielten eine Art von Truppen, die Tacitus das Gefolge nennt. Er redet davon im dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Kapitel. Dieses Gefolge war in der That eine stehende Armee; denn woraus bestand es anders, als aus Leuten, die sich für Bezahlung zu Kriegsdiensten verpflichteten? Das einzige, worin sie von unsern heutigen Soldaten verschieden waren, ist, daß sie keinen Sold an Gelde bekamen; es gab noch kein Geld in Deutschland; aber dafür bekamen sie Waffen, Essen und Trinken und Antheil an der Beute. Man kann diese Art von Truppen der alten Deutschen auch eine Feudalmiliz nennen; denn in der That war diese Einrichtung der Keim, aus dem sich in der Folge durch die Veränderung der Umstände das ganze Lehnwesen entwickelte. Die Fürsten, nachdem sie nicht mehr auf bloßes Beutemachen, sondern auch auf Eroberung ganzer Länder auszogen, mußten nun ihren Kriegern auch Antheil an den eroberten Ländereyen, wie vormals an der gemachten beweglichen Beute zukommen lassen, wohingegen diese Krieger sich anheischig machten, ihrem Fürsten auch in Zukunft für diese Lehne, für diese ihnen gleichsam geliehene Ländereyen Kriegsdienste zu leisten.

Dieses

3) Unter den Edlen kann ich keine andern verstehen, als diejenigen, die sich durch die Größe ihrer ländlichen Besitzungen, durch die Stärke ihrer Heerden und durch die Menge ihrer Knechte auszeichneten, die dadurch großes Ansehn erlangten und im Stande waren, so wohl sich gegen Unterdrückung zu vertheidigen, als schwächere Nachbarn, die von niemand geschützt wurden, zu unterdrücken.

Dieses Gefolge nun oder diese Truppen waren das Werkzeug, womit die Fürsten in jenen Zeiten manche Völkerschaft in der Unterwürfigkeit erhielten. Tacitus sagt deutlich genug, daß sie nicht viel andre Quellen zum Unterhalt dieser Truppen hatten, als Gewalt. Die Völker, die unter solchen Fürsten standen, mußten schon Abgaben an Vieh und Getraide bezahlen, womit die Fürsten ihr Gefolge unterhielten. Daß dieses eine wahre Auflage war, erhellet aus dem Umstande: jeder Freye mußte etwas dazu hergeben. Wenn diese Abgaben vielleicht Geschenke hießen, so wird doch niemand behaupten, daß es wirklich freywillige Geschenke waren. Jedermann weiß, was Geschenke, die so regelmäßig gemacht werden müssen, die zur Gewohnheit, zum Herkommen geworden, zu bedeuten haben[4]. — Es scheinet auch nicht, daß

4) Da ich eben im Begriff bin, diese Bogen zum Druck abzusenden, wird mir Risbecks Geschichte der Deutschen gebracht. S. 40 daselbst wird behauptet, die Deutschen hätten nichts von Auflagen gewußt. Zum Beweise wird Tacitus angeführt, der die Befreyung von Auflagen zu einer Eigenthümlichkeit der Deutschen dadurch zu machen scheine, daß er von den Batavern sage, sie würden, als ächte Deutsche, noch nicht durch Auflagen entehrt (de M. G. c. 29), und von den Osen, sie wären keine Deutsche, denn sie müßten Abgaben bezahlen (ib. c. 43.). Allein in beiden Kapiteln ist von keinen eigentlichen Auflagen, sondern von Tributen, die ein schwächeres oder überwundenes Volk an ein stärkeres, oder an den Ueberwinder bezahlt, die Rede. Im 29sten Kapitel spricht Tacitus offenbar von den Verhältnissen, worin die Bataver gegen die Römer standen; sie waren schon pars Romani Imperii; sie wurden aber von den Römern nur deswegen mit Auflagen verschont, weil sie mehr, wie andre dienstbare Völker, zu Kriegsdiensten gebraucht wurden. Exemti oneribus et collationibus, et tantum in usum proeliorum sepositi, velut tela atque arma, bellis reservantur. Von den Osen sagt Tacitus ausdrücklich, daß der Tribut, den sie

daß die Abhängigkeit des Gefolges von den Fürsten so ganz auf der Willkühr des Gefolges beruhte; denn, wer sich einmal unter dasselbe begeben hatte, war durch das Versprechen der Treue eben so sehr gebunden, als es der heutige Soldat durch seinen Eid ist. Wer diese Treue brach, wurde, wie ein heutiger Deserteur, am Leben bestraft[5]). Es war also diese Treue nicht jene moralische Tugend, die theils aus Zuneigung, theils aus Gefühl für die Ehre entsteht; es war keine andre als die heutige Treue, die von den Truppen gefordert wird. Zur Ausübung dieser Pflicht gab es damals die nemlichen starken Beweggründe, wie heut zu Tage. So lange einer im Dienste blieb, hatte er gewissen Unterhalt; wer hingegen den

sie bezahlen mußten, ihnen theils von den Sarmaten, theils von den Quaden auferlegt wurde. Das Charakteristische der Deutschen also, was sie nach dem Tacitus von den Osen, wie von andern Völkern, unterschied, war nicht Freyheit von Abgaben an ihre Fürsten, sondern von Tribut an fremde Völker, welches letztere eine Folge ihrer völligen Unabhängigkeit, und der Tapferkeit war, womit sie diese Unabhängigkeit zu behaupten wußten.

Auflagen an Gelde wurden freylich auch an die Fürsten in Deutschland noch nicht bezahlt, aus der simplen Ursache, weil es noch kein Geld in Deutschland gab. Aber in sogenannten Geschenken an Naturalien, die viritim eingesammlet wurden, und die so beträchtlich waren, daß ein Fürst sein Gefolge davon unterhalten konnte — (ein so zahlreiches Gefolge, daß er damit oft die gewiß nicht unbedeutenden Kriege unter den deutschen Völkerschaften zu entscheiden im Stande war) — in solchen Geschenken, sage ich, keine Auflagen erkennen, heißt mehr auf den Namen sehn, als auf die Sache.

5) Herisliz nannten die Franken dieses Verbrechen. Das Wort sagt so viel, wie Verlassung des Heers. In den fränkischen Capitularien ist oft die Rede davon.

den Dienst verließ, ohne entlassen zu seyn, wurde mit dem Tode bestraft.

Man findet auch Spuren, daß die Fürsten dieses ihr Gefolge, oder, welches offenbar einerley ist, diese ihre Truppen durch gewaltsame Mittel rekrutirten. Nach Cäsars Berichte schränkten sie den Feldbau ein, um genug Leute zur Verstärkung ihrer Truppen zu haben [6]). Wer erkennet hier nicht auf der einen Seite militärischen Despotismus und auf der andern Unterdrückung eines Volkes, das Neigung zum Ackerbau hat, aber ihn nicht treiben darf, weil es zu Kriegsdiensten gebraucht werden soll? Die Fürsten jener Zeit vermietheten auch schon ihre Truppen an andre Völker. Nach der Bekanntschaft mit den Römern liebten sie den römischen Dienst sehr, weil er ihnen eine ergiebige Quelle war, sich zu bereichern. Wir finden bey den römischen Geschichtschreibern viel Namen deutscher Fürsten, denen ihre Unabhängigkeit nicht so lieb war, als römisches Geld.

Es ist also unleugbar, die so hochgepriesene Freyheit der alten Deutschen hat nie, wenigstens im allgemeinen, für das ganze Volk existirt. Unser eigner Wunsch nach Freyheit, den wir nicht befriedigen können, macht uns glauben, daß wenigstens unsre Vorfahren ein Gut genossen, dem wir einen so großen Werth beylegen, und das uns selbst versagt ist. Wir finden in dem Gedanken wenigstens von einem freyen Volk abzustammen, eine Art von Trost. Wir bilden uns ein, ein freyes Volk habe einen gewissen Adel der Denkungsart und der Gesinnungen, der sich auch auf seine späten Enkel, gleichsam durch das Geblüt, forterbe. Mit diesen Vorurtheilen, mit dieser Gemüthsverfassung lesen wir die Römer und deuten

6) Caesar de B. G. VI. 22.

deuten alles, was sie von der Unabhängigkeit deutscher Fürsten, und von der Ungebundenheit der Edlen erwähnen, auf bürgerliche Freyheit des Volks. Aber für diese auf Weisheit und Billigkeit der Gesetze sich gründende Freyheit, die ohne einen gewissen Grad der Kultur nicht gedacht werden kann, war die Periode in Deutschland noch nicht gekommen.

Diese Vorstellung von dem Zustande der alten Deutschen wird vielleicht bey den Lobrednern der alten deutschen Freyheit wenig Beyfall finden, und sie werden vielleicht denjenigen, der diese Freyheit in Zweifel zieht, als einen unpatriotischen Verächter des Vaterlandes betrachten. Bey dieser Beschuldigung würde es dann ein Grund sich zu beruhigen seyn, daß heut zu Tage alle Vernünftigen darinn einstimmig sind, daß der Ruhm einer Nation nicht von dem abhängt, was sie vor einigen hundert oder tausend Jahren war oder that, sondern daß er sich auf die Eigenschaften, die sie gegenwärtig in ihren Handlungen beweiset, gründen muß. Nationen können sich so wenig, wie einzelne Menschen ihre Stammväter wählen, und es sind blos zufällige Ursachen, die einem Volke, wie einzelnen Menschen Anlaß geben, seinen Charakter auf eine ihm zum Ruhm gereichende Art zu entwickeln. Alles wahre Verdienst einer Nation entspringt aus der Größe des Geistes, aus der Stärke des Charakters, die sie nicht an ihren Vorfahren bewundert, sondern selbst in den Umständen, worin sie sich befinden, an den Tag legt. Ruhm der Vorfahren, angeerbter Ruhm ist ein Thema, das man Dichtern und Rednern überlassen muß. Diese mag er begeistern, nicht aber die Philosophen und Geschichtschreiber.

Vielleicht aber wird dasjenige, was ich jetzt sagen werde, mich mit denen wieder aussöhnen, die jenes Opfer,

das

das ich der Wahrheit brachte, anstößig finden. Das Volk in Deutschland war unterdrückt, aber nicht sein Geist. Vielmehr eine starke, aber vernünftige Liebe zur Freyheit war in allen Jahrhunderten ein unleugbarer Zug in dem Charakter des deutschen Volks. Ich sage: eine vernünftige Liebe zur Freyheit, weil sie in der ganzen Geschichte nie als eine schwärmerische Leidenschaft erscheint, sondern fast immer als ein gemäßigtes und anhaltendes Bestreben, die Verfassung, so bald günstige Umstände es thunlich machten, auf Grundsätze der Billigkeit zu gründen. Diejenigen Volksklassen, die zu Cäsars und Tacitus Zeiten unterdrückt wurden, und wozu ich diejenigen rechne, die lieber Ackerbau und andre friedsame Beschäftigungen getrieben hätten, die aber genöthigt wurden, entweder selbst Kriegsdienste zu thun, oder doch von dem ihrigen zur Unterhaltung der Kriegsleute hinzugeben, diese Klassen, sage ich, rungen beständig nach billiger Freyheit und es kamen Epochen, wo ihr Ringen mit glücklichem Erfolge belohnt wurde. Diese Epochen erscheinen, als die Einwohner der Städte von der Knechtschaft befreyt wurden und bürgerliche Verfassung erhielten, und als die Rechte der Landesherren und der Landstände durch ausdrückliche Verträge bestimmt wurden.

Bey der bisher beschriebnen Anlage unsrer Vorfahren und bey den Umständen, worin sie sich befanden, waren sie zwar kulturfähig, aber doch sehr in Gefahr in Barbarey zu verfallen. Diese letzte unglückliche Folge war von ihren kriegerischen Einrichtungen zu befürchten. Dergleichen Einrichtungen, wodurch die Kräfte und Fähigkeiten eines Volks mehr auf das Verwüsten und Verheeren der Erde, als auf ihren Anbau und Verschönerung, mehr auf das Vernichten, als Nachahmen dessen, was andre Völker gutes und schönes hervorgebracht, gerichtet

sind,

sind, machen eigentlich den Charakter barbarischer Völker aus. Indessen hing es großentheils von dem Betragen der Römer gegen die Deutschen ab, was für eine Wendung die Anlage der letztern nehmen sollte. Sobald jenes große und im hohen Grade verfeinerte Volk ein so naher Nachbar von so rohen Kindern der Natur, von den Deutschen, wurde, mußte sein Einfluß auf die Schicksale und auf die Sitten der letztern entscheidend seyn.

Wenn die Römer die weise Maxime des Augustus, diesseits des Rheins und der Donau keine Eroberungen zu machen, nie aus den Augen gesetzt; wenn sie durch keine eben so thörichte als ungerechte Angriffe die Rache der Deutschen gereizt; wenn sie die Deutschen nicht als ein Volk betrachtet hätten, das sie entweder durch Gewalt oder durch Ränke zu Grunde richten müßten; wenn sie freundschaftlich mit ihnen umgegangen und bemüht gewesen wären, ihnen allmählig ihre römische Kultur mitzutheilen: so würde dieses nicht allein ein edles, sondern auch dem römischen Staate selbst sehr nützliches Verfahren gewesen seyn. Sie hätten von dem kriegerischen Theile der Nation immer so viel in ihre Dienste genommen, daß dadurch Deutschland von seinen Unterdrückern, die zugleich für die Römer die gefährlichsten waren, nach und nach wäre befreyt worden. Die Römer hätten auch die Deutschen, als Kolonisten in ihren Provinzen, wo die Bevölkerung schon abzunehmen anfieng, brauchen können. Sodann hätten sie die zunächst am Rhein und an der Donau wohnenden Völker noch mehr zum geselligen Leben, wozu sie geneigt schienen, anführen, und sie zugleich in den Künsten der Vertheidigung unterrichten und mit allen dazu erforderlichen Nothwendigkeiten, woran es noch in Deutschland fehlte, versorgen können; alsdann wären diese Völker mit der Zeit kultivirt, nützliche Bun-

desgenossen der Römer und eine Schutzwehr ihrer Provinzen gegen die übrigen, noch rohen Deutschen geworden. Dieses scheint auch anfangs der Plan des Augustus gewesen zu seyn; die Bataver, die Trevirer und einige andre Völkerschaften waren durch das freundschaftliche Betragen der Römer gewonnen und wie sehr sie diesen ergeben waren und ihnen nützlich wurden, davon kommen Beweise genug in der Geschichte vor.

Allein unglücklicher Weise hatte August selbst die Schwachheit, aus thörichter Liebe zu seinem adoptirten Sohn, Drusus, von dem die geheime Geschichte wissen will, daß August ihn durch Ehebruch erzeugt habe, von seiner eignen in der damaligen Lage des Staats so gegründeten Maxime abzugehen. Er gestattete dem jungen Menschen, der sich gern einen Namen machen wollte, die Deutschen in ihren Sitzen zu überfallen. Der junge Mensch, voll von dem Wahne, die Thaten Alexanders und Cäsars nachzuahmen, ging über den Rhein, zerstörte und verbrannte bis an die Elbe hin, die friedlichen Hütten der Deutschen, ohne daß ihm dazu die geringste Ursache von Seiten der Deutschen gegeben wäre, ohne den geringsten Nutzen für die Römer, blos um die Ehre zu haben, wegen dieser eben so ungerechten, als thörichten Expedition dem römischen Pöbel das Schauspiel eines Triumphs zu geben.

Dieser Ueberfall und nachher mehr ähnliche Angriffe, hatten für Rom so wohl als für Deutschland die wichtigsten Folgen. Auch der friedfertigere Theil der Deutschen mußte dadurch gegen die Römer aufgebracht werden. Alle mußten nun die Römer, als den gemeinschaftlichen Feind betrachten. Die Gefahr, einem so mächtigen Volke endlich unterzuliegen, das Kriegswesen dieser Römer, ihre Waffen, ihre Art zu streiten; die besten Anstalten gegen

sie waren nun natürlicherweise der Gegenstand, mit dem die Deutschen in ihren Zusammenkünften sich am meisten beschäftigten. Viele Deutschen, die unter römischen Legionen gedient hatten, kamen zu Hause und fachten das Verlangen, sich an den Römern zu rächen und ihre Provinzen zu plündern, noch stärker an, indem sie theils die Vorzüge und Reichthümer dieser Provinzen rühmten, theils die Leichtigkeit zeigten, Streifereyen dahin vorzunehmen. Es wurden einige Unternehmungen gewagt, anfangs blos in der Absicht, Beute zu machen. Das Gelingen mancher solcher Unternehmung machte mehrern Lust zu ähnlichen Versuchen. Die Begierde, sich Beute aus den römischen Provinzen zu holen, wurde immer allgemeiner und lebhafter. Alles, was jung war, was Muth und Kräfte fühlte, nahm an diesen Streifereyen Theil. So bekam der Hang zum Kriege bey der Nation das Uebergewicht. Die Hoffnung, sich in den römischen Provinzen zu bereichern, diese Provinzen wohl gar zu erobern, wirkte auf unsre Vorfahren völlig so, nur noch viel allgemeiner, als die Hoffnung, sich durch amerikanische oder ostindische Schätze zu bereichern, in neuern Zeiten auf die Europäer gewirkt hat. Auf der andern Seite wurden nun von den Römern alle Kräfte der arglistigsten Politik angewandt, die Deutschen, die immer furchtbarer wurden, zu Grunde zu richten. Sie hezten Deutsche gegen Deutsche auf; sie verführten sie zur Weichlichkeit. Ein Glück war es, wie ein Geschichtskenner richtig bemerkt, daß noch kein Brantwein erfunden war; die Römer würden ihn sonst eben so gewiß zum Verderben unsrer Vorfahren angewandt haben, als er durch die heutigen Europäer das Unglück so vieler afrikanischen und amerikanischen Völker geworden ist. Vielleicht wird man hier einwenden, daß die Römer doch auch vom Anfang an ein kriegerisches Volk waren. Und doch

thaten ſie bey allen ihren unaufhörlichen Kriegen immer merkliche Fortſchritte zur Kultur. Warum, wird man fragen, hatte der Krieg eine ſchlimmere Wirkung bey den Deutſchen, als bey den Römern? Ich antworte: die kriegeriſche Lebensart der letztern war keine Folge zufälligerweiſe bey ihnen erzeugter wilder Leidenſchaften, ſondern die Frucht reifer Ueberlegung, das Werk der Stifter ihres Staats, von denen es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß ſie nicht, wie die römiſche Legende erzählte, wildaufgewachſne Fündlinge, ſondern aus ſchon ziemlich kultivirten Staaten ausgewanderte Männer waren: der Unterſchied aber zwiſchen einem Volk, das durch ſeine ausgebildete Staatsverfaſſung gewöhnt wird, den Krieg als eine Kunſt zu üben und die gemachten Eroberungen aufs möglichſte zu nutzen, und einem Volke, das nur durch wilde Tapferkeit zu ſiegen, und das beſiegte Land nur durch Plündern und Gewaltthätigkeiten zu benutzen weiß, muß nothwendig auf die Kulturfähigkeit beider Völker einen ſehr verſchiednen Einfluß haben.

Nach langem Kampfe von einigen Jahrhunderten ſiegten endlich die deutſchen Wilden über die verfeinerten Römer. Die bisherigen Herren der Welt wurden den Bewohnern der deutſchen Wälder und Moräſte unterthan. Was der Beſitz der herrlichen römiſchen Provinzen, den die Sieger ſich durch ihr Schwert erworben hatten, was der Genuß ſo verführeriſcher Vergnügungen, als ihnen nun zu Gebote ſtanden, auf ihren Charakter für ſchädlichen Einfluß haben mußte, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man die Veränderungen bedenkt, die in dem Charakter eines rohen ſinnlichen Menſchen ohne Erziehung, der plötzlich reich wird und dadurch in eine Lage kommt, wo er ſeine Begierden ungehindert befriedigen kann, zu erfolgen pflegt. Die aus Deutſchland ausgewan-

gewanderten Eroberer fielen eben so in Laster, wie den jungen Macedonier der zu glückliche Erfolg seiner Kühnheit in Laster versinken ließ. Der beste moralische Charakter ist in Gefahr durch eine Art von Gemüthstrunkenheit, die eine Folge eines zu glänzenden Glücks ist, verdorben zu werden. Diese Bemerkung ist durch das Beyspiel einzelner Menschen längst bestätigt, die man für fast vollkommne Muster der Weisheit und Tugend hielt, die aber, nachdem sie ihre Absichten erreicht, nachdem sie den Ruhm oder die Vorzüge, wornach sie strebten, erreicht hatten, sich verächtlichen Neigungen und niedrigen Leidenschaften dergestalt überließen, daß sie denen, die mit der Natur des menschlichen Herzens nicht genug bekannt sind, eine räthselhafte Erscheinung wurden. Aber auch Nationen können zum Exempel dienen. Lassen sich doch die gesitteten Engländer durch das Uebermaas des Glücks, das ihre Unternehmungen in Ostindien begleitet hat, in weichliche, habsüchtige, despotische Nabots verwandeln. Wie vielmehr ist es begreiflich, daß ein ganz rohes, blos von sinnlichen Trieben geleitetes Volk sich dieser Glückstrunkenheit, wann ich sie so nennen darf, nicht erwehren konnte.

Doch diese ausgewanderten Deutschen gehen uns nicht weiter an; die Zurückgebliebenen sind der Gegenstand unserer Betrachtung. Unter jenen ist nur Eins, das wir nicht aus den Augen lassen müssen, weil es nachher am meisten auf das Schicksal der Zurückgebliebenen gewirkt hat. Es sind die Franken, von denen bald wieder die Rede seyn wird.

Zweytes Kapitel.

Inhalt.

Veränderter Zustand Deutschlands seit der Auswanderung verschiedener seiner Völker in die römischen Provinzen — Der Anbau des Landes verhindert — Veränderungen durch Karl des Grossen Eroberungen — Der wilde Kriegsgeist dauert fort — Die Erblichkeit der Lehne trägt dazu bey — Gute Folgen von der Vereinigung der deutschen Völker — insbesondere in Ansehung des Ackerbaus — Der Ackerbau nicht erst durch die Mönche eingeführt — Gründe, warum den Mönchen das Verdienst, den deutschen Boden urbar gemacht zu haben, abgesprochen werden muß — Die Klöster wurden vielmehr dem Landbau nachtheilig.

Fast der ganze siebenhundertjährige Zeitraum von der Niederlage des Varus an bis auf Karl den Großen ist in Ansehung dessen, was sich in Deutschland selbst, diesseits des Rheins und der Donau zutrug, mit Dunkel bedeckt. Die Deutschen selbst hatten noch keine Geschichtschreiber, und die Römer erfuhren entweder nicht, was im innern Deutschlande vorgieng, oder sie hielten es der Mühe nicht werth, etwas davon aufzuzeichnen. Die Nachrichten der Römer betreffen blos ihre Händel mit den Deutschen. Ueber die innere Geschichte Deutschlands in diesem langen Zeitraum können wir nur Vermuthungen haben.

Durch die Auswanderungen der Deutschen und durch ihre Kriege mit den Römern wurde nicht blos ihr moralischer Charakter verdorben, sondern wahrscheinlich auch der physikalische Zustand des Landes auf eine Zeitlang ver-

verschlimmert. Ohne Zweifel war es der tapferste, und in Ansehung körperlicher Eigenschaften der beste Theil der Nation, der sein Vaterland verließ, entweder in römischen Diensten sein Glück zu machen, oder die römischen Provinzen erobern zu helfen. Sodann, wie die Römer erst anfiengen zu weichen, breiteten sich die ihnen zunächst am Rhein wohnenden deutschen Völker in den von den Römern verlaßnen Provinzen aus. Die Franken, die anfänglich diesseits des Rheins ihre Sitze hatten, giengen nun über diesen Fluß, drangen immer tiefer in Belgium, oder in die heutigen österreichischen Niederlande und unterwarfen sich alle längs dem Rhein auf der linken Seite desselben bis zum Elsaß und Lothringen hin gelegenen Länder. Wenn gleich diese solchergestalt nach Westen und Süden fortrückenden Völker ihre vorher innegehabten Sitze nicht ganz verließen; wenn gleich einige von ihnen, die den Krieg weniger liebten, zurückblieben: so waren diese doch nicht stark genug, das nun viel dünner bewohnte Land zu vertheidigen. Die von Norden und Osten her sich drengenden Völker bekamen dadurch Raum sich weiter in Deutschland auszubreiten. Da die Lebensart dieser Völker noch mehr auf Viehzucht gerichtet war, da sie in den von ihren vorigen Bewohnern verlaßnen Ländern Weiden genug für ihre Heerden fanden, folglich durch keine Noth zum mühsamen Landbau getrieben wurden, so mochte der in den Rhein- und Donaugegenden begonnene Anbau des Bodens, wenn er sich ins innere Deutschland ausgebreitet hatte, hier wieder in Verfall gerathen.

Diese neue in Deutschland sich verbreitenden Völker waren nicht alle deutscher Abkunft. Wendische oder slavische Völker besetzten alle auf der östlichen Seite der Elbe gelegenen Länder. Wahrscheinlich geschahen alle diese

Besitzveränderungen nicht ohne Kriege, die unter so rohen Völkern ein großes Hinderniß zum Anbau des Landes seyn mußten.

Von den ausgewanderten deutschen Völkern zogen die meisten nach fernen Landen; blos die Franken blieben in der Nähe. Dieses ruhmsüchtige Volk sah noch oft nach seinem alten Vaterlande zurück und suchte die neuen Ankömmlinge, die sich da niedergelassen hatten, zu unterjochen. Die fränkischen Könige bekriegten, bald die Sachsen, bald die Thüringer, bald die Bayern, wenn es auch nur war, um einen jährlichen Tribut von einigen hundert Pferden von ihnen zu erzwingen. Durch Karl den Grossen, den Ueberwinder der Sachsen, den Unterdrücker der Herzoge von Bayern wurden die auf dem deutschen Boden wohnenden Völker zuerst unter einem Oberhaupte vereinigt. Er ist der eigentliche Stifter des deutschen Reichs. Er knüpfte zuerst das politische Band, wodurch die verschiednen deutschen Völker, deren jedes seine eigne unabhängige Verfassung hatte, genöthigt und gewöhnt wurden, sich als Glieder eines Körpers zu betrachten. Allein es geschah wider die Neigung dieser Völker, daß sie sich, durch seine Uebermacht gezwungen, so zusammen mußten knüpfen lassen; diese Vereinigung war ein Werk des Schwertes. Jedes dieser Völker sehnte sich daher beständig nach der verlohrnen Unabhängigkeit zurück. Sie hatten bey dieser erzwungnen Vereinigung zu viel verlohren. Vorher besorgte jedes seine Angelegenheiten selbst auf seinen Volksversammlungen ungehindert; jetzt standen sie unter Aufsicht und mußten dem Interesse des Königs ihr eigenes aufopfern. Vormals wählten sie ihre Herzoge selbst, jetzt wurden diese von den Königen über sie gesetzt. Vormals wurden ihre Privatstreitigkeiten in der Volksversammlung entschieden; jetzt mußten sie deswegen

wegen oft an den manchmal sehr entfernten Hof sich wenden, und dieses nöthigte sie, da man alles noch mündlich verhandelte, zu Reisen, die in jenen Zeiten, da es noch keine Posten und überhaupt wenig Bequemlichkeiten für Reisende gab, sehr beschwerlich waren. Auch die Abgaben an den König, die größtentheils in Naturallieferungen bestanden, und die Dienste, die sie leisten mußten, waren sehr drückend. Die alten Annalisten erzählen oft, daß es, bey erledigtem Throne, nahe an einer Trennung war. Sie würde auch wirklich erfolgt seyn, wenn es die Geistlichkeit und der Kriegsstand nicht verhindert hätten. Die Geistlichen waren es eigentlich, die den Wahn unterhielten, daß es Pflicht und Ehre von den Deutschen forderten, die von Karl dem Großen, hauptsächlich zum Schutz der christlichen Kirche errichtete Kaiserwürde, als einen großen Nationalvorzug zu erhalten. Und diejenigen, die sich dem Kriegsstande widmeten, konnten nur unter einem Kaiser auf viel und große Lehne, als womit sie damals für ihre Dienste bezahlt wurden, rechnen. Es war aber mehr das Schwert dieser Krieger, dieser Lehnleute, die man als stehende Armeen der Kaiser betrachten muß, als das Zureden der Geistlichen, was die deutschen Völker bewog, in einer ihnen verhaßten erzwungnen Verbindung zu bleiben. Als aber die Kaiser endlich den großen Fehler begiengen, die Lehne erblich zu machen, wozu sie ohne Zweifel durch dringende Umstände genöthigt wurden, so entstanden daraus die wichtigsten Folgen für die Verfassung. Der Kriegs- oder Lehnmann hielt es nun weniger mit dem Kaiser, der ihm sein Lehn nicht mehr nehmen konnte, als mit dem Volke, unter dem er ansäßig war. Er sah es nun gern, daß des Kaisers Ansehn geschwächt wurde: denn sobald dieses gebrochen war, brauchte der Lehnmann nicht auf jeden Wink des Kaisers aufzusitzen und Feldzüge in fernen Län-

dern mitzumachen, sondern er konnte ruhig auf seinem Gute bleiben. Auf der andern Seite aber setzten diese Lehnleute, durch die damalige Kriegsart zu Gewaltthätigkeiten gewohnt, diese Gewaltthätigkeiten gegen ihre ruhigen Nachbarn fort. Hier wurde ein freyer, aber wehrloser, oder schwacher Landmann von dem mit Schwert und Feuer drohendem Krieger genöthigt, ihm zur Bestellung seiner Aecker oder zur Aufführung seines Bergschlosses mit Hand- oder Spanndiensten behülflich zu seyn. Dort wurde ein andrer gezwungen, dem furchtbaren Nachbar jährlich ein gewisses von den Früchten seines Ackers oder seiner Heerde zu liefern. Man denke sich die bepanzerten Krieger, wie sie, durch ihre eiserne Rüstung vom Haupte bis zu den Füssen, unverwundbar, mit mächtigen Schlachtschwertern und Lanzen gewaffnet, von ihren Bergschlössern herab in die stillen Hütten des friedlichen Landmanns fielen, Forderung auf Forderung thaten und jede mit Drohungen von Mord und Brand begleiteten, und man hat ein Gemälde von der Art, wie manche große Herrschaft entstanden ist. Wollten die solchergestalt bedrengten Landleute gegen die Plackereyen ihrer mächtigen Nachbarn gesichert seyn, so mußten sie sich von einem derselben dadurch, daß sie sich zu gewissen jährlichen Abgaben und Diensten gegen ihn verpflichteten, Schutz erkaufen.

Durch Noth gedrungen, oder auch aus Abneigung gegen die wilde Lebensart, flohen viele vom Lande in die Städte. Allein aus Furcht vor den ringsumher wohnenden gewaltthätigen Burgbewohnern mußten die Städter sich mit Mauern und Thürmen verwahren. Daher, um nicht allzuweitläuftige Mauern zu bekommen, als die kostbarer und schwerer zu vertheidigen waren, mußten sie ihre Gassen eng und ihre Häuser kerkermäßig dicht an einander bauen. Auch in diese Städte drang der wilde

Kriegs-

Kriegsgeist, weil die Bürger täglich gegen den Angriff irgend eines Nachbarn gefaßt seyn mußten. Dieses ungefehr sind die Hauptursachen, die beständig fortwirkten, den wilden Kriegsgeist bey der Nation nicht nur zu unterhalten, sondern auch über die sonst mehr zum Frieden geneigten Stände auszubreiten. Und er war ein Haupthinderniß in der Kultur, in der die Nation sonst schnellere Schritte würde gemacht haben.

Die Vereinigung der bis dahin unabhängig gewesenen deutschen Völker unter der fränkischen Oberherrschaft durch das Schwert Karls des Großen war übrigens in andrer Rücksicht ein Mittel, das die Deutschen einen merklichen Schritt weiter brachte. Das gesellige Leben wurde auf mancherley Weise befördert; die Deutschen lernten sich mit mancherley Künsten beschäftigen; sie bekamen die ersten, wie wohl ganz rohen, unvollkommnen, verworrnen Ideen von Wissenschaften; das Land wurde mehr angebaut. Wir wollen bey diesem letzten Punkte erst stehen bleiben. Es entsteht dabey die Frage: wessen Verdienst war dieser Anbau, diese Urbarmachung der deutschen Wälder und Sümpfe? hatten die deutschen Völker in den siebenhundert Jahren, die seit der Römer Zeiten bis zu Karl dem Großen verflossen waren, noch gar keinen Anfang mit diesem Anbau gemacht? haben nicht wenigstens die Franken ihn befördert? oder ist es so ganz Verdienst der Mönche? wahrlich in dem Fall haben die Mönche ein sehr großes Verdienst um Deutschland.

Ich bekenne, es fällt mir schwer zu glauben, daß die Deutschen in einem Zeitraum von siebenhundert Jahren die Nothwendigkeit, den Ackerbau mit der Viehzucht zu verbinden, nicht sollten empfunden, und nachdem sie seine Nützlichkeit, theils aus eigner Erfahrung, theils

aus

aus dem Exempel der Rhein- und Donaugegenden kennen gelernt, ihn nicht als die vortheilhaftere Lebensart der bloßen Viehzucht ſollten vorgezogen haben. Zumal da das Beſchwerliche bey dieſer Lebensart auf die Knechte fiel. Es iſt wahr, blutige, verwüſtende Kriege ſind vermuthlich in dieſem Zeitraum geführt; von ſo rohen Völkern iſt kein langer Friede zu erwarten. Es iſt wahr, im fünften Jahrhundert unterjochten die fürchterlichen, alles verheerenden Hunnen einen großen Theil der deutſchen Völker. Dennoch ſind ſiebenhundert Jahr eine ſo lange Periode, daß man annehmen kann, wenn in derſelben Deutſchland auch dreymal ganz durch Krieg verheert wäre, ſo würde ſich doch nach jeder Verheerung die Volksmenge dergeſtalt wieder vermehrt haben, daß die Viehzucht allein zu ihrem Unterhalt nicht mehr hingereicht hätte. Wenn wir nun noch dabey bedenken, daß ſchon im Anfange dieſer Periode die Menſchen in Deutſchland zu zahlreich waren, als daß ſie noch von bloßer Viehzucht leben konnten, daher ſie theils ſchon ſich auf Ackerbau legten, theils auswanderten, ſo kann man ſicher annehmen, daß von Anfang dieſer Periode an der Ackerbau anfänglich zwar aus oben angeführten Gründen mit ſchwachem, allmählig aber mit einem ſteigendem Eifer als eine mehr Nahrung verſchaffende Lebensart unter allen deutſchen Völkern eingeführt ſey.

Zu dieſen allgemeinen Wahrſcheinlichkeitsgründen kommt, daß man in den Geſetzen der Bayern und Sachſen Spuren antrifft, daß bey dieſen Völkern, als ſie unter die fränkiſche Herrſchaft geriethen, der Ackerbau ſchon getrieben wurde.

Endlich ſcheint meine Behauptung durch folgende Bemerkung beſtätigt zu werden. In der engliſchen Sprache ſind die Benennungen verſchiedner Geräthſchaften des

Acker-

Ackerbaus und verschiedner dabey vorkommenden Arbeiten deutschen Ursprungs. Der Pflug, die Sichel, das Pflügen, das Säen werden mit eben den Wörtern, deren wir uns bedienen, bezeichnet. Die durch den Ackerbau erworbnen Früchte, Korn und Weizen und das aus ihnen gebackne Brod so wie die Handlung des Backens selbst haben in der englischen Sprache ebenfalls deutsche Benennungen [7]). Diese Ausdrücke wurden also schon von den Sachsen mit nach Britannien genommen, und es ist ein richtiger Schluß, daß also die Sachen selbst, die mit diesen Ausdrücken benannt werden, ihnen vor ihrem Abzuge aus Deutschland nicht mehr unbekannt seyn konnten. Die Sachsen aber waren eins der nordlichsten und rohesten Völker in Deutschland; dazu wohnten sie an der See, und hatten also Gelegenheit zur Fischerey, zur Schiffahrt und allenfalls zur Seeräuberey. Wenn gleichwohl dieser letzten Nahrungsquellen ungeachtet, die Sachsen im fünften Jahrhunderte — denn bekanntlich giengen sie zum erstenmale im Jahr 449 nach Britannien — schon Ackerbau trieben, so ist es von den im Innern Deutschlandes wohnenden Völkern noch eher zu vermuthen, daß sie diesen Nahrungsweg betraten, da ihnen jene beiden Quellen, Fischfang und Schiffahrt oder Seeräuberey fehlten. Wenn dieser Schluß richtig ist, daß den Deutschen zu der Zeit, als einige ihrer Völkerschaften auswanderten, diejenigen

7) the plough; the sickle; to plough; to saw; corn, wheat; bread; to bake. Vielleicht kamen auch die Wörter to brew, brauen; malt, Malz; hop, Hopfen; beer, Bier, so wie die Brauerkunst selbst schon mit den Sachsen nach England. Zwar kann dies auch später geschehen seyn. Die Engländer können das Brauen erst nachher von den Niederländern gelernt haben. Allein da Tacitus schon des Biers, als eines Getränks der Deutschen erwähnt, so ist jene erste Vermuthung wahrscheinlicher.

jenigen Sachen schon bekannt seyn mußten, mit welchen die Auswandernden den Namen mit nach andern Ländern brachten — und ich sehe nicht, was wider die Richtigkeit dieses Schlusses eingewandt werden könnte, — so mußten die Deutschen vor der Zeit dieser Auswanderungen schon eine Art von Gärten haben. Denn nicht blos die Sachsen, sondern auch die Franken und Longobarden nahmen das Wort Garten mit, und es hat sich in allen drey Sprachen, die von diesen drey Völkern abstammen, erhalten [8]. Sogar die Benennung dessen, der den Bau der Gärten besorgt, des Gärtners, findet sich in diesen drey Sprachen mit eben der deutschen Endung, die sie noch in der unsrigen hat [9], als ob jene Völker auch dieses Wort aus Deutschland mitgenommen hätten.

Daß die Deutschen schon zu Tacitus Zeiten eine Art von Gärten hatten, ist mir auch aus dem Umstande wahrscheinlich, weil Obst vorzüglich mit zu ihren Speisen gehörte. Tacitus nennt Fleisch, Milch und Obst als ihre drey Hauptnahrungsmittel. Es ist wahr, er nennt es wildes Obst (poma agrestia) und daher haben es alle bisherige Uebersetzer und Ausleger des Tacitus für wildwachsendes Obst gelten lassen. Allein es giebt in Deutschland gar kein wildes Obst, das eßbar wäre. Aßen also unsre Vorfahren Obst, welches nach dem Tacitus unleugbar ist, so mußten sie es bauen. Daß Tacitus es wildes Obst nennt, ist nicht buchstäblich zu nehmen. Es schien dem Römer, der an die lieblichern Früchte Italiens gewohnt war,

8) Im Englischen, a garden; im Französischen un jardin; im Italiänischen un giardino.

9) Englisch, a garden*er*; Französisch, un jardini*er*; Italiänisch, un giardini*ero*.

war, diesen Namen zu verdienen [10]). Auch kommen in der bekannten Verordnung Karl des Großen wegen seiner Meyereyen Obstsorten mit deutschen Namen vor [11]).

Allein man wird fragen, ob es denn nicht hinlänglich bezeugt sey, daß die Mönche die ersten gewesen, die Deutschlandes Wälder ausrodeten, die Moräste austrockneten und den Boden urbar machten? Ist es nicht historisch erwiesen, wird man fragen, daß der heilige Bonifacius in einer Wüste im Buchenwalde sein Kloster Fulda anlegte, und daß der Arbeitsgeist seiner Mönche diese Wüste in fruchtbare Fluren umschuf?

Ich muß antworten: man hat in der That dem Bonifacius ein größeres Verdienst zugeschrieben, als ihm gehört. Wir haben von dem ersten Anbau seines Klosters zu Fulda so authentische Nachrichten, als man nur wünschen kann, Nachrichten von der Hand seiner Freunde und

10) Eigentlich bedeuten auch poma agrestia keine wildwachsende, sondern nur die gemeinern, gröbern Obstsorten, im Gegensatz von den feinern. Agrestis hieß bey den Römern alles, was noch nicht durch eine sorgfältigere Kultur zu dem Grade von Verfeinerung, dessen es fähig ist, gebracht ist, quales res in agris esse solent; res non elegantes. So wird beym Virgil Aen. V. 40. der ländliche Ueberfluß, womit Acestes den Aenas bewirthete, gaza agrestis genannt. Daher denn auch die Ausdrücke sermo agrestis, mores agrestes, homo agrestis nicht völlige Barbarey, sondern nur den Mangel der Verfeinerung durch eine gute Erziehung bedeuten.

11) Dergleichen Namen sind Gormaringa, Geroldinga. Capit. de villis. ap. Baluz. T. I. p. 342. Die Angelsachsen nahmen die Ausdrücke an apple, a nut, a walnut, ein Apfel, eine Nuß, eine Wallnuß, aus ihrem Vaterlande mit nach Britannien. Kann man also zweifeln, daß schon vor dem Uebergange der Angelsachsen nach Britannien, Apfel- und Nußbäume im nördlichen Deutschlande eine gemeine Sache waren.

und Zeitgenossen, und, was noch größeres Gewicht hat, Urkunden von den Schenkungen, die dem Kloster gleich in den ersten Jahren seit seiner Errichtung gemacht wurden. Aus jenen Nachrichten und aus diesen Schenkungsbriefen ergeben sich folgende unleugbare Umstände, aus denen ich dem unbefangnen Leser selbst überlassen will, die Größe des Verdienstes des heiligen Bonifacius um die Einführung des Ackerbaus in jenen Gegenden zu bestimmen.

1) Die Gegend in der Buchonia, oder in dem Buchenwalde, wo Sturm, der Schüler des heiligen Mannes, einen Platz zur Erbauung eines Klosters aufsuchte, war in der That nicht sehr angebaut, aber nicht deswegen, weil es den dortigen Völkern an Neigung zum Landbau fehlte, sondern weil die Gegend auf der Grenze lag. Die Sachsen, die Franken, die Thüringer und die Wenden stießen hier zusammen [12]. Nun weiß man, daß Grenzgegenden zwischen rohen Völkern, die beständig von ihren Vorfahren her geerbte Kriege mit einander führen, selten recht angebaut werden und oft ganz wüste liegen. Hat es doch noch jetzt die nehmliche Beschaffenheit mit den Grenzprovinzen der österreichischen und türkischen Staaten.

2) Alle Gutsbesitzer in der Nachbarschaft, Edle und blos Freye, wurden zu einer Versammlung berufen, und in derselben wurde ihnen im Namen des Königs eine Vorstellung gethan, daß sie nach dem Exempel des Königs den Mönchen von ihren Ländereyen etwas schenken möchten

12) Schannat Buchonia Vetus hinter den Tradition. Fuld.

ten[13]). Das thaten auch viele, wie nicht nur der Verfasser vom Leben des ersten Abts Sturm, des Freundes und Gefährten vom heiligen Bonifacius anführt, sondern wie auch die Schenkungsbriefe selbst beweisen.

3) Aus dem Zeitraum von 760 bis 799 sind über zwanzig Schenkungsbriefe übrig, worin die dem Kloster geschenkten Ländereyen mit ihren Zubehörden und Grenzen bestimmt werden. Darunter kommen oft Ländereyen vor, die der Schenker, welches wohl zu bemerken, **von seinem Vater** geerbt hatte. In einigen dieser Urkunden wird auch ausdrücklich der **Aecker** zur Unterscheidung von Weiden erwehnt. Manchmal geschieht Meldung des **vorräthigen Getraides.** Schon die Eintheilungen in Morgen und Huben kommen darin vor[14]). Kann man einen evidentern Beweis verlangen, daß

13) Aegil in vita Sturmi. p. 71. 72. in Schannat Cod. prob.

14) Es wird der Mühe werth seyn, diese Schenkungsbriefe herzusetzen. Der erste ist vom Jahr 760, nachdem sechszehn Jahr vorher nemlich 744 Sturm, der Jünger des heiligen Bonifacius die sogenannte Wüste, (heremum vastitissimam in der Mönchssprache) im Buchenwald znm Platz für sein Kloster auserseyen hatte.

Traditio Manolti, de Bonis suis, in villa Gohhusa in Pago Grapfelt.

In Nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, Licet sint parva et ixigua, quae pro immensis peccatis meis et vitiis offero, tamen pius Dominus noster Iesus Christus non quantitatem muneris, sed devotionem animi perspicit offerentis; ideoque Ego *Manoltus* sana mente, sanoque consilio, pro malis peccatis meis,

daß der Ackerbau in dieſen Gegenden ſchon ſehr eifrig getrieben wurde?

4) Der

meis, ut in futurum veniam aliquam promerire merear, dono ad Monaſterium Sancti Salvatoris, quod eſt conſtructum ſuper fluvium Fulda, ubi Sanctus Bonifatius requieſcit in Corpore, hoc eſt quod dono: in *Pago Grapfelde* in villa cujus vocabulum eſt Gohhuſa, *Hereditatem meam*, quam *pater* mihi moriens *dereliquit*, in *areis, Terris araturys*, Campis, pratis, ſilvis, Paſcuis, aquis, aquarumque decurſibus, inculta ſeu culta mobilia et immobilia, ſicut ſuperius diximus, totum et integrum a die praeſente, ad jam dictum Monaſterium ſancti Salvatoris, jam dictam rem habeatis, teneatis, poſſideatis, vel quicquid inde facere volueritis Liberam ac firmiſſimam in omnibus habeatis poteſtatem: ſi quis vero, quod futurum eſſe non credo; ſi Ego ipſe aut aliquis de Heredibus meis aut prohaeredibus, et quaelibet ulla oppoſita perſona extranea, quae contra donationem iſtam venire tentaverit, aut eam infringere voluerit, imprimitus ipſam Dei omnipotentis poenam incurrat, et ab omni Loco ſanctorum excommunicatus appareat et inſuper ſolvat ad jam dictum Monaſterium Sancti Salvatoris, auri uncias V. argenti pondera X. multa componat, et quod repetit evindicare non valeat, ſed praeſens Donatio iſta omni tempore firma permaneat ſtipulatione ſubnixa. Facta Donatio ſub die V. Kalend. Auguſti Anno VII. Regnante Domino noſtro *Pippino* Rege[a]). Ego *Vvol-*

a) An. 760.

4) Der Buchenwald bestand aus acht Gauen, Ost- und Westgrapfeld, Tullifeld, Salagau, Sumargau, C 2 Asch-

Vvolframnus Emanuensis rogatus scripsi, et notavi diem, tempus quo supra. † Signum *Manolti* qui hanc donationem fieri rogavit. *ap. Schannat in Tradit. Fuld. p. 9. XVIII.*

Habberti et Hruadae Conjugum Donatio bipartita praediorum suorum in Geltersheim et Hengistorf.

Dum nobis fuit pietas et Dei voluntas, pro animae nostrae Remedio, nos bini Hahbertus et conjux mea Hruada a die praesente Portionem nostram tradimus in manum *Styrmes* Abbatis et in manum *Hruadlauge* Abbatissae, in nostram Eleemosynam, Carradas II. in summa sunt mancipia XII. *mansos* II. in Geltresheim, cum Terris, Silvis, Campis, Pratis Pascuis, aquis, aquarumque decursibus, et in Hengistorp Terram, quantum Nobis contingit, a die praesente pro mercede animae nostrae donamus atque tradimus per manus illorum, medietatem ad Casam Sancti Bonifacii martiris, et medietatem ad Casam Sanctae Mariae, quantum nobis *genitores* nostri dimiserunt, et nos ipsi *conlaborati* habemus, donamus atque transscribimus, et post nostrum amborum discessum, quantum conlaboravimus totum et integrum habemus donatum atque transscriptum, ad ipsa Loca Sancta superius denominata: si quis vero, quod futurum esse non credo, quod si nos ipsi, aut ullus de Heredibus ac proheredibus nostris, aut quaelibet opposita et immissa persona, quae contra- hanc

Aschfeld, Werringau und Varinge. Fulda wurde in Grabfelde angelegt. In diesem Gau waren schon viel Dör-

hanc Donationem et traditionem istam venire aut irrumpere voluerit, inprimitus iram Dei incurrat, et a manibus Sacerdotum et Liminibus Ecclesiarum excommunicatus appareat et insuper intulerit Fisco sociante solidos CC. multa componat et quod repetit evindicare non valeat, sed haec traditio firma et stabilis permaneat stipulatione subnixa. Actum est ad *Geltresheim* in villa publica Anno XII. Regnante Domino nostro *Pippino* Rege Francorum [b]). † Signum *Hahberti* et *Hruadae* qui hanc Traditionis Cartam fieri rogarunt. † Signum Alttrungi. † Signum Adalolti. † Signum *Megingozi* Episcopi. † Signum Hrabagingi † signum Gerbaldi † signum Hruadharti. † Signum Theotuvigi † signum Rihberti † signum Shrangolfi. † Signum Stahalolfi † signum Althelmi † signum Hramaolti † Leibolfi † Nendingi † Uniganti. Ego enim *Sadrebaldus* scripsi et subscripsi. *ib. pag. 10. XX.*

Traditio Burgarati presbyteri de quibusdam proprietatibus suis in Pagis Grapfeld et Salagevve.

Dominus ac Redemptor noster Dei Filius ammonet dicens: date Elimosinam et ecce omnia munda sunt vobis, idcirco Ego in Dei nomine Burgarad presbyter, dono pro animae meae remedio, ut veniam

b) Ann. 765.

Dörfer. In den Schenkungsbriefen von 760 bis 770 werden ihrer sechs genannt [15]). Dieses scheint eine Be-

völke-

15) Nemlich Gohhusen p. 9. XVIII. Munerichestatt p. 17. XXXIII. Hiruzfeld, Nisartan, Nutilinga, Wintgraba p. 18 XXXIV.

niam in futuro consequi merear, dono per hanc Epistolam ad monasterium Sancti Bonifatii quod est constructum in Pago Grapfeld, in loco nuncupante, qui dicitur Fulda, ubi *Stirmi* Abbas cum turba plurima Monachorum preesse videtur; hoc est in Locis nuncupantibus Hirutzfeld, et Nisartano, et in Nutilinga, unam *Huobam* et in alio loco nuncupante Wintgraba, in Pago Salegeuvi, quicquid ibidem ad me noscitur pervenisse, tam Terris, Domibus, Edificys, Silvis, Campis Pratis Aquis, Aquarum decursibus, quicquid in Hereditatem mihi convenit, ad prefatum Monasterium in Elimosinis et substantia Monachorum ibidem habitantium, Christo protegente volo esse donatum, atque firmatum; ea scilicet ratione, ut dum ad vivo ipsa Hereditate, sub usufructuario tantumodo, absque ullo prejudicio et diminutione aliqua ipsius Monastery per vestram precariam excolere debeam, et post meum discessum, quando Vobis placuerit, Vos et successores vestri in Dei nomine perpetualiter recipiatis possidendum, habendi, donandi, et quicquid elegeritis faciendi Liberam ac firmissimam in omnibus habeatis potestatem; si quis vero, quod futurum esse non credo, si aliquis de Heredibus meis aut ulla opposita Persona, ullo unquam tempore contra hanc Epistolam Donationis meae fieri decreverit, aut eam infringere conatus fuerit, juxta poenam seculi inferat partibus ipsius Monaste-

völkerung vorauszusetzen, die mit dem Berichte, daß die Gegend zwanzig Jahr vorher, wie das Kloster erst ange-
legt

nastery cum cogente Fisco auri libras centum, argenti pondera centum, et quod repetit evindicare non valeat, sed presens Epistola Donationis et Devotionis meae, firma et inviolata permaneat stipulatione subnixa, actum sub die XII. Kal. February Anno IIII. Regnante *Karlo* Francorum rege c). *Ibid. p. 18. XXXIV.*

Traditio Rudigeri.

In nomine Domini nostri Iesu Christi. Anno VIII. Regnante *Carolo* Rege Francorum d). Ego Ruduch, trado ad Monasterium Sancti Bonifacy in villa quae dicitur Westhusen, in *Pago Grabfelt* peccuniam meam quicquid fuerit in Domibus, edificys, et omnem *Laborem meum* totum et integrum, et unum puerum nomine Otger cum omni Labore suo quicquid habet, sicut superius dictum est, totum et integrum omnem Laborem meum, post obitum meum vos et successores vestri perpetualiter possedendi in omnibus habeatis potestatem. Stipulatione subnixa, actum in monasterio Fulda in die VIII. mensis Iunii. Ego *Asger* Recognovi. *Ibid. p. 25. XLVI.*

Arn-

c) Ann. 77[illegible].

d) Ann. 776.

legt wurde, eine Wüsteney gewesen sey, nicht übereinstimmt. Eben diese Bevölkerung aber würde in einem Districte von so mäßigem Umfang schwerlich statt gefunden haben, wenn die Völker hier noch blos von Jagd und Viehzucht gelebt hätten.

Arndeonis donatio eorum quae possidet in Pagis Tullifeld et Grapfeld.

In nomine Domini Iesu Christi. Anno XI. Regnante Carolo Rege Francorum [e]. Ego in Dei Nomine Arndeo, pro intuitu, et pro Redemptione animae meae, ut veniam delictorum consequi merear in futuro, dono atque trado ad monasterium Sancti Bonifacii quod dicitur Fulda, ubi Sturmi Abbas praeesse videtur, post obitum meum quicquid inibi jure *Patris mei* in Hereditatem convenit, id est in Pago Tullifeldon, et in villa nuncupante mittilesdorf totum et integrum Elimosinam meam, et in Pago Grapfelde in villa nuncupante Stocheim, quae est juxta ripam fluminis quod dicitur Strenue, *una arialis* et *una Hoba* quod est XXX. *jugera Terrae aratoriae*, et mancipia, quorum nomina hic recensemus: Sigimunt. Suuanahilt. Vuigpraht. Otuvin. Theothilt. Vodalpraht. Reginwih, Geilrat. Zeger. haec omnia cum suppellectili eorum, sicut supra dictum est, trado, post obitum meum, ut vos seu sequaces vestri, habendi perenniter fruendi, in omnibus habeatis potestatem stipulatione subnixa. Actum in Monasterio Fulda die I. mensis Decembris. Ego *Asger* rogatus chartulam feci. *Ibid. p. 32. LXI.*

e) An. 779.

5) Die Mönche waren nicht die ersten, die das Ausraden anfiengen. Dieses wurde schon, wie sie hinkamen, von den Einwohnern der Gegend fleißig getrieben. Diejenigen, die dazu Gelegenheit hatten, nahmen waldigte wüste Districte gerichtlich in Besitz, sie allmälig anzubauen. Einen solchen District nannten sie eine Bivanc, weil er von ihnen bivangen, befangen, das ist mit einer Befriedigung umgeben, oder umfangen wurde [16]). Der Ausdruck kommt in einer Urkunde Karls des Großen auf eine solche Art vor, daß man sieht, er war in dem angegebenen Sinn schon unter den Sachsen geläufig. Mithin mußte also auch das damit bezeichnete Geschäft selbst unter den Sachsen schon gewöhnlich seyn. In besagter Urkunde wird Bivang durch proprisum übersetzt [17]). Die Mönche übersetzten ihn sonst durch captura [18]). Ausraden, Urbarmachen nannten sie elaborare, und es fehlt nicht an Urkunden, wo fromme Gutbesitzer ihre elaborata, ihren laborem, das ist ihr urbar gemachtes Land dem Kloster vermachten [19]).

Mich dünkt, aus diesen unverdächtigen Zeugnissen, die uns die Mönche selbst hinterlassen haben, ergiebt sich klar und unwidersprechlich, daß es eine sehr übertriebene Vorstellung ist, wenn der heil. Bonifacius als der Osiris der Deutschen, der sie zuerst zum Ackerbau anführte, betrachtet wird.

Wenn

16) Daher kommt der Ausdruck: unbefangen. Ein unbefangener Verstand, der durch keine Vorurtheile und Leidenschaften im Denken eingeschränkt wird. S. Adelung.

17) Tradit. Fuldens. p. 107. CCXXIX.

18) Schannat Buchonia Vetus p. 322.

19) Z. E. Trad. Fuld. p. 25. XLVI. p. 59. CXXII.

Wenn wir uns in den Schenkungsbriefen andrer Klöster umsehen, so werden wir uns bald überzeugen, daß deren gerühmtes Verdienst um den Landbau in Deutschland eben so wenig gegründet ist [20]. Freilich gerade die Stelle, wo ein Kloster gebaut wurde, war noch nicht angebaut; dazu ersahen sie gewöhnlich einen noch wüsten Platz; denn die Heiligkeit der Mönche bestand, nach den damaligen Begriffen, eben darin, daß sie sich von der Welt, von dem Gewühl der Menschen entfernten. Diese ihre Absonderung von der Welt zog ihnen große Bewunderung zu, und diese Bewunderung bewog die frommen Seelen zu Schenkungen an die heiligen Einsiedler. Fast ineinsweg, sagt der Geschichtschreiber von Fulda, wurden ihnen die größten Güter, die weitläuftigsten Besitzungen geschenkt [21]. Aus den Urkunden über diese Schenkungen ist offenbar, daß diese großen Güter großentheils auch aus Ackerland bestanden, und völlig zur Landwirthschaft eingerichtet, auch mit den nöthigen Gebäuden dazu versehen waren. In der That, es würde doch Undank von den Mönchen gewesen seyn, wenn sie in der Folge behauptet hätten, von ihren Wohlthätern eine Wüste bekommen zu haben, die sie erst hätten anbauen müssen. In der That aber ist mir nicht bekannt, daß die Mönche sich wirklich dieses Vorwurfs durch dergleichen Behauptungen schuldig gemacht hätten. Aber Geschichtschreiber haben ihnen jenes vermeynte Verdienst zugeschrieben, auf das sie selbst vielleicht nie Anspruch machten, und

20) Man sehe z. E. das chartularium Werthinense beym Leibnitz p. 101. Gleich in der zweyten Urkunde vermacht ein gewisser Hludevin dem Kloster sein ganzes Erbgut, das zum Theil aus Pflugland, zum Theil aus einem Bifang besteht.

21) Schannat Histor. Fuld. im Leben des ersten Abts Sturm p. 86 und Aegil in vita Sturmi in Cod. Probat. p. 74.

das ihnen wirklich nicht zukommt. Doch die Mönche haben den Ackerbau in Deutschland nicht allein nicht zuerst eingeführt, sondern seinen Anwachs sogar verhindert. Mancher abergläubiger Verehrer der Mönche belastete seine Nachkommen mit ewigen Abgaben an die Klöster, und Lasten sind gewiß kein Aufmunterungsmittel des Landbaus. Karl der Große legte nicht blos den Sachsen, sondern allen seinen Unterthanen den Zehnten an die Kirche und Klöster auf. Dieses war gewiß eine harte Auflage, die den Fleis des Landmanns sehr unterdrücken mußte. Die oftmaligen Versuche der Sachsen, sich der Herrschaft Karls des Großen zu entziehen, geschahen hauptsächlich aus dem Beweggrunde, sich von der unerträglichen Last des Zehntens an die Kirche und Klöster zu befreyen [22]).

22) Man sehe Mösers Osnab. Geschichte I. Th. p. 224 und 46.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Natürlicher Gang der Kultur bey den Deutschen — Sie lernen sich besser waffnen — sich besser kleiden — besser wohnen. — Ihre Bergschlösser, Nachahmungen der römischen Festungen. — Ungleiche Fortschritte der äußern und innern oder Geistes-kultur. — Jene gieng ihren natürlichen Gang ungehindert, fort. — Diese wurde durch mancherley Hindernisse aufgehalten, und gieng oft wieder zurück.

Die Kultur gieng bey unsern Vorfahren, im Ganzen betrachtet, den Gang der Natur. Aus Jägern und Viehhirten wurden sie Ackerleute. Nachdem sie dieses geworden, entstanden unter ihnen allerley Handwerker und Künstler. Die Franken thaten auch hierin die ersten Schritte. Dieses war natürlich, da ihre Bekanntschaft mit den Römern und ihre Niederlassung in Gallien ihnen dazu Anlaß gab. Die ersten Handwerke und Künste, auf die sie sich legten, waren diejenigen, die zur Verfertigung der zum Landbau erforderlichen Geräthschaften und der Waffen und zum Bauwesen dienen. Der Franke in seiner Rüstung stach schon sehr von seinen Vorfahren, den Sikambern, Brukterern, Katten und übrigen Völkerschaften ab, die wider die Legionen des Varus oder Germanicus fochten. Jene tapfre Streiter giengen fast nackt zum Kampf; mit einem aus Weiden geflochtnen Schilde fiengen sie die Streiche des Feindes auf; eine lange Stange mit einer kleinen eisernen Klinge war ihr Angriffsgewehr. Der Franke, dreyhundert Jahr später, trug nicht nur sein dichtanschließendes Kleid, das Modell, nach welchem die europäische Mannstracht in allen folgenden

den Jahrhunderten geformt worden, sondern war mit einem Schwerte umgürtet, schwung seinen Spieß mit der rechten und vertheidigte sich mit einem Schilde in der linken. So malet uns den kriegerischen Franken ein Dichter aus dem fünften Jahrhundert, ein gebohrner Gallier, dessen Vaterland damals die ersten feindlichen Besuche von den Franken bekommen hatte [23]). Etwa dreyhundert Jahr später war es schon Kriegsgesetz bey den Franken, daß eine gewisse Klasse ihrer Streiter völlig gerüstet seyn mußte, und zur völligen Rüstung wurden auch Panzer, Bogen und Pfeile erfordert [24]).

Zu den Zeiten des Tacitus wohnte in Deutschland noch alles was zu einem Hause gehörte, Herr und Knecht, Frau und Magd in einer Hütte. Ihre Vorrathskammern waren Gruben oder Hölen unter der Erde oben mit Mist zugedeckt. Jetzt hatten sie schon Stuben zum Wohnen, die sie heitzen konnten; Säle für Gesellschaften und Gastmäler; Keller und Scheunen [25]).

Von allen Künsten der Römer war ihre Kriegsbaukunst, oder bestimmter zu reden, ihre Kunst, gemauerte Kastee-

23) Strictius assutae vestes procera coercent
Membra virum, patet iis altato tegmine poples,
Latus et angustum suspendit palteus alvum.
Excussisse citas vastum per inane bipennis,
Et plagae praescisse locum, clypeosque rotare,
Ludus; et intortas praecedere saltibus hastas;
Inque hostem venisse prius, puerilibus annis
Est belli maturus amor.

Sidon. Apoll. in panegyrico, quem Iulio Valerio Majoriano Augusto dixit.

24) Capit. II. a 805. VI.

25) Leg. Alam. tit. 81 ap. Baluz. †. 1. p. 79.

Kasteele aufzuführen, insbesondere auf Anhöhen und Bergen diejenige, die von den Franken zuerst am meisten bewundert und nachgeahmt wurde. Und sie scheinen, nachdem sie diese Kunst den Römern abgelernt, keinen geringen Vorzug darin gesetzt zu haben, da die übrigen deutschen Völker noch nichts von dieser Art Baukunst verstanden. Otfried in seiner Lobrede auf die Franken vor seiner fränkischen versificirten Nachahmung der Evangelisten rühmt unter andern Verdiensten, die den Franken ein Recht gäben, sich keinem Volke nachzusetzen, auch ihre Geschicklichkeit, Mauergebäude aufzuführen [26]). Es war sehr natürlich, daß die römischen Festungen und Schlösser, die bey ihrer ersten Aufführung in den Augen der Deutschen wundervolle Erscheinungen seyn mußten, indem diese nichts als höchstens von Erde und Leim aufgeführte Wälle oder Verhacke von Holz kannten, die Wünsche bey den Deutschen erregt hatten, selbst solche Schlösser zu besitzen. Nachdem die Römer vom Rhein vertrieben waren, nahmen die Anführer der Deutschen ihre Sitze in diesen ihren Feinden abgewonnenen Schlössern; man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Gefühl von Stolz und Freude. Das Andenken, daß sie von Römern erbaut waren, erhielt sich lange. Man nannte sie, nachdem das Christenthum eingeführt war, die heidnischen Festen. Der Stammvater des österreichischen Hauses, Ethiko, wohnte allemeist auf den **heidnischen Vesten, genannt Hohenburg,** sagt ein alter

26) Si buent mit *gezuigon.* Otfr. lib. I. c. I. v. 129 ap. Schilt. T. I. Daß gezuige von den Materialien zu einem Mauergebäude gebraucht wurde, erhellet aus einer Stelle im Lobgesang auf den heiligen Anno

Von dem gezuige der Stiphtir etc.

Rythm. d. S. Annone ap. Schilter.

alter deutſcher Autor [27]). Vermuthlich hatten die bewundernden Deutſchen dieſe Feſtung, die der Tradition zufolge Kaiſer Maximinus erbauen laſſen, wegen ihrer Höhe Hohenburg genannt; auch in dem Geſange auf den Biſchof Anno wird geſagt, die alten Burge kämen von den grimmen Heiden her [28]). Dieſe Bergſchlöſſerbaukunſt fand auch bey den übrigen Deutſchen, als ſie ihnen durch die Franken bekannt wurde, den allgemeinſten Beyfall und wurde mit dem thätigſten Eifer nachgeahmt. Aber dieſe Baukunſt hatte traurige Folgen für den unterdrückten, dienenden Theil der Nation. Alle Arbeit dabey fiel auf ihn. Sodann waren es dieſe Bergſchlöſſer, welche den Gewaltthätigen, den Mächtigen in Stand ſetzten, ſeine ſchwächern Nachbarn ringsherum zu unterjochen. Bruno in ſeiner Geſchichte des Sachſenkrieges zeigt deutlich, wie mancher freye Gutsbeſitzer durch den Bewohner eines benachbarten Bergſchloſſes um ſeine Freyheit gebracht und zur Dienſtbarkeit gezwungen wurde [29]).

Alles bis dahin Geſchehene können wir die erſten Schritte zur äußern Kultur nennen. Wir begreifen darunter alles, was den phyſikaliſchen Zuſtand einer Nation der Vollkommenheit näher bringt. Die innere oder Geiſteskultur wurde durch dieſe erſten Schritte vorbereitet. Den eigentlichen Anfang dieſer letztern machten die Schulen Kaiſer Karls des Großen.

Viel-

27) Königshoven Kap. IV. S. 238.

28) v. 123.

29) Bruno de bello Saxon. ap. Freher. p. 182. *S. meine Charaktere.

Vielleicht aber wird es hier der rechte Ort seyn, ein kleines Gemälde von dem Gange, den die deutsche Kultur nach diesen ersten Schritten überhaupt gieng, aufzustellen. Das Ganze der durch so viel zusammentreffende Ursachen und Veranlassungen bewirkten Veränderungen in dem Zustande und Charakter der Deutschen wird sich durch dieses vorangeschickte Gemälde besser übersehen lassen. Nachdem die nothwendigen Handwerke unter den Deutschen hinlänglich in Aufnahme gekommen waren, so fanden auch bald die entbehrlichen, die feinern Künste Eingang. Die Franken hatten schon in Gallien einige Bekanntschaft damit gemacht. Den übrigen Deutschen verschaffte die Pracht des unter ihnen eingeführten christlichen Gottesdienstes die erste Gelegenheit, ihre Augen an nie gesehnen Kunstwerken zu weiden. Hier wurden ihren Blicken zuerst Bildhauerwerke, Gemälde, goldne und silberne Gefäße, Crucifixe, Leuchter und dergleichen dargestellt. Manche Kirchen und Klöster wurden gebaut, deren Vorsteher die Pracht, die sie etwa in Italien und Gallien gesehen hatten, nachzuahmen suchten. Einige ließen Künstler aus Italien kommen, wie Erzbischof Adelbert von Bremen [30]). Andre nahmen auf ihren Reisen junge Leute mit, daß sie in den Künsten Uebung und Kenntnisse erlangten; so hatte Bischof Bernward von Hildesheim beständig junge Leute in dieser Absicht bey sich [31]).

Nach-

30) Bruno de bello Sax. ap. Freher T. I. p. 175 erwehnt des Malers Trasimund aus Italien, den Erzbischof Adelbert bey sich hatte.

31) Tangm. in vita Bernwardi ap. Leibn. in Scriptor. p. 442 T. I.

Nachdem der unglückliche Bruderkrieg der Söhne Ludewigs des Frommen durch den Frieden zu Verdün geendigt war, bekam Deutschland einen eignen großen Hof, dergleichen es noch nicht gehabt hatte. Die Grossen, die reichern Gutbesitzer sahen jetzt einander öfter auf den Reichsversammlungen, an dem Hofe des Königs, an den großen Festtagen in den bischöflichen und erzbischöflichen Sitzen. Dadurch wurde die Neigung zum geselligen Leben und zum Aufwand ausgebreitet. Ideen, Kenntnisse und Bemerkungen kamen in Umlauf, und die Begierde an allen Bequemlichkeiten und Erfindungen der Kunst, die bey solchen Zusammenkünften bekannt wurden, Theil zu nehmen stieg in den Herzen der Reichen, die ihrer Reichthümer genießen wollten, auf. Die Ergiebigkeit der Bergwerke am Harze erleichterte die Befriedigung dieser Wünsche. Diese Bergwerke setzten auch die Nation in Stand, die häufigen Expeditionen nach Italien den herrschsüchtigen Kaisern zu gefallen, auszuhalten. Diese Expeditionen kosteten ihr Geld und Menschen, aber die aus Italien zurückkommenden brachten neue Ideen von den Vorzügen jenes Landes und seiner Bewohner, von Künsten, Verfassungen und Einrichtungen mit, die nicht fruchtlos blieben. Dergleichen Ideen wurden durch die Kreuzzüge noch vermehrt und erweitert. Es würde aber das dadurch entstehende lebhafte Verlangen, an diesen äußern Vorzügen anderen Nationen gleich zu kommen, am Ende für Deutschland sehr schädlich geworden seyn, es würde die Kultur der Künste in Deutschland nicht befördert, sondern verhindert haben, wenn nicht zwischen den großen Gutbesitzern oder dem Adel und dessen Knechten oder Bauern ein Mittelstand sich gebildet hätte. Der nach und nach emporgekommene Bürgerstand verschaffte Deutschland Handwerker, Künstler und Kaufleute. Ohne ihn würde der Luxe der deutschen Großen dem Fleiße frem-

der

der Nationen zinsbar geworden seyn, wie heut zu Tage der Luxe der vornehmen Polen dem Fleiße der Deutschen, der Franzosen und Engländer zinsbar ist. Die Thätigkeit der allmälig entstandnen, einsichtsvollen, durch keine kurzsichtige Finanzentwürfe eingeschränkten, nach grossen Grundsätzen handelnden deutschen Kaufleute eröfnete verschiedne Canäle, wodurch die Producte des deutschen Fleißes ausgeführt wurden.

Durch die bisher angeführten Begebenheiten wurde die äußere Kultur unaufgehalten befördert. Die vielen Kriege und Fehden, die ihr, wie man denken könnte, sehr nachtheilig hätten werden müssen, schadeten ihr wenig; die Städte vermehrten sich, und nahmen zu an Volksmenge und Reichthum. Sie waren mit Künstlern und Handwerkern angefüllt. Auch das Land wurde immer mehr angebaut, mehr verschönert. Die Geisteskultur hingegen gieng viel langsamer, wurde oft unterbrochen, gieng sogar nicht selten zurück. Die Klosterschulen, seit Karl dem Großen, machten den rohen, blos sinnlichen Deutschen zuerst begreiflich, daß es Vergnügungen und Vorzüge des Geistes giebt, die durch Denken, Lesen, kurz durch Uebungen der Seelenkräfte erworben werden. Und gleich in dem ersten sehr kurzen Zeitraume, da kaum die Morgenröthe für den Geist der Deutschen anbrach, standen schon Schriftsteller auf, die sich in einer fremden, mit Mühe erlernten Sprache über allerley, selbst geistige Gegenstände, ziemlich deutlich und ordentlich auszudrücken wußten. Dieses war um so viel mehr zu verwundern, da in ihrer Muttersprache noch nicht der geringste Versuch gemacht war, über andre als sinnliche Gegenstände zu denken, noch eine Reihe von Gedanken zusammenhängend in die passendsten Worte einzukleiden. Die Predigten in der Landessprache, wenn sie fleißig nach

Karls Idee wären gehalten worden, hätten in dieser Hinsicht von großem Erfolg seyn können. Aber diese erste Morgenröthe gieng vorüber und statt des so nahe geschienenen Tages erschien wieder eine lange noch fürchterlichere Nacht, als die erste. Denn jene erste Nacht war eine Wirkung blos der Unbekanntschaft mit den Wissenschaften; die neue Nacht war eine Wirkung der Verachtung gegen die Wissenschaften, die man schon kannte, wenigstens schon zu kennen Gelegenheit hatte. Bey den Römern zur Zeit ihrer Größe, waren Litteratur und Kenntnisse Vorzüge, die ein Mann von Stande nothwendig besitzen mußte, wenn er Achtung genießen, ja sogar, wenn er auch nur blos nach der Mode seyn wollte. Unter dem deutschen Adel herrschte lange das gegenseitige Vorurtheil. Die reich gewordnen Geistlichen selbst bestärkten durch ihr Exempel, indem sie sich ganz dem sinnlichen Vergnügen ergaben, die Abgeneigtheit der Großen gegen Beschäftigungen des Geistes. Die Staatsverfassung trug auch dazu bey, daß der Hang zum wilden Leben und zum Kriege unter den Großen des geistlichen Standes sowohl als des weltlichen immer herrschender wurde. Dieser Hang und der Troz auf die Waffen erzeugten unaufhörliche Fehden. Die Sitten mußten immer roher werden, und sich immer mehr von der Milde, von der Feinheit entfernen, die sowohl Folgen als mitwirkende Ursachen von der Kultur des Geistes sind. Zu diesen Haupthindernissen kam ein eben so wichtiges, der Mangel einer hinlänglich bearbeiteten Sprache und dieser Mangel selbst wurde durch verschiedne Ursachen veranlaßt. Ferner fehlte es an einer Hauptstadt, die einen Sammelplatz der Freunde der Wissenschaften und Künste hätte abgeben und dadurch das Muster für das übrige Deutschland werden können. Endlich fehlte es an Anstalten, sowohl dem Liebhaber sein Bewerben um Kenntnisse und Fertigkeiten zu erleichtern, als

die

die Kenntnisse, die sich hie und dort ein eifriger Forscher erworben hatte, in Umlauf zu bringen. Endlich wurden dergleichen Anstalten nach ausländischen Mustern, es wurden Universitäten errichtet. Aber unglücklicher Weise wurde ihnen gleich eine Einrichtung gegeben, daß von ihnen keine wahre Aufklärung zu erwarten war. Man schrieb dem Verstande vor, worüber und wie weit er sich über die verschiednen Gegenstände zu denken erlauben sollte. Das Kind, das gehen lernen sollte, wurde in gewisse Schranken eingesperrt, aus denen es keinen Fuß setzen durfte.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Anfang der Geisteskultur in Deutschland durch Karl den Großsen — Sein dreyfaches Verdienst; — I. die äußerliche Kultur — insbesondre Baukunst durch ihn befördert —

II. Durch sein Exempel und durch seine Aufmunterung lernen fähige Deutsche die Beschäftigungen des Geistes zuerst, als Vergnügen kennen — Alcuins Antheil an diesem Verdienst des Monarchen — Karls Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, eine unaffectirte wahre, aus Kenntniß und Gefühl entsprungne Liebe — Akademie oder gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe.

III. Seine Anstalten zur Bildung und Aufklärung der Nation — Die Kloster- und Kathedralschulen — Auch Weltliche bekamen daselbst Unterricht — Vorzüge dieser Schulen vor den nachmaligen Universitäten — Aus ihnen sind mehr und beßre Schriftsteller hervorgegangen, als auf den Universitäten im Mittelalter gebildet sind.

Wichtigkeit des Verdienstes dieser Schulen in Verbreitung der Lese- Schreib- und Rechenkunst.

Predigten in deutscher Sprache, von Karln veranlaßt, trugen, wiewohl langsam, zur Kultur des Volks sowohl, als seiner Sprache bey.

Die Verordnung, daß die Richter nach geschriebnen Gesetzen sprechen sollten, wirkte das nicht, was sie hätte wirken können.

Die Geisteskultur der Deutschen nahm durch die Bemühungen Karls des Großen ihren Anfang.

Wer nur einigermaßen mit der Geschichte dieses Monarchen bekannt ist, der weiß, wie große Verdienste er sich theils um die verlohrnen Wissenschaften, theils um die deutsche Kultur überhaupt erworben hat. In beiden Hin-

Hinsichten macht seine Regierung Epoche. Gute Schriftsteller haben bereits alles, was dahin gehört, dergestalt abgehandelt, daß es fast nicht möglich scheint, etwas neues darüber zu sagen. In der That würde ich lieber meinen Leser wegen dieses Punktes auf jene Schriftsteller verweisen, als so bekannte Dinge wiederholen; ich fürchte nur, daß diese Lücke einen Uebelstand im Ganzen verursachen würde. Da es auch wegen des großen Einflusses, den Karls Bestrebungen gehabt haben, dem Leser interessant seyn muß, sich ihrer nicht blos überhaupt, sondern auch der Hauptumstände deutlich sich wieder zu erinnern, so dürfte auch aus diesem Grunde dieser Theil der Kulturgeschichte nicht weniger Ausführlichkeit, als die übrigen, erfordern. Endlich glaube ich doch auch, daß die Gesichtspunkte, aus welchen ich Karls Anstalten und Bemühungen betrachte, so gewählt sind, daß sie neue Bemerkungen veranlassen werden, auf die meine Vorgänger bey ihrer auf andre Seiten gerichteten Aufmerksamkeit nicht kommen konnten.

Wir können Karls Verdienste um die deutsche Kultur in drey Klassen bringen. I. Er hat die äußere Kultur durch sein Exempel vermittelst Anlegung, zwar wohl nach sehr unvollkommner, aber doch mit mehr Kunst und Pracht, als man bis dahin in Deutschland gewohnt war, aufgeführter Gebäude, und vermittelst des fleißigen Anbaus seiner Domainen befördert. II. Durch den lebhaften Geschmack, den er selbst an Litteratur und Wissenschaften bewies — durch die Akademie oder gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe, suchte er den edlern Theil der Nation, die Großen, die an seinem Hofe lebten, und diejenigen, die er zu den Geschäften brauchte, mit Geistesvergnügungen bekannt zu machen, statt daß sie vorher blos die sinnlichen kannten. III. Er war auf die Vered-

lung des Nationalcharakters bedacht, zu welchem Ende er die Kloster- und Kathedralschulen, als die nicht blos der Religion gewidmet waren, errichtete, und die Sprache der Nation durch Einführung der Schreibkunst und durch die ersten Versuche, geistige Begriffe in ihr auszudrücken, zu bilden und zu bereichern bemüht war, als ob er den wichtigen gegenseitigen Einfluß der Sprache und der Denkungsart eines Volkes auf einander gekannt hätte.

I. Karls Verdienste von der ersten Klasse gehören nicht hieher, da sie die äußere Kultur betreffen. Sie waren übrigens von der größten Wichtigkeit. Davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man theils bedenkt, wie mächtig das Exempel eines großen, bewunderten Monarchen, während einer vierzigjährigen Regierung auf den Nachahmungstrieb und auf den Wetteifer seiner Unterthanen wirken muß, theils sich aus Karls Verordnung seine Domainen betreffend erinnert, welche Sorgfalt er auf ihre gehörige Einrichtung wandte, und welche bis auf Kleinigkeiten sich erstreckende Kenntniß er in diesem Fache gesammelt hatte; theils, auf die großen und prächtigen Gebäude Acht giebt, die er in Deutschland zu Aachen, Ingelheim und andern Orten aufführen ließ, und wozu er die edlern, bis dahin in Deutschland nie gesehnen Materialien und Verzierungen, Marmorsteine und Kunstwerke aus Italien kommen ließ. Alles dieses wird dem Leser ohne Zweifel erinnerlich seyn. Weniger bekannt dürfte seyn, daß die Baukunst an Karls Hofe schon als eigentliche Kunst oder Wissenschaft getrieben wurde. Gerrard scheint der Mann gewesen zu seyn, der in diesem Fache die meiste Stärke besaß, wenigstens war er es, dem Karl die Aufsicht über seine Bauten anvertraute. Daß Gerrard ein gelehrter Baumeister war, erhellt aus dem Umstand, daß er zu gleicher Zeit das Amt eines Bibliothekars

thekars im kaiserlichen Pallast bekleidete [32]). Aus einer Stelle in Eginhards Briefe erhellt, daß es mehr Liebhaber gab, die die Baukunst, als eigentliche Kunst, oder Wissenschaft liebten. Eginhard war selbst einer von ihnen [33]). Man sieht, daß der durch den Monarchen und seine Freunde sich verbreitende Geschmack an der Baukunst auch die Geisteskultur befördern mußte, indem er theils an sich den Verstand und das Gefühl des Schönen übte, theils auf das Studium der alten Schriftsteller von der Baukunst, mithin der alten Sprachen, theils auf das Studium der mit der Baukunst verwandten Künste und Wissenschaften führen mußte.

II. Die beiden letztern Klassen von Karls Bemühungen sind es eigentlich, auf die wir hier unsre Aufmerksamkeit richten. Man kann sagen, daß durch seine Veranlassung die Deutschen ihre erste Versuche im wissenschaftlichen Denken machten. Durch ihn geschah der erste Uebergang der Deutschen von blos sinnlicher Thätigkeit zu der des Geistes.

Es ist bekannt, daß der Engländer, Alcuin, der Mann war, der die Talente, Kenntnisse und Eigenschaften besaß, die erfordert wurden, die Neigung des Monarchen zu den Wissenschaften und Künsten zu unterhalten, zu stärken, und ihnen eine sowohl für die Wissenschaften und Künste selbst, als für die Bildung der Nation wohlthätige Richtung zu geben. Er scheint der Hauptrathgeber Karls bey allen gelehrten Anstalten, die dieser machte, gewesen zu seyn. Es ist wahr, in Alcuins Schriften, die noch vorhanden sind, verräth sich ein sehr fehler-

32) Eginhard de Translation. etc. Martyr. Marcell etc. Ap. Du Chesne T. II. p. 650.

33) Charaktere und Sittengemählde S. 6.

fehlerhafter Geschmack; sein Latein ist voll von Barbarismen; er jagt falschen Schönheiten nach. Auch seine Kenntnisse sind sehr mangelhaft. Allein Spuren des Genies vermißt man doch nicht darin, und allenthalben erkennt man die warme Sprache einer Seele, die aufrichtig das Gute und das Edle liebte. Wahrscheinlich besaß Alcuin noch andre persönliche Eigenschaften und Talente des Geistes, die ihm im Umgange und Gespräche vorzüglich Achtung und Liebe erwarben. Man weiß, es giebt Genies, die es mehr in Gesprächen, als in ihren Schriften sind. Wahrscheinlich war es durch eine gewisse persönliche Würde, durch Gegenwart des Geistes und durch das Talent einer leichten und angenehmen Beredsamkeit, daß Alcuin beständig bey Karln in der größten Achtung stand. Als einst Karl aus Unzufriedenheit über den seinen feurigen Erwartungen nicht entsprechenden Erfolg seiner Anstalten, sich auf eine mürrische und Alcuins Selbstgefühl beleidigende Art, Männer wie Augustin und Hieronymus wünschte, antwortete Alcuin, ohne Empfindlichkeit, mit Würde und heitrer Mine: „Wie? solcher Männer verlangst du so viel auf einmal? bisher hat „die Vorsehung sich begnügt, sie nur dann und wann einzeln entstehen zu lassen.“

Karls Geschmack an den Wissenschaften und Künsten war, wie aus allem erhellet, was wir von ihm wissen, nichts weniger, als affectirt; er liebte beide nicht aus Eitelkeit, um von den Gelehrten gepriesen zu werden, sondern aus eigner Kenntniß um des eignen Vergnügens willen, das sie ihm gewährten. Obgleich die Gelehrten vermuthen, daß die Schriften, die Gesetze und die Briefe, die Karls Namen tragen, nicht von ihm selbst herrühren, sondern daß sie theils aus Alcuins, theils aus andrer Gelehrten Feder geflossen, so hat doch diese Vermuthung

nicht

nicht viel mehr für sich, als die gegenseitige Meynung, daß er selbst der Urheber davon war. Zwar daß er sie selbst eigentlich nicht schrieb, müssen wir zugeben; allein er kann sie dictirt haben. Es ist gewiß, daß er das Latein fertig sprach. In allen diesen Schriften scheint Ein Geist, einerley Denkungsart und einerley Styl zu herrschen. Die Gedanken sind ungesuchter wie beym Alcuin, und der Vortrag ist natürlicher und weniger mit erzwungnen Allegorien und Metaphern beladen.

In Ansehung des Schönen scheint Karls Geschmack viel empfindlicher gewesen zu seyn, als man unter einer so rohen Generation von Menschen, unter denen er lebte, hätte erwarten sollen. Die Musik beym Gottesdienst war ihm eine wichtige Sache. Er brauchte seine ganze Autorität, um das unharmonische, rauhe Geschrey seiner Franken, das sie Gesang nannten, und das seinen Ohren so empfindlich war, abzuschaffen, und den römischen Gesang, für dessen Vorzüge sie kein Gehör hatten, einzuführen.

Ohne Zweifel muß das Exempel eines großen Monarchen, der so entschiednen Geschmack für die Künste und Wissenschaften zeigt, alle Geister, die mit einiger Anlage gebohren sind, in Bewegung setzen. Durch das Institut, das Karl entweder aus eigner Idee oder auf Vorschläge, die ihm Alcuin oder andre thaten, errichtet hatte, durch die sogenannte Akademie, oder vielmehr gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe, wurden in der That die Fähigkeiten manches trefflichen Kopfes entwickelt. Wenn sie auch nur die Ausbildung der schriftstellerischen Talente Eginhards veranlaßt hätte, so verdiente sie schon dieser einzigen Frucht wegen unvergeßlich zu seyn. Allein man kann durch eine Art von gelehrter Genealogie

darthun, daß die meiſten Schriftſteller des neunten Jahrhunderts Abkömmlinge dieſes Stamms waren.

Dieſes Inſtitut mitten unter einem rohen Volke an einem Hofe, wo bis dahin die Großen alle wiſſenſchaftliche Beſchäftigung bis zum Leſen und Schreiben herab verachtet hatten, war eine noch außerordentlichere Erſcheinung, als wenn in unſern Tagen die Türken die Werke kultivirter europäiſcher Nationen überſetzen. Denn die Fähigkeit der Türken zu litterariſchen Beſchäftigungen iſt durch ihre Bekanntſchaft mit der perſiſchen und arabiſchen Litteratur ſchon geübt; für die Franken, für die Deutſchen war Denken über immaterielle Gegenſtände eine ganz neue Beſchäftigung, von der ſie bis dahin gar keine Begriffe haben konnten. Daß die Mitglieder dieſer Geſellſchaft die Namen der größten Männer des Alterthums wählten, einander damit zu betiteln, daß Alcuin ſich Flaccus, daß der junge ſchöne Angilbert ſich Homer nennen ließ, kann man anfangs ohne einiges Lächeln, ohne einiges Mitleid über die Selbſtzufriedenheit dieſer ehrlichen Franken nicht bemerken. Die Selbſtzufriedenheit der Gelehrten und Künſtler mit ihren Verdienſten hat in ſpätern Zeiten, unter den kultivirteſten Völkern ähnliche, ja wohl noch größere Pedantereyen veranlaßt, unter die man Voltairens Vergötterung bey dem Gaſtmale der Clairon ſicherlich rechnen kann. Indeſſen dieſe Wahl alter berühmter Namen, die die Mitglieder dieſer erſten gelehrten Geſellſchaft in Deutſchland einander beylegten, mag ſich nicht ſowohl auf ihre geglaubten Verdienſte, als auf die Vorliebe, die jedes für einen oder andern der alten Schriftſteller hatte, bezogen haben.

III. Bey der Errichtung dieſes Inſtituts, und bey dieſem ſeinem Umgange mit Gelehrten hatte Karl vielleicht blos ſein eignes Vergnügen, vielleicht auch ſeinen

Ruhm

Ruhm bey der Nachwelt zur Absicht. Andre Anstalten machte er, deren Zweck weniger persönlich und eines grossen mit Weisheit wohlthätigen Monarchen würdig war. Die Schulen, die auf seinen Befehl bey jedem Kloster und bey jeder Stiftskirche errichtet wurden, waren zwar hauptsächlich der Bildung künftiger Geistlichen gewidmet. Allein daß auch aus vornehmen Familien Jünglinge, die nicht zum geistlichen Stande bestimmt waren, in diesen Schulen Unterricht bekamen, ergiebt sich aus einzelnen Exempeln, deren hin und wieder Erwehnung geschieht. So war im Kloster zu St. Gallen ein berühmter Lehrer der Musik, Tutilo, um dessentwillen, um sich seines Unterrichts in dieser Kunst zu bedienen, viel adliche Jünglinge nach besagtem Kloster kamen [34]).

Diese Klosterschulen scheinen mir zur Entwickelung wirklicher Fähigkeiten weit besser eingerichtet gewesen zu seyn, als die nachmaligen Universitäten. Es ist wahr, es wurde nur in sehr wenigen Wissenschaften Unterricht gegeben; keine Regel, keine Form, was, in welcher Ordnung, und wie alles vorgetragen werden sollte, war vorgeschrieben. Es gab keine Facultäten noch Promotionen. Aber selbst dieß war ohne Zweifel ein Vorzug. Die Lehrer hatten mehr Freyheit nach eigner Einsicht zu handeln, und sie schränkten sich nicht auf das bloße sogenannte Dociren oder Hersagen dessen, was sie selbst von einem Gegenstande wissen, oder für den Zuhörer gewußt zu werden zuträglich hielten, ein; sie hielten ihre Zöglinge zu eignen Uebungen an. Der Begriff, den Tangmar von der Methode giebt, die er in seiner Schule brauchte, junge Talente zu bilden, verräth einen so einsichts-

34) Ekkehard. de casibus Monast. S. Galli ap. Goldast. p. 23.

sichtsvollen und zugleich so treuen, redlichen Erzieher, daß man ohne große Hochachtung an einen solchen Mann in so rohen Zeiten nicht denken kann [35]). Auch Adam von Bremen war Schullehrer, und sein Werk enthält Beweise genug, daß auch er ein sehr thätiger, nach Kenntnissen begieriger und in den Alten belesener Mann war. Aus dem Erfolg ist zu schließen, daß in diesen Schulen wenigsten sehr oft Lehrer waren, die eben so viel Talent als Eifer für ihr Amt besaßen, oder daß wenigstens die Einrichtung überhaupt zur Geistesentwickelung geschickt war. Denn aus diesen Klosterschulen giengen eben diese Männer, selbst Tangmar und Adam von Bremen, aus ihnen giengen Lambert von Aschaffenburg, Adelbold, Bruno und andre hervor, die wir zwar gewöhnlich unter die verächtliche Klasse der Chronikenschreiber setzen, die aber immer Geist genug verrathen, um jetzt noch einem nicht verwöhnten Leser angenehme Unterhaltung verschaffen zu können. Wenigstens stechen die Schriften dieser Männer von denen, die die spätern Jahrhunderte der scholastischen Philosophie und des Universitätsunterrichts hervorbrachten, ungemein zu ihrem Vortheil ab. Eginhard, Bruno, Lambert und andre aus jenen Zeiten vor der Einführung der scholastischen Philosophie und vor der Errichtung der Universitäten können zum Beweise dienen, wie groß und herrlich die Wirkungen seyn müssen, wenn ein Geist von guten natürlichen, durch keine künstliche Erziehung verdorbnen Anlagen, durch die bloße Betrachtung großer ihm vorleuchtender Muster zur Nacheiferung gereizt wird. Seit jener Epoche hingegen, seit der scholastischen Philosophie und seit der Stiftung der Universitäten, hat Deutschland keinen einzigen auch nur erträglichen

35) Tangmar in vita Bernwardi ap. Leibnit. in Scriptor. Brunsv. T. I. Charaktere und Sittengemählde S. 63.

chen Schriftsteller nennen können, bis zu Maximilians Zeiten einzelne Köpfe, abermals durch eigne Lectüre aus eignem Nacheiferungstriebe, nach den Alten sich zu bilden suchten.

Wenn diese Kloster- und Stiftsschulen auch nur Gelegenheit gaben, daß Lesen, Schreiben und Rechnen — Beschäftigungen, die vielleicht bis dahin der rohe Deutsche für Zauberkünste ansah, wofür sie in der That von allen wilden Völkern angesehen werden — je mehr und mehr als zu den Geschäften des Lebens nothwendige oder doch nützliche Fertigkeiten betrachtet wurden, so war dieses schon ein Schritt von großer Wichtigkeit, der ganzen Nationen eben so schwer werden muß, als er, aller Erfindungen der Erziehungskünstler ungeachtet, dem einzelnen Menschen immer bleiben wird.

Nicht minder wichtig für die Bildung seiner Nation, aber viel langsamer wirkend war die Verfügung, von der Karl zwar nicht der unmittelbare Urheber war, die aber doch als eine mittelbare Folge theils seiner Fürsorge für den Unterricht auch des großen Haufens, theils seiner Bemühungen um die deutsche Sprache, muß angesehen werden; sie bestand darin, daß Stellen aus den Kirchenvätern gesammelt, ins Deutsche übersetzt, und an Sonn- und Festtagen von den Geistlichen dem Volke sollten vorgetragen werden [36]. Diese Verfügung konnte auf eine zwie-

36) Karl befahl nicht nur, daß die Bischöfe und die Pfarrer Lehrvorträge an das Volk halten sollten, sondern er sorgte auch dafür, daß sie mit Abschriften von Stellen aus der Bibel und Predigten aus den Kirchenvätern versorgt wurden. Capit. Lib. I. CXIII. ap. Bal. T. I. p. 724 und Baluze in den Anmerkungen dazu T. II. p. 1159. S. auch Capit Lib. I. LXXVI. T. I. p. 716. Aus dem Befehl, Predigten an das Volk

zwiefache Weise die Geisteskultur der Nation befördern. Einmal dadurch, daß sie Gelegenheit zur Ausbildung der Sprache und zu ihrer Bereicherung und Wendungen für moralische Begriffe gab. Zweytens wurde durch sie veranlaßt, daß die bis dahin, wie alle rohe Völker, blos nach unentwickelten Gefühlen handelnden Deutschen nun auch anfiengen sich in moralischen Dingen wenigstens klare Begriffe zu machen; daß Begriffe von Tugenden und Lastern, die man bis dahin noch nicht gehabt hatte, in Umlauf kamen, und daß man die Verpflichtung, im Leben und Handeln gewisse Grundsätze und Regeln vor Augen zu haben, begreifen lernte.

Ich habe gesagt, daß dieses die beiden Wirkungen von jener Verfügung seyn konnten. Mit diesem Ausdruck wollte ich nicht zu erkennen geben, daß diese Wirkungen gar nicht in der That erfolgt wären. Vielmehr glaube ich, daß diese Anstalt, Predigten in der Sprache der Nation zu halten, recht viel zur Kultur sowohl der Nation, als ihrer Sprache beygetragen hat, aber sehr allmälig. Sichtbar wurden diese Wirkungen erst nach Jahrhunderten. Moralische Begriffe waren der Nation zu fremd, als daß sich in ihrer Sprache gleich Ausdrücke hätten finden lassen, um ihnen diese Begriffe gleich faßlich und geläufig zu machen. Die Geistlichen jener Zeiten waren zwar wahrscheinlich keine Genies vom ersten Range; sie verstanden die so seltne Kunst nicht, die neuen Begriffe durch eine glückliche Wahl des Ausdrucks in Umlauf zu bringen. Aber ganz war die Schuld doch auch nicht auf ihrer Seite. Die Sprache war noch zu arm, zu unbiegsam, und dieses war sie, weil die Nation noch

zu

Volk zu halten, folgte schon von selbst, daß es in der Sprache des Volks geschehen mußte.

zu ungeübt war, über moralische und geistige Dinge zu denken.

Eine Verordnung Karls, daß die Richter nach dem geschriebnen Gesetze sprechen sollten [37]), würde vielleicht mehr und schneller wie irgend eine andre Anstalt zur Kultur der Nation gewirkt haben, wenn beständig über ihre Ausführung gehalten wäre, wenn es schon ein vollständiges und deutliches Gesetzbuch in der Sprache der Nation gegeben hätte, und wenn Richter und Partheyen alles schriftlich ebenfalls in der Landessprache hätten verhandeln müssen. Allein Karl gab diese Verordnung erst in den spätern Jahren seiner Regierung, und man findet keine Spur, daß sie zur Vollziehung gebracht sey. Auch gab es noch kein eigentliches geschriebnes Gesetzbuch. Das römische war so gut wie verlohren, und an eine schriftliche Abfassung der Gesetze in deutscher Sprache war noch nicht gedacht. Man hatte nur einzelne unvollständige Verordnungen in lateinischer Sprache. Die Nothwendigkeit schriftlicher Verhandlungen zu einer guten gerichtlichen Verfassung sah Karl übrigens sehr gut ein, daher verordnete er, daß jeder Graf, Bischof und Abt sich einen Mann, der gerichtliche Aufsätze zu schreiben wüßte — ein solcher Mann wurde ein Notarius genannt — halten sollte [38]).

Was Karl sonst noch für die deutsche Sprache that, soll in der Folge erwehnt werden.

37) Capit. I. anni 802. XXVI. ap. Bal. T. I. p. 365.

38) Capit. I. Ann. 805. ap. Bal. T. I. p. 422.

Fünf=

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Nothwendigkeit des Bürgerſtandes zu einer vollkommnen Kultur — Vorzügliches Intereſſe der Geſchichte des Aufkommens der deutſchen Städte — Ihr urſprünglicher Zuſtand — Urſachen ihres Aufkommens: der chriſtliche **Gottesdienſt** — **Heinrichs des I.** Einrichtungen — die Verbindung Deutſchlandes mit Italien — dadurch veranlaßter **Handel** — die **Harzbergwerke** — der **Weinbau** am Rhein. — Anfängliche Knechtſchaft der Einwohner in den Städten — Schritte zu ihrer **Freyheit**: Eigenthum — Waffenfähigkeit — Zunftgerechtigkeit. — Sie litten dennoch mancherley Druck — Die Bürger bekommen Theil an der Regierung in den Städten — Die Regierung wird in einigen Städten ganz **bürgerlich** — Umſtändliche Nachricht von den dahin gehörigen Revolutionen in Speyer. **Vortheile**, die Deutſchland von den Städten oder dem Bürgerſtande gehabt hat: **Induſtrie** — **Policey** — **Politiſche Oekonomie.**

Der Boden in Deutſchland konnte durchgängig angebaut, — durch die Kloſterſchulen konnte einzelnen zu den Wiſſenſchaften fähigen Köpfen Gelegenheit zu einiger Ausbildung gegeben ſeyn; — durch den Vortrag chriſtlicher Lehre, durch das Predigen und Katechiſiren war vielleicht die moraliſche Erkenntniß der Nation einigermaßen verbeſſert — durch die häufigen Zuſammenkünfte an den Höfen der Kaiſer, durch die Reichsverſammlungen, durch die Pracht des chriſtlichen Gottesdienſtes hatte ſich der Geſchmack an einem gewiſſen Glanze, der durch Ausſchmückung der Wohnungen und durch Wahl und Koſtbarkeit der Kleidung verurſacht wird, und der den Kunſtfleiß, ſo zu ſagen, ins Leben ruft, unter den Großen und Reichen verbrei-

breitet; alles dieses waren sehr wichtige Schritte; aber mit allen diesen Schritten konnte Deutschland noch sehr weit vom Ziele entfernt bleiben, wenn es nicht Städte und einen freyen Bürgerstand bekam. Die Geschichte aller Völker bestätigt, was die Natur der Sache schon begreiflich macht: ohne Bürgerstand ist kein hoher Grad von Kultur möglich. Er ist die Pflanzschule der Künstler, der Kaufleute, der Gelehrten. Wo er fehlt, wo es nichts giebt als Herren oder Gutbesitzer und Bauern, da läßt sich von beiden Klassen wegen der Lage, worin sie sich befinden, nicht viel anhaltende Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften erwarten. Jene hindert ihr Ueberfluß und Stolz daran; diese ihre Unterdrückung. — Anstrengung, Eifer, Nachdenken, Beobachten, Forschen und Sinnen, ohne welches nicht leicht wichtige Erfindungen gemacht werden, sind am ersten bey Menschen zu vermuthen, die sich in einer mittelmäßigen Lage befinden; diese Lage veranlaßt nicht so viele Zerstreuungen, bey denen die Geistesanstrengung erschlafft; und das Verlangen, diese Lage durch eingeernteten Beyfall und Belohnung zu verbessern, ist ein Sporn, der den Künstlern oder Gelehrten nie erlaubt in ihrem Bestreben still zu stehen. Was die Handlung anbetrift, so ist sie in den Augen der Großen eine ihnen nicht anständige Beschäftigung, und gleichwohl ist sie eine Beschäftigung, die Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen voraussetzt, die gewissermaßen eine eigne Erziehung erfordert, und also nicht wohl von Menschen, die in der Unterdrückung schmachten, getrieben werden kann.

Das alte Thessalien und das heutige Polen können als Exempel zur Bestätigung meiner Behauptung dienen. Die Thessalier waren weit von der Kultur der übrigen Griechen entfernt; sie waren Barbaren: dieses kam zum Theil daher, daß sie nur aus Adel und Sclaven be-

standen. Sie hatten keine Städte. In dieser Hinsicht verhielten sie sich zu dem übrigen Griechenlande, wie Polen sich zu dem übrigen Europa verhält.

Ich darf behaupten, die Geschichte der deutschen Städte in den mittlern Zeiten ist interessanter und ehrenvoller, als die der Fürsten und des Adels. Vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert was ist die Geschichte der letztern? Ein trauriges Gemälde der Verwilderung, der steigenden Barbarey, der Zügellosigkeit, des Trotzes auf körperliche Stärke und auf den Gebrauch der Waffen, der Gewaltthätigkeit gegen die Schwächern, der Verachtung aller Ordnung. Hingegen die Geschichte der Städte ist das angenehmere und lehrreichere Gemälde des immer emporstrebenden Fleißes — der ihre Rechte stark fühlenden und mit kaltem Muthe verfechtenden Menschheit, und — was dem Gemälde seine höchste Schönheit giebt — der vernünftigen Ordnungsliebe, die die Nothwendigkeit billiger und weiser Gesetze erkennt, und sich ihnen freywillig unterwirft. Dieser Theil der Geschichte unsers Vaterlandes gewährt dem Menschenfreunde ein Geist und Herz erfreuendes Schauspiel. Eine zahlreiche Volksklasse arbeitet sich aus dem Stande der Sklaverey, worin sie anfangs gehalten wird, empor, erwirbt sich Wohlstand durch Industrie, und läßt sich in allem ihrem Streben nach Freyheit vom Geist der Ordnung leiten; aus elenden Dörfern, wo eine Schaar von Knechten einigen wenigen vom Adel fröhnte, werden große blühende Städte, bewohnt von freyen, aber die Nothwendigkeit einer regelmäßigen Regierung anerkennenden, tapfern, aber nur zur Vertheidigung ihrer Rechte tapfern, arbeitsamen, erfindsamen Bürgern. Will man den ersten Bewohnern der deutschen Städte vom neunten bis zum dreyzehnten Jahrhunderte, diesen ersten Stiftern der Freyheit und des

Wohl-

Wohlstandes ihrer Nachkommen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so muß man wissen, was die deutschen Städte waren in der ersten Periode ihres Daseyns; man muß den Keim kennen, aus dem sich so schöne Früchte entwikkelt haben. Man stelle sich einen Haufen dicht an einander gebauter Hütten von Holz und Leimen vor, mit einem Erdwall und Graben umgeben, die blos dazu dienten, daß man Weiber, Kinder und Vieh dahin in Sicherheit brachte, wenn ein raubsüchtiger, wilder Feind das Land durchstreifte [39]). Wie die christliche Religion eingeführt wurde, baute man an diesen Orten zuerst Kirchen, anfangs blos von Holz, nebst Wohnungen für den Bischof oder Pfarrer, und für ihre Gehülfen, auch wohl ein Kloster. An Sonn- und Festtagen versammelten sich hier aus den umliegenden Gegenden alle die, denen diese Kirche zu ihrem Gottesdienste angewiesen war. Diese so oft wiederholten Zusammenkünfte so vieler Menschen an einem Orte gaben zuerst Anlaß, daß sich hier diejenigen einfanden und niederließen, die irgend eine Kunst oder ein Handwerk verstanden. Aber das Geld war noch selten; der Handwerker oder Künstler konnte dessen noch nicht so viel verdienen, daß er sich alle seine Bedürfnisse hätte dafür anschaffen können. Der Bischof also oder der Graf, unter dem der Ort stand, gab ihm eine Hütte oder irgend einen Winkel in einer Hütte zur Wohnung, gab ihm auch wohl ein Stück Landes, daß er sich selbst den nothdürftigen Unterhalt erarbeiten sollte; aber dafür wurde er selbst der Handwerker oder Künstler, weil er

39) In den ältesten Zeiten, scheint mirs, wurden unter Burgen nicht Rittersitze verstanden, sondern einigermaßen mit Gräben und Pallissaden befestigte Zufluchtsörter, wohin die Bewohner eines Gaues in Kriegszeiten das Ihrige in Sicherheit brachten. Ich wage es, diesen Gedanken einem der scharfsinnigsten Forscher unsrer Geschichte zur Prüfung vorzulegen.

keine Miethe an Gelde bezahlen konnte, des Bischofs oder Grafen Knecht; das ist, er mußte sich auf immer anheischig machen, für diesen zu arbeiten, seine Kunst oder Handwerk nur zum Vortheil des Bischofs oder Grafen zu treiben. Im Hunnenkriege machte Heinrich I. die Einrichtung, daß von den Freyen, die bis dahin jeder auf seinem Acker oder Gute gewohnet hatten, der neunte Mann in die Städte zog. Diese neue Städtebewohner nahmen ohne Zweifel viele von ihren Knechten zu der neuen Haushaltung mit. Die Volksmenge in den Städten wurde also vermehrt und dadurch das Fortkommen der Handwerker und Künstler befördert. Vier wichtige Ursachen trugen noch mehr dazu bey. Erstlich die Verbindung zwischen Deutschland und Italien seit den Ottonen und die so häufigen Züge der deutschen Könige über die Alpen. Die Adlichen und die Freyen, die diesen Expeditionen mit beywohnten, lernten in Italien, wo sich vieles von der römischen Kultur erhalten hatte, manche Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens kennen, deren sie nach ihrer Rükkunft in Deutschland nicht gern entbehren wollten. Dazu war der natürlichste Weg, daß sie einige Knechte, die einige Fähigkeiten verriethen, bey einer neuen Expedition nach jenem Lande mitnahmen, daß sie sich dort Kunstgeschicklichkeiten erwerben sollten. Vielleicht entsprang daher schon damals die Idee, die unter keinem andern Volke, als dem deutschen, so herrschend ist, daß das Reisen für Handwerker und Künstler zur vollkommnen Erlernung ihres Metiers so nöthig sey. Man kann auch annehmen, daß es unter denen, die ihre Knechte in dieser Absicht mitnahmen, einige gab, die hier schon eine neue Quelle sich zu bereichern entdeckten, die sich viel solcher kunstgeschickten Knechte anschafften und durch sie einen Vorrath von Waaren, die schon allgemeines Bedürfniß wurden, verfertigen und auf die Jahrmärk-

te und Messen versenden ließen; so wie Crassus, Atticus und andre vornehme Römer eine große Anzahl in allerley Handarbeiten und Künsten geübte Sklaven hielten, um durch deren Arbeiten noch reicher zu werden.

Der zweyte Vortheil, der für die Städte ebenfalls aus den häufigen Expeditionen nach Italien entstand, war dieser: die zurückkommenden Deutschen brachten ein lebhaftes Verlangen nach orientalischen Waaren, die sie in Italien hatten kennen gelernt, insbesondre nach Seide — sie kam damals noch blos aus dem Orient — und nach Gewürzen, mit zurück, und ihre Landsleute und nordlichen Nachbarn wurden durch sie mit eben diesem Verlangen angesteckt. Die Italiener fanden ihre Rechnung dabey, diese Begierde zu befriedigen, und bald wurde eine Straße gefunden, jene Waaren nach Deutschland zu schaffen. Sie gieng durch die Schweiz über Zürch. Von der Schweiz aus theilte sie sich in zwey Wege. Eine gieng den Rhein hinunter; durch ihn wurden jene Waaren nicht nur den deutschen auf diesem Strich liegenden Ländern, sondern auch von Köln aus den Engländern, die damals weder Schiffahrt noch Handlung hatten, und über Braunschweig durch Hamburg und Lübeck den mehr nördlichen Völkern zugeführt. Die andre gieng durch das innre Deutschland über Nürnberg bis nach Polen und Preußen hin.

Der dritte für die Aufnahme der Städte sehr günstige, zufällige Umstand war die Ergiebigkeit der Harzbergwerke, die unter den Ottonen, wo nicht entdeckt, doch mit vorzüglich glücklichem Erfolg bearbeitet wurden. Der dadurch erlangte Ueberfluß der sogenannten edlen Metalle erleichterte nun alle gelderfordenden Unternehmungen.

Nun erst umgab man die Städte mit Mauern; nun erst baute man die Hauptkirchen — bis dahin waren sie nur von Holz — und andre öffentliche Gebäude von Steinen; nun schmückte man die Kirchen mit Kunstwerken und kostbaren Geräthen. In dieser Epoche mußten die Handwerke und Künste in Deutschland so wohl durch die vielen Gelegenheiten, die ihnen Nahrung verschaften, ausgebreitet, als durch den Wetteifer, der eine natürliche Folge davon war, vervollkommnet werden.

Viertens hatte die Betriebsamkeit der Deutschen in einigen Provinzen der milder gewordnen Natur ein neues in der Handlung sehr wichtiges Produkt abgewonnen; in den Ländern am Rhein wurde Wein gebaut. Zu den Zeiten des Plinius wollten am Rhein noch keine Kirschen, vielweniger Trauben, reifen. Als die Söhne Ludwigs des Frommen das väterliche Reich unter sich theilten, bekam der zweyte von ihnen Deutschland bis an den Rhein zu seinem Antheil; weil es hier aber noch keinen Weinbau gab, mußte ihn der ältere Bruder von seinem Antheile jenseits des Rheins die drey Städte, Worms, Speyer und Mainz, mit ihren Weinbergen überlassen, damit es dem Herrn von Deutschland nicht an Wein fehlen sollte. Zur Zeit der Ottonen wurde schon Wein aus den Rheingegenden nach England und andern Ländern ausgeführt.

Es hatten sich also sehr ergiebige Quellen von Gewinnst für den Kaufmann und von reichlicher Nahrung für die arbeitenden Volksklassen eröfnet. Deutschland hatte theils eigne, theils fremde Natur- und Kunstprodukte abzusetzen, die von jeher für diejenigen Völker, die sie nicht selbst erzielen, unwiderstehliche Reize hatten, Wolle, Leinwand, Gewürze, Weine, Seide und allerley zum Wohlleben und zur Pracht dienende Artikel. Deutschland hatte Abnehmer dieser Waaren an den Engländern,

ländern, Dänen, Normännern, Schweden, Polen, Preußen und den übrigen Bewohnern der ostseeischen Küste, welche Völker sich damals alle in der Handlung noch leidend verhielten.

Wahrscheinlich hatte sich durch alle diese günstigen Umstände die Geldmasse in Deutschland dergestalt vermehrt, daß Kaufleute, Künstler und Handwerker schon ihr hinlängliches Auskommen von ihrem Gelderwerb haben konnten. Aber noch waren sie Knechte. Ihnen wurde wie Knechten verächtlich begegnet, und Arbeiten und Dienstleistungen wurden ihnen, wie Knechten, auferlegt. Als sie endlich die Freyheit, nach der sie lange strebten, errangen, blieben doch noch Spuren der alten Knechtschaft übrig, die sich nur allmälig völlig verloren. Aus diesen Spuren, über die wir hinlänglich bezeugte Nachrichten haben, und aus denen wir sehen, daß diese Volksklasse selbst, als sie schon frey hieß, noch auf mancherley Weise gedrückt wurde, können wir schließen, welche Begegnung sie erleiden mußte, als sie noch gar keinen Anspruch auf Freyheit machen durfte. Eine alte Urkunde enthält Nachrichten von den Ueberbleibseln der Knechtschaft, die die Bürger von Strasburg, nachdem sie schon von der eigentlichen Knechtschaft befreyt waren, noch dulden mußten [40]). So oft der Bischof von Strasburg sich zum Kaiser begab, mußte jeder Schmidt ein Hufeisen mit den dazu gehörigen Nägeln liefern. Sie mußten an seiner Burg oder an seinem Schlosse alles, was von Eisen war, verfertigen und ausbessern, ohne daß sie weiter etwas als die Kost dafür bekamen. Die Sattler mußten ihm, wenn er an den kaiserlichen Hof gieng, zwey, und wenn er mit dem Kaiser zu Felde zog, vier Sattel,

40) Schilter in der zwölften Anmerkung zu Königshoven, S. 700.

ohne Bezahlung liefern. Die Schwerdtfeger mußten die Waffen des Marſchalls und der übrigen Officiere, die den Biſchof begleiteten, ausbeſſern und poliren, ſo auch das Jagdgeräth, ſo oft es nöthig war. Die Zimmerleute mußten alle Montage für den Biſchof blos für die Koſt arbeiten. Früh morgens mußten ſie ſich auf dem Schloßplatz einfinden, und warten bis zur Meſſe geläutet wurde. Wenn man ihnen gegen die Zeit keine Arbeit angewieſen hatte, waren ſie für den Tag frey. In dem Eingange zu dieſer Urkunde wird geſagt, daß dieſes Strasburger Recht nach der Weiſe andrer Städte gegeben ſey. So kümmerlich ſahe es im Anfange mit der bürgerlichen Freyheit aus. Viel indeſſen war gewonnen, nachdem die Pflichtdienſte der Bürger durch ſchriftliche Verordnungen beſtimmt waren. Wie groß die Unterdrückung vorher, eh noch etwas ſchriftliches darüber aufgeſetzt und alles der Willkühr der Großen überlaſſen war, wie unerträglich ſie müſſen geweſen ſeyn, davon kann man ſich leicht eine Vorſtellung machen. Der Vorfall zu Köln, den Lambert von Aſchaffenburg erzählt, kann auch zum Exempel dienen. Erzbiſchof Anno von Köln wird wegen ſeiner Gerechtigkeitsliebe von den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern ſehr geprieſen und ſie ſcheint wirklich ſehr groß bey ihm geweſen zu ſeyn. Gleichwohl als ſeine Leute einſt ein Schiff zu ſeinem Dienſte nöthig hatten, trugen ſie kein Bedenken, das erſte, das ſie antrafen, und das einem Kaufmann gehörte, anzuhalten, die darauf geladnen Waaren hinauszuwerfen, und das Schiff für den Erzbiſchof in Beſitz zu nehmen[41]). Wenn die Bedienten eines ſo gerechten, frommen Erzbiſchofs faſt vor ſeinen Augen dergleichen Unfug ausübten, welcher Frevel mag nicht von

41) Lamb. Schafnab. ſub a. 1074. Charaktere und Sittengemälde, S. 146.

von den oft so muthwilligen, stolzen, trotzigen Bedienten andrer weniger billigdenkender Großen begangen seyn?

Unterdessen noch im ersten Stande der gänzlichen Knechtschaft begann der Charakter dieses fleißigen und erfindsamen Theils der Nation sich allmälig zu entwickeln.

Der erste Schritt war, daß ihnen das völlige Eigenthumsrecht an allem was sie erwarben, dergestalt verliehen wurde, daß sie solches nun ihren Kindern hinterlassen konnten. Der zweyte, sehr wichtige und in der Folge entscheidende Schritt war, daß sie das Recht der Waffenfähigkeit erlangten. Waffen zu führen wurde sonst in Deutschland den Unfreyen nicht gestattet. Die Wehrhaftigkeit, das ist, das Recht Waffen zu tragen, war ein Vorrecht des Adels [42]). Es war nicht mit dieser ihrem guten Willen, daß die unfreyen Einwohner der Städte dieses Recht erlangten. Die unruhigen Zeiten unter Heinrich IV. gaben diesen letztern Gelegenheit, sich, zum Erstaunen des Adels, diesen damals so sehr geehrten Vorzug zuzueignen. Die Verlegenheit, worin der bedrängte Monarch sich befand, dem Geiste der Empörung, der von allen Seiten her ihn mit dem Verluste der Krone bedrohte, Widerstand zu thun, gab den Einwohnern der Städte Muth, ihm ihre Dienste anzubieten, die er zu andern Zeiten schwerlich würde angenommen haben, die ihm aber jetzt in der Noth sehr willkommen waren. Es ist bekannt, daß Worms und Köln die beiden Städte sind, deren Einwohner zuerst diesen in den damaligen Zeiten

42) Eigentlich des Adels und der Freygebohrnen. So sprach man damals. Was man aber damals Adel nannte, waren diejenigen, die heut zu Tage zum Grafen- und Fürstenstand gehören. Die damaligen Freygebohrnen machten eigentlich den Stand aus, den wir heut zu Tage den niedern Adel nennen.

eben so kühnen als wichtigen Schritt wagten. Es scheint, daß sie sich lange in der Stille dazu vorbereitet und sich unbemerkt einen Vorrath von Waffen angeschaft hatten; denn es erregte Aufsehn und Verwunderung, daß sie so gut gerüstet waren.

Dritter Schritt. Sie wußten von ihrem Herrn zu erlangen, daß ihnen gestattet wurde, selbst unter sich diejenigen Einrichtungen, Anordnungen und Gesetze zu verabreden und festzusetzen, die zur bessren Betreibung und Vervollkommnung ihres Handwerks oder ihrer Kunst nöthig schienen. Man erlaubte ihnen zu diesem Zwecke, besondre Gesellschaften oder Zünfte zu errichten. Diese sind älter, als die bürgerliche Freyheit, und waren in ihrem Ursprunge sehr nützliche Institute. Sie sind in der Folge zum Theil ausgeartet; es sind Misbräuche unter ihnen eingerissen, deren Schädlichkeit niemand leugnen wird. Bey ihrer ersten Entstehung aber hatten sie ohne Zweifel gute Folgen. Sie erzeugten den unschädlichen, den guten, den nöthigen esprit de corps, der die Gesellschaft treibt, mit allen ihren Kräften ihre gemeinnützigen Zwecke zu befördern. Sie erzeugten die schätzbare Ehrliebe, die nun jede Zunft belebte, ihre Arbeiten immer vollkommner zu machen und sich von keiner andern Zunft an allem, was einer Gesellschaft Achtung erwerben kann, übertreffen zu lassen. Es ist unleugbar, daß dieses Principium anfangs die Zünfte belebte und daß es heilsame Wirkungen hervorgebracht hat. In der Folge wurde das Principium selbst verdorben; die Wirkungen konnten daher nicht anders als schädlich seyn. Eigendünkel und Stolz auf eingebildete, grillenhafte Vorzüge traten an die Stelle vernünftiger Ehrliebe, und nicht die Vollkommenheit der Kunst, sondern kurzsichtiger Eigennutz wurde die Regel ihres Betragens. Doch wir verlieren uns von unserm Ziele. — Daß die Fürsten und der Adel

ihnen erlaubten, solche Zünfte zu errichten, und sich selbst ihre Zunftmeister zu erwählen, kam ohne Zweifel daher, weil jene einsahen, daß zur Handhabung der Ordnung unter so vielen, die einerley Kunst oder Handwerk trieben, Kenntnisse erfordert wurden, die nur Kunstverständige besitzen konnten[41].

Indessen waren sie vom Genuß einer völligen Freyheit noch weit entfernt. Noch waren Ueberbleibsel ihrer Knechtschaft genug vorhanden. Dahin rechne ich nicht, daß der Magistrat in den Städten noch nicht mit Handwerkern, Kaufleuten oder Künstlern besetzt werden konnte. Dergleichen Vorrechte kann ein Stand vor dem andern besitzen, ohne daß deswegen der Stand, dem diese Vorrechte fehlen, unterdrückt sey; er kann dabey aller bürgerlichen Freyheit genießen. Aber Ueberbleibsel der Sklaverey war es, daß die Bürger dem Adel noch fröhnen, ihnen noch unentgeldlich gewisse Arbeiten und Dienste leisten mußten.

Ein

43) Adelung leitet das Wort Zunft, von samen, sammen, das ist, versammeln, ab. Es würde also eine Versammlung bedeuten, und nach der Art, wie Ankunft und Zukunft von kommen oder Vernunft von vernehmen gebildet seyn. Diese Ableitung scheint mir aus zwey Gründen nicht die wahre, einmal, weil man keine Spur hat, daß das Wort Zunft in der allgemeinen Bedeutung einer Versammlung in der ältesten deutschen Sprache vorgekommen sey, und weil zweytens die Zünfte in den Städten nicht allgemeine Versammlungen, sondern gewisse Klassen der Volksversammlungen bedeuten. Ich mögte das Wort lieber von ziemen ableiten. Zunft würde dann eine gewisse Gesellschaft von Menschen bedeuten, denen theils es ziemet, oder als ein Vorrecht zugestanden ist, gewisse Künste oder Geschäfte ausschließend zu treiben, und die theils eine gewisse Ordnung unter sich halten müssen. Ungezunft kommt nach Herrn Adelungs eigner Bemerkung, beym Otfried und Notker in der Bedeutung von Unordnung vor.

Ein noch ſchimpflicheres Ueberbleibſel war, daß ſie täglich tauſenderley Mißhandlungen, wovon bald der Geiz, bald der Stolz, bald der Muthwille der Adlichen die Triebfeder waren, befürchten oder wirklich erdulden mußten. Insbeſondere mußten ſie oft von Jünglingen aus adlichen oder patriotiſchen Häuſern frevelhafte Begegnungen erfahren, die bis zum höchſten Grad der Unerträglichkeit ſtiegen. Es iſt zum Erſtaunen, zu welchen greuelvollen Handlungen junges Blut, Troz auf Stand und Reichthum, Gewißheit oder doch wahrſcheinliche Hoffnung der Ungeſtraftheit und vernachläßigte Erziehung verleiten können, ſelbſt unter policirten Völkern in Zeiten und an Orten, wo Begriffe und Grundſäze von Billigkeit und Anſtändigkeit ſich über alle Stände ſchon verbreitet haben; wie vielmehr da, wo Wildheit und Ausgelaſſenheit der allgemein herrſchende Charakter iſt. Ein altes Dokument zu Strasburg, ein Inquiſitionsprotokoll gegen einige von Adel, enthält Beweiſe davon, die Schaudern erregen. Daß mancher von Adel dem Kaufmann, dem Handwerker, dem er ſchuldig war, wenn ihn dieſer an die Bezahlung erinnerte, mit Schlägen abwies, war ein geringes. Junge Herren nahmen den Kaufleuten aus ihren Boutiken was ihnen gefiel, mit Gewalt; ſtatt für die Waare zu bezahlen, mißhandelten ſie die Kaufleute mit Schlägen. Sie brachen mit Gewalt in die Häuſer, wo es hübſche Frauen oder Töchter gab, denen ſie mit einer abſcheulichen Brutalität begegneten. Nachdem ſie ſelbſt ihre viehiſchen Begierden an ihnen geſtillt, überließen ſie die unglücklichen Opfer ihrer Wolluſt ihren Knechten. Solcher Thaten kommen in dem Protokoll ſehr viel vor[44]).

Durch

44) Schilter in den Anmerkungen zu Königshoven. Dieſes Protokoll iſt von 1406. Damals war der Adel ſchon nicht mehr ſo mächtig, hatte in Strasburg die Gewalt ſchon halb, in andern

Durch so weit gestiegnen Unfug hielten die Bürger sich berechtigt eine Gewalt einzuschränken, die ohne alle Schaam und Zurückhaltung gegen sie gemißbraucht wurde. Da das Oberhaupt des ganzen Reichs, von dem die Bürger Gerechtigkeit hätten erwarten sollen, nur ein Schatten von einem Oberhaupte war, ohne Macht und von sehr geringem Einfluß; da der Kaiser nicht helfen konnte, so glaubten die Bürger sich selbst helfen zu müssen. Ihre Entschließungen waren muthig, ohne übereilt zu seyn, und bey der Ausführung giengen sie nicht tumultuarisch, sondern gesetzt und kalt, aber ernst und standhaft zu werke. Anfänglich begnügten sie sich die Gewalt mit dem Adel zu theilen; der Rath mußte zur Hälfte oder nach einer gewissen Proportion mit aus der Bürgerschaft besetzt werden. Dieses war die erste Hauptveränderung. Sie geschah um das Jahr 1312.

Allein der Adel konnte diesen Verlust nicht verschmerzen; er konnte seinen Widerwillen und seine bösen Absichten gegen die Bürger nicht verbergen. In einigen Städten giengen junge von Adel Verschwörungen ein, die Bürger wieder durch Gewalt zur alten Unterwürfigkeit zurückzubringen. Aber ihre Absichten wurden entdeckt und vereitelt und der Ausgang war: die Adlichen verloren in den meisten Städten allen Antheil, den ihnen die Bürger bis dahin

dern Städten am Rhein schon ganz verloren. Dennoch waren sie zu Strasburg noch so übermüthig. Sie waren es also wenigstens wohl in eben so hohem Grade in jenen frühern Zeiten, da sie noch allein alle Gewalt besaßen. Und alle der Muthwille, den sie um das Jahr 1332 gewöhnlich trieben und der die Bürger endlich aufbrachte, daß sie den Rath, der bis dahin ganz aus dem Adel genommen war, nun zur Hälfte mit Bürgern besetzten, war wohl nicht minder unerträglich. Königsh. p. 304 2c. S. auch Lehmanns Speyerische Chronik p. 195 sq.

dahin am Regiment noch gelassen hatten. Aus einigen Städten wurden sie sogar vertrieben, oder sie verließen diese Städte nun selbst, weil sie es nicht ertragen konnten, diejenigen herrschen zu sehen, über die sie so lange geherrscht hatten. Der Rath in diesen Städten wurde nun ganz mit Bürgern besetzt. Dies war die zweyte Hauptveränderung; die Aristokratie wurde in eine Demokratie verwandelt. Dies geschah um das Jahr 1330.

Wir haben zuverläßige, umständliche Nachrichten von der Art, wie diese zweyte Hauptveränderung in Speyer zu Stande kam. Die Kaltblütigkeit, womit die dortigen Bürger sie ausführten, ihre Enthaltung von aller nur einigermaßen vermeidlichen Strenge, von allem was Rache ähnlich hätte sehen können; die Ordnungsliebe, womit sie das neue Regiment einrichteten, leuchten aus der ganzen Revolution so hervor, daß sie ihnen zu großer Ehre gereichen.

Im Jahr 1304 hatte der Adel sich müssen gefallen lassen, die Gewalt, die er bis dahin allein gehabt, mit den Bürgern zu theilen. Vermöge eines Vergleichs, der damals zwischen den beiden Theilen geschlossen wurde, sollte der Rath von der Zeit an aus vier und zwanzig Personen bestehen. Zu Eilfen vom Adel sollten dreyzehn Bürgerliche, nemlich aus jeder Zunft, deren dreyzehn waren, Einer, als Repräsentant seiner Zunft, jährlich gewählt werden. Jede Zunft sollte einen Ausschuß von sechs Mitgliedern wählen; wenn einer davon abgieng, sollten die übrigen fünf durch die Wahl eines sechsten aus der Zunft die Zahl voll machen. Und aus diesen sechs sollte jährlich Einer zum Mitgliede des Raths gewählt werden[45].

Ungern

45) Lehmann, p. 588 sq.

Ungern hatte der Adel dieses bewilligt. Daher war er, sobald er glaubte, es sicher thun zu können, darauf bedacht, seine abgegebne Vorrechte allmälig wieder an sich zu ziehen, und die ihm aufgedrungnen bürgerlichen Theilnehmer seiner Gewalt dergestalt einzuschränken, daß sie sich, statt einer wirklichen mit einer blos scheinbaren Theilnehmung sollten begnügen lassen. Der adliche Rath eignete sich die Verwaltung der öffentlichen Gelder ausschließlich zu, besetzte alle Gerichte und Aemter aus seinem Mittel, ließ alle Gesetze, Befehle und Verordnungen blos in seinem Namen ergehen, zählte die Stimmen der bürgerlichen Rathsglieder nicht mehr mit, und endlich verdrang er diese ganz.

Die Bürger empfanden dies Unrecht desto lebhafter, da es einem feierlich beschwornen und vom Adel unterschriebnen und besiegelten Vergleich zuwider war. Allein dies war nicht ihre ganze Beschwerde. Die Adelichen usurpirten nicht nur alle Gewalt vertragswidrig; sie wandten sie nun auch öffentlich zur Unterdrückung der Bürger an; vorher hatten die Adlichen auch die Kosten des gemeinen Wesens mitgetragen, jetzt wälzten sie diese ganz von sich auf die Bürger; in den blos mit Adelichen besetzten Gerichten konnte kein Bürgerlicher, wenn ihn die oft theuer erkaufte Gunst eines Mächtigen nicht unterstützte, Recht erhalten; konnte seine gerechten Forderungen an manchen Adlichen nicht bezahlt erhalten; die größte von Adlichen gegen Bürgerliche ausgeübte Gewalt blieb unbestraft.

Die Bürger entschlossen, sich diesem Uebel standhaft, aber mit möglichster Mäßigung zu erwehren, machten damit den Anfang, daß sie 1327 eine Verbindung der dreyzehn Zünfte errichteten, des Inhalts, daß sie zur Vertheidigung eines jeden Bürgers beständig gemeinschaftli-

che

che Sache machen und Alle für einen jeden, dem Gewalt geschähe, mit Leib und Gut stehen wollten; dem Rath wollten sie gehorsam seyn in gerechten Dingen. Sodann verlangten sie vom Adel, daß eine neue Einrichtung sollte gemacht werden; der Rath sollte in Zukunft aus ein und dreyßig Personen bestehen; aus funfzehn von Adel, und sechszehn von der Bürgerschaft; alle Auflagen sollten auf Adel und Bürger gleich vertheilt werden; auch adliche Verbrecher sollten der in den Gesetzen verordneten Strafe unterwürfig seyn, und die Bürgerschaft übernahm mit einem Eide, die Gerichte gegen die Widersetzlichkeit und Bedrohungen mächtiger Frevler zu beschützen.

Der Adel machte zwar Einwendungen hiegegen; er behauptete, von jeher habe er allein die höchste Gewalt gehabt; ihm allein käme das Recht zu, den Rath und alle obrigkeitliche Aemter zu besetzen; sie allein wären befugt, Gesetze und Verordnungen zu machen. Jedoch bestanden sie auf diesen Einwendungen nicht; sie gaben nach, ohne Zweifel, weil sie es bedenklich hielten, dem Gewitter, das sich zu sammlen schien, zu trotzen. Sie nahmen friedliche Minen an; sie willigten in alles, was die Bürgerschaft vorgeschlagen hatte. Funfzehn Adliche, unter dem Namen des alten, sechszehn Bürgerliche, unter dem Namen des neuen Raths wurden eingesetzt und die ganze neue Einrichtung mit einem Eide von allen Theilen bekräftigt. Ruhe und Ordnung schienen wieder hergestellt. Aber alles war Verstellung von Seiten des Adels.

Drey Jahre dauerte dieser Zustand. Während dieses Zeitraums machte der Adel heimlich seinen Plan, seine und verschiedner benachbarten Adlichen vereinigte Waffen zur Wiederherstellung seiner Herrschaft und zur gänzlichen Unterdrückung der Bürgerschaft plötzlich und unvermerkt anzuwenden. Zu dem Ende hatten sie einem Ausschuß

von

von fünf Personen aus ihrem Mittel die Veranstaltung alles dessen, was zur Ausführung nöthig war, anvertraut. Die übrigen verpflichteten sich, ihr äußerstes mit Aufopferung Gutes und Blutes zur Erreichung ihrer Absicht beyzutragen. Die fünf Mitglieder dieses geheimen Ausschusses waren im Kriege versuchte und an benachbarten Höfen und unter dem Adel auf dem Lande in der dortigen Gegend sehr bekannte und geehrte Männer. An ihrer Spitze war der Bürgermeister Berthold Fuchs. Allmälig mit vieler Geschicklichkeit wußten diese an den Höfen und bey dem benachbarten Adel alle die vermeinten Beschwerden, die sie wider die speyerschen Bürger zu haben glaubten, so anzubringen; sie wußten sich selbst als den leidenden, bedrückten Theil in einem so günstigen, mitleidswürdigen Lichte vorzustellen; sie wußten die Bürgerschaft als einen trotzigen, übermüthigen Pöbel mit so gehäßigen Farben zu schildern, daß sie allenthalben ihren Zweck erreichten. Allenthalben fand man das Betragen der verwegnen Bürgerschaft unerträglich und andern zum Schrecken bestrafenswerth; allenthalben ermunterte man den Adel, seine Rechte nicht zu vergessen und mit vieler Wärme versprach man ihnen Schutz und Beystand.

So kam der Plan nach drey Jahren zur Reife. Schnell und auf einmal sollte er in der Nacht vom 22. Oct. 1330 ausgeführt werden. Die glücklichste Verschwiegenheit aller, die darum wußten, die gänzliche Unwissenheit der Bürger alles dessen, was wider sie im Werke war, und ihre daher entstehende Sorglosigkeit begünstigten die Unternehmungen. Nach und nach, wenig bemerkt, unter allerley Vorwand kamen einige vom benachbarten Adel in die Stadt. Einige hingegen von den Hauptanführern des speyerschen Stadtadels begaben sich zur Stadt hinaus auf ihre Landgüter. Hier ziehen sich von allen Seiten

her eine Menge Kriegsvölker in der Stille zusammen. Erst am Tage vor der beschloßnen Ausführung bemerken die Bürger verdächtige Anstalten, die sie aber noch weit entfernt sind, ihrem unter ihnen wohnenden Stadtadel zuzuschreiben. Eine alte Tradition sagt, die Stadt Strasburg habe die Absichten des benachbarten Adels, Speyer zu überfallen, entdeckt und den Einwohnern von Speyer durch einen Boten Nachricht davon gegeben. Dieser, um die so nahe Gefahr noch früh genug zu verkündigen, habe so geeilet, daß er bey seiner Ankunft äußerst entkräftet nicht im Stande gewesen sey, ein Wort hervorzubringen, habe blos auf seinen in der Tasche steckenden Brief gewiesen, sey sodann hingefallen und wie einige sagen, gestorben; nach andern aber soll er sich erholt haben und von der Stadt ansehnlich belohnt seyn. Wie dem auch seyn mag, die Bürger von Speyer machten ihre Gegenanstalten so gut, daß die Versuche ihrer Feinde, in der folgenden Nacht die Stadt zu überrumpeln, völlig vereitelt wurden. Aber alles, was zum Gebiet der Stadt gehört, außerhalb den Mauern, wird von dem abziehenden, über den fruchtlosen Ausgang erbitterten Kriegsvolke nach damaliger wilden Art mit Raub und Brand schrecklich verwüstet.

Indessen fiel es den Bürgern noch nicht ein, wer ihnen diesen so glücklich abgewandten Streich zugedacht hatte. Noch dachten sie an keine einheimischen Feinde: noch hatten sie nicht den geringsten Verdacht gegen den Adel. Am folgenden Morgen versammelt sich der Rath und die gesammte Bürgerschaft; letztere gewaffnet. Im Rath sitzen zwey von Adel, die Mitglieder des geheimen Ausschusses waren, die den Plan zum Ueberfall mit gemacht und besorgt hatten. Um aber keinen Verdacht gegen sich zu erregen, dürfen sie sich dem, was die Mehrheit

heit zur Erhaltung und Sicherheit der Stadt beschließt, nicht widersetzen. Beschlossen aber wird, daß jeder Gegenwärtige, er gehöre zum Rath, oder sey blos Bürger, auf der Stelle einen neuen Eid der Treue gegen die Stadt, und des Gehorsams gegen den Rath, so wie er damals existirte, schwören soll; ferner, wer nicht gegenwärtig ist, soll diesen Eid binnen einer bestimmten Frist ablegen, oder für sich und alle die Seinen des Bürgerrechts und des Rechts in der Stadt zu wohnen, auf immer verlustig seyn. Sechs Personen werden mit einer Art von dictatorischer Gewalt erwählt, denen Rath und Bürgerschaft bis zur völlig wiederhergestellten Ruhe eidlich Gehorsam geloben.

Alles dieses müssen die Anwesenden von Adel mit versprechen. Sie thuns theils weil sie es gefährlich finden zu widersprechen, theils weil es wirklich einige unter ihnen giebt, die entweder aus Rechtschaffenheit oder Furchtsamkeit an jenem Plan keinen Theil genommen und nichts darum gewußt hatten. Allein die kühnen, geschäftigen von Adel, die jenes Unternehmen am meisten betrieben und sich vorher zur Stadt hinaus begeben hatten, um die fremden Kriegsvölker anzuführen, wie sie nun nach der Stadt zurückkommen, wollen jenen Eid nicht ablegen, verlassen die Stadt aufs neue, und entweder auf ihr Zureden, oder aus eigner Bewegung geht auch der sogenannte alte, oder adliche Rath von der Stadt weg. Nun erst kommt ein Umstand nach dem andern an den Tag, die es zusammengenommen den Bürgern klar und deutlich machen, daß der ausgewichne Adel Urheber des ganzen Unternehmens gewesen. Im ersten Unwillen darüber fällt der große Haufe in die Häuser der Adlichen, plündert, zerstört, nimmt was sie noch von adlichen Mannspersonen finden, in Verhaft, und begegnet den Frauen-

zimmern, den Kindern, den Weibern mit der ungesitteten Wuth, die einem aufgebrachten Pöbel so natürlich ist. Seine Wuth aber sucht der Rath und der beßre Theil der Bürgerschaft zu mäßigen.

Indessen erbieten sich die fünf Städte, Strasburg, Mainz, Worms, Frankfurt und Oppenheim zur Vermittelung. Jene oben erwehnte sechs Männer mit dictatorischer Gewalt empfehlen der Bürgerschaft von Speyer, sie anzunehmen, und auf ihre Einwilligung kommen Abgeordnete jener Städte nach Speyer. Diesen legt die Bürgerschaft so wohl als der ausgewichne Adel, jeder Theil seine Klagen und Beschwerden vor. Nach einer vierwöchentlichen Unterhandlung kommt ein Vergleich, in welchem die Bürgerschaft eben so viel Billigkeit als Verträglichkeit bewies, zu Stande. Eine völlige Amnestie wird versprochen; jeder Theil ersetzt dem andern den erlittnen Schaden; alle Gefangnen werden nach beschworner Urphede freygelassen. Die Zünfte begeben sich des angemaßten Rechts, ohne Vorwissen und Genehmigung des Raths einseitige Verordnungen zu machen; der Rath sollte in Zukunft mit völliger Gleichheit, halb aus dem Adel, und halb aus der Bürgerschaft besetzt werden; er sollte aus 28 Personen bestehen, 14 Adlichen und 14 Bürgerlichen; jene so wohl als diese sollten jährlich erwählt werden, so wie auch jährlich zwey Bürgermeister, ein adlicher und einer aus der Bürgerschaft.

Aber der ausgewichne Adel that nicht das seinige, die wieder angefangne Harmonie zu unterhalten. Sechszehn von ihnen, ehe sie den Bedingungen genüge gethan, unter welchen allein sie in die Stadt sollten zurückkommen dürfen, machten sich durch ihren heimlichen Aufenthalt in der Nähe der Stadt so verdächtig, daß sie der gebrochnen Amnestie schuldig, und daher dem achten Artikel des

Ver-

Vergleichs zufolge für unfähig erklärt wurden, jemals wieder in der Stadt aufgenommen zu werden.

Der größere Theil der Patricier erkannte die Billigkeit jenes Vergleichs, erfüllte die darin festgesetzten Bedingungen und die Eintracht zwischen ihnen und der Bürgerschaft wurde durch neue schriftliche Versicherungen und Eide bestätigt; zwar fehlte es auch nachher nicht an Anlässen zu neuen Unruhen und Streitigkeiten; auch kam es wohl zum Ausbruch; auch wurden noch wohl einige Veränderungen mit der Rathseinrichtung vorgenommen. 1429 geschah die letzte, die eine wirkliche Verbesserung war. Es ist aber hier nicht der Ort, alle diese Veränderungen zu bemerken; es ist uns nicht um die Regierungsverfassung von Speyer zu thun, wie sie in verschiednen Perioden beschaffen gewesen. An dem Betragen der Einwohner dieser Stadt in ihrem Kampfe gegen Unterdrückung und Gewalt wollten wir nur den Geist des deutschen Bürgerstandes im Mittelalter kennen lernen. Die angeführten Exempel beweisen, es war ein edler, standhafter, durch Ordnungsliebe gemäßigter Geist der Freyheit.

Mitten unter dem heftigen Kampf, gerade in den Jahren von 1300 bis 1330, da die Leidenschaften der von den Patriciern so oft und so empfindlich beleidigten Bürger am heftigsten hätten seyn sollen, waren sie kalt und gesetzt genug, neue und sehr gute Einrichtungen zur bessern Verwaltung der Geschäfte zu verfügen. Die Stadt Speyer nahm im Jahr 1321 gelehrte Männer, die auf auswärtigen Universitäten — denn in Deutschland waren noch keine — den Magistergrad erlangt hatten, in ihre Dienste[46]). Die Bürger in Speyer empfanden die Noth-

46) Lehmann, p. 617.

wendigkeit, in öffentlichen Geschäften nicht alles auf Traditionen und Gewohnheiten ankommen zu lassen; sie erkannten den großen Nutzen schriftlicher Verhandlungen; sie führten den Gebrauch der Protokolle und Registraturen ein; sie legten Archive an. In den Documenten der Städte aus diesem Zeitalter findet man mehr Ordnung, Deutlichkeit und Bestimmtheit, als in denen der Fürsten und des Adels. In den Verträgen der Städte sind alle Verabredungen völliger entwickelt und auseinandergesetzt, und die Ausdrücke sind gewählter und angemeßner.

Man hat gestritten, ob dies Streben der Bürger in den Städten nach einer billigen Verfassung von den Kaisern genehmiget sey oder nicht. Man hat viel Privilegien der Kaiser zu Gunsten der Bürger in diesem Stücke. Man hat aber auch ein paar Verordnungen von Kaisern, die dadurch, wie es scheint, ihrem Fortgange zur Freyheit Einhalt haben thun wollen. So hat man eine Verordnung von Friedrich II. worin er die Stadt Strasburg ihrem Bischofe aufs neue unterwirft und die Zünfte aufhebt und verbietet. Allein man gebe nur auf die Umstände acht, unter welchen die Verordnungen dieser letzten Art gegeben sind, und man wird sichs erklären, warum ein paar Kaiser von der Maxime, die von den andern beobtet wurde, und die in der That dem kaiserlichen Interesse gemäß war, die Aufnahme und die Freyheit der Städte zu begünstigen, abweichen mußten. Sie befanden sich gerade in Situationen, wo sie den Feinden der Städte zu gefallen seyn mußten. So z. E. gab Friedrich II. jene Verordnung im Jahr 1232, da er eben mit vieler Mühe die Lossprechung vom päpstlichen Banne erhalten hatte und ihm an der Freundschaft der Geistlichen viel gelegen war[47]).

Die

47) Schilter, p. 618 rc.

Die Absicht der bisherigen Erzählung war blos zu zeigen, unter welchen Hindernissen und wie langsam die Einwohner der Städte, durch ihr anhaltendes Streben endlich zum Besitz und Genuß jener Rechte und Freyheiten gelangten, deren Inbegriff den Bürgerstand von den übrigen Volksklassen unterscheidet. Uebrigens ist hier der Ort nicht, die Verfassungen, die damals in den Städten eingeführt wurden, umständlicher darzustellen, noch zu beurtheilen, und wie weit diese Verfassungen der Vollkommenheit sich näherten oder sich davon entfernten. Sondern jetzt müssen wir nur noch zeigen, was Deutschland durch den Bürgerstand für Vortheile gewonnen hat und was er zur Beförderung der Kultur beytrug.

Die Städte haben ein dreyfaches Verdienst um die deutsche Kultur. Das erste und wichtigste betrift die Industrie. Ohne Städte, ohne Bürgerstand giebt es keine Industrie. Die deutschen Städte wurden die Pflanzschule der Handwerke, der Künste, der Manufakturen, der Fabriken. In den Städten wurden die meisten Erfindungen gemacht, die dem geselligen Leben Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten verschaften.

Die Wahrheit dieser Behauptungen, mithin also auch die Größe des Verdienstes der Städte in diesem Punkte, würde man am besten übersehen können, wenn man eine Tabelle verfertigte, die in drey Kolumnen die Namen der Städte, die Jahrszahlen und die Erfindungen, die Entstehungen der verschiednen Zweige der Industrie, ihre Erweiterungen und Verbesserungen darstellte. Ich hätte gern selbst eine solche Tabelle hier beygefügt, wenn ich sie jetzt schon in einem nicht allzuniedrigen Grade von Vollkommenheit hätte liefern können.

Wenn man nun nach den Ursachen frägt, die den Geist der Industrie in den Städten belebte, so waren es theils allgemeine, theils besondre. Jene wirkten nemlich in Deutschland, wie sie nothwendig in allen Zeiten, in allen Ländern gewirkt haben. Der Nachahmungstrieb, der Stachel der Bedürfnisse, der Wetteifer, die häufigere Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, Ideen zu sammlen und mitzutheilen, sie zu berichtigen und aufzuklären, verschiedne Urtheile zu hören und zu vergleicheu, die grössere Menge von Mustern, die größere Bequemlichkeit sich den Stoff so wohl als die Geräthschaften zu seinen Arbeiten zu verschaffen; und endlich die Vertheilung der Arbeiten unter mehrere Hände, so daß einerley Arbeit immer von einerley Hand verrichtet wird, wodurch die Fertigkeit der blos zu dieser Arbeit geübten Hand unglaublich zunimmt: alle diese Ursachen müssen, wenn sie zusammentreffen, und wenn ihnen nicht mächtige Hindernisse entgegen wirken, unter jedem Himmelsstrich, unter den Einwohnern großer Städte die Industrie erzeugen.

Es darf dann nur noch entweder in der Stadt selbst oder in ihrer Nähe ein glänzender Hof entstehn, oder ein reicher Adel in der umliegenden Gegend wohnen, der wenigstens einen Theil des Jahrs in der Stadt seinen Aufenthalt nehme, oder es eröffne sich ein auswärtiger Handel, der die Produkte der Industrie ihrer Bürger andern Nationen zuführe, so sind die Quellen gefunden, aus welchen eine solche Stadt Wohlstand und Reichthum schöpfen kann. Für die deutschen Städte flossen sie alle, diese Quellen, seit dem die Kaiser die Grille fahren ließen, in Italien Eroberungen machen zu wollen, seit dem sie nach dem Exempel des weisen Rudolfs in Deutschland blieben und noch mehr, seit dem sie ihre Residenz in Städ-

ten

ten nahmen; — ferner, seit dem der Adel anfieng einzusehen, daß eine blühende Stadt in der Nachbarschaft seiner Güter kein Uebel, sondern vielmehr ein wünschenswerther Umstand sey, — eine Ueberzeugung, die freylich dem größten Theile des Adels sehr späte kam, nachdem sie lange, die in ihrer Nachbarschaft aufblühende Städte, mit verachtenden so wohl als neidischen, feindseligen Augen betrachtet hatten, — endlich seit dem die handelnden Städte in Deutschland, vorzüglich die zur Hanse gehörigen angefangen hatten, den auswärtigen Handel nach großen Grundsätzen zu führen, unter welchen der, die einheimische Industrie durch den Absatz in der Fremde zu beleben, einer der wichtigsten war.

Die besondern Ursachen von der durch alle deutsche Städte im Mittelalter sich verbreitenden Industrie glaube ich in dem ursprünglichen Nationalcharakter zu finden. Einem Gegenstand unermüdet nachzuforschen, ihn, wenn ich so sagen darf, tausendmal zu drehen und zu wenden, bis man die rechte Seite gefunden, dieses scheint mir ganz vorzüglich ein Grundzug in der Anlage des deutschen Charakters zu seyn.

Das zweyte, nicht unwichtige Verdienst der Städte betrift die Polizey, worin sie zuerst das Muster gaben. Freylich war hier der Anfang kümmerlich und die Fortschritte waren langsam und unerheblich. In der ersten Anlage der Städte, da sie blos Zufluchtsörter und der Aufenthalt von Knechten waren, und da sie immer so eng gebaut werden mußten, daß der Wall oder die Mauer zu ihrer Vertheidigung nicht zu weitläuftig gerathen durfte, in dieser ersten Anlage waren viel unüberwindliche Schwierigkeiten gegründet, die nachher bessre Anstalten zur Beförderung der Reinigkeit und Sicherheit fast unmöglich machten. Unterdessen würde es auch bey diesem

Punkte der Mühe werth seyn, in einer Tabelle die Schritte, die in verschiednen Städten gethan wurden, chronologisch vor Augen zu stellen[48].

Endlich das dritte nicht minder rühmliche Verdienst scheint mir darin zu bestehen, daß sie zuerst in Ansehung des einer Stadt als einer Gesellschaft Menschen gehörigen Eigenthums diejenige Ordnung einführten, die man bey großen Staaten Staatswirthschaft nennt, und die man überhaupt die Oekonomie großer Gesellschaften nennen könnte. Die Städte haben zuerst über Einnahme und Ausgabe ordentlich Buch geführt, über die Nutzung und Verwaltung des Stadteigenthums weise Plane gemacht, die Natur und Folgen der verschiednen Auflagen eingesehn, mit einem Wort, zuerst gewiesen, daß eine Gesellschaft, um ihres Bestehens gewiß zu seyn, ihre Kräfte kennen und mit diesen Kräften ordentlich haushalten muß.

48) Im hannöv. Magazin.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Von der Staatsverfassung eines Volks kann auf seine Kultur nicht geschlossen werden, obgleich die Beschaffenheit der Staatsverfassung die Kultur befördern oder hindern kann. — In wie weit die Mängel der deutschen Staatsverfassung durch die Schuld der Nation entstanden — und in wie weit sie auf die Kultur der Nation Einfluß hatten.

Es ist noch nicht lange her, daß wir Neuere ehrfurchtsvoll alle die Versicherungen der Geschichtschreiber und Alterthumsforscher von der außerordentlichen und weit über unsere Begriffe erhabnen Weisheit der alten Völker, die sie bey der Einrichtung ihrer Staatsverfassungen sollten bewiesen haben, für unwidersprechliche Wahrheiten annahmen, und demüthig jene Völker bewunderten, von denen wir blindlings glaubten, daß sie, die doch noch so wenig Erfahrung hatten, einer Klugheit in ihren Anordnungen fähig sollten gewesen seyn, die die neuern Völker bey allen ihren Erfahrungen nie haben erreichen können. Auch in Ansehung der heutigen Nationen giebt es noch wohl manchen Statistiker, der die eine Nation wegen ihrer weisern Staatsverfassung erhebt, und die andre wegen ihrer nicht so weisen, oder wohl gar thörichten, heruntersetzt. Allein in allen diesen Fällen hat man der Weisheit der Nationen zu viel Ehre erwiesen, indem man ihr zugeschrieben hat, was doch eigentlich, wo nicht ganz, doch hauptsächlich ein Werk des Glückes war.

Kein Volk kann man nennen, dessen Regierungsform oder Staatsverfassung die Frucht einer vollkommen freyen Wahl, einer kalten und ruhigen Ueberlegung gewesen wäre. Die Regierungsformen sind, wie die Staaten, allmälig durch die Umstände, worin die Völker sich befanden, gebildet, und die nachmaligen Veränderungen, sie mochten Verbesserungen oder Verschlimmerungen seyn, wurden in unruhigen Zeiten nicht durch allgemeine Ueberzeugung, sondern durch das Uebergewicht der einen oder andern Parthey eingeführt. Alles was das Alterthum von wundervollen Umschaffungen ganzer Staaten, von unbegreiflich schnellen Umbildungen ganzer Völker blos durch die Gesetze eines einzigen Mannes gerühmt hat, beruht auf unsichern Traditionen. Ein großer, philosophischer Kenner der Geschichte hat mit Recht gezweifelt, ob Lykurgs Gesetze blos die Frucht eines in seinem Kopfe aus allgemeinen Betrachtungen entstandnen Systems haben seyn können[49]. Wahrscheinlich waren damals die Lage und die Umstände der Spartaner so beschaffen, daß sie schon die Anlage zu der lykurgischen Verfassung enthielten; diese Anlage wurde durch seine Gesetze nur mehr entwickelt, genauer bestimmt und festgesetzt. So viel ist gewiß, in denjenigen Perioden der Geschichte, die durch das Licht schriftlicher Denkmäler aufgeklärt werden können, giebt es kein einziges Exempel von Staatsverfassungen, deren Einrichtung oder Umänderung das Werk blos kalter Ueberlegung des ganzen Volks gewesen wäre. Von jeder Veränderung in der römischen Verfassung seit Romulus Ermordung kann man zeigen, daß sie durch die Heftigkeit der Partheyen bewirkt wurde. Dieses gilt von der englischen Verfassung;

49) Ferguson History of Civil Society.

sung; dies gilt von der Verfassung aller, es sey monarchischer, oder republikanischer Staaten.

Durch diese Behauptung soll der Einfluß menschlicher Weisheit bey der ersten Einrichtung einer Staatsverfassung und bey den nachmaligen Revolutionen nicht ganz geleugnet werden. Meine Meynung ist eigentlich, daß es nie Weisheit einer ganzen Nation, sondern nur einzelner Köpfe war, die bey der Errichtung oder Umänderung der Staatsverfassungen mit wirkte, und daß sie nie anders oder mehr wirken konnte, als die Lage und Umstände der Nation gestatteten, mithin daß bey weitem das meiste bey dergleichen Revolutionen auf die Rechnung der zufälligen Ursachen, das wenigste auf die Rechnung menschlicher Weisheit kommen kann.

Zu den Fällen indessen, wo es scheint, daß die deutsche Nation durch Mangel an Ueberlegung selbst Fehler in ihrer Staatsverfassung veranlaßt habe, gehört vorzüglich jene, da sie sich vom Papst Gregorius VIII. verleiten ließ, ihr Reich in ein Wahlreich zu verwandeln. Dieser erste Fehler zog mehr andre nach sich. Nachdem diese Verwandlung geschehen war, verkannte — so scheint es — die Nation bey den folgenden Wahlen ihr wahres Interesse noch mehr dadurch, daß sie die wichtige Regel vergaß, die ihnen der päpstliche Gesandte bey der Wahl Rudolfs von Schwaben[50]) gegeben hatte, einzelnen Wählenden nicht zu erlauben, für sich mit dem zu Erwählenden zu kapituliren, eine Regel, die es wohl verdient hätte, bey jeder neuen Wahl dem Volke auf die nachdrücklichste Art in Erinnerung gebracht zu werden — Was aber bey dieser in der deutschen Reichsgeschichte so äußerst wichtigen Begebenheit Versehen der Nation zu

50) Charaktere und Sittengemälde ꝛc. S. 233.

zu ſeyn ſchien, war doch eigentlich nur eine Folge vorhergegangener Umſtände, die einigen Großen zu viel Einfluß in Nationalangelegenheiten verſchaft hatte.

In ſo weit die Geſetzgebung [51]) von der Staatsverfaſſung abhängt, iſt es alſo auch mehr Glück als Verdienſt einer Nation, wenn ſie ſich einer vollkommnern Geſetzgebung rühmen kann, als andre Völker. Hieraus folgt, daß eine glückliche Staatsverfaſſung immer ein aufgeklärtes, kultivirtes Volk erwarten läßt; denn eine ſolche Staatsverfaſſung wird Kultur und Aufklärung befördern, aber man muß nicht umgekehrt einer Nation deswegen Kultur und Aufklärung abſprechen, weil unglücklicherweiſe ſeine Staatsverfaſſung und die davon abhängende Geſetzgebung mit Unvollkommenheiten und Fehlern behaftet iſt. Vielmehr kann einer Nation, wenn hiſtoriſche und philoſophiſche Kenntniſſe ſich unter ihr verbreitet haben, ſehr richtige Begriffe von einer zweckmäßigen Staatsverfaſſung erlangt haben. Allein ſo ſehr auch alle Stände an dieſen Einſichten Theil nehmen mögen, ſo wird gleichwohl die Nation nichts thun können, den Mängeln ihrer wirklichen Staatsverfaſſung abzuhelfen, ja ſie wird eben ihrer Einſichten wegen nichts thun wollen,

51) Der Ausdruck Geſetzgebung hat einen doppelten Sinn. Erſtlich bedeutet er den Inbegriff der Perſonen, die die Macht, Geſetze zu geben, beſitzen und ausüben. Zweytens bedeutet er die wirkliche Ausübung dieſer Macht. In jenem erſten Sinn hängt die Geſetzgebung von der Staatsverfaſſung ab; denn ſie iſt ſelbſt ein Theil davon. Ihre Vollkommenheit erfordert eine hinlängliche Anzahl Perſonen, denen ihr eigenes Intereſſe es immer zu einer wichtigen Angelegenheit mache, ſo wohl das wahre Intereſſe des Ganzen zu befördern, als ſich die richtigſten Einſitchen über alles, was dahin gehört, zu verſchaffen.

wollen, wenn nicht außerordentlich günstige Umstände eintreten, um eine Veränderung in der Staatsverfassung zu Stande zu bringen; denn sie wird einsehen, daß auch mit den weisesten Verbesserungsplanen unüberwindliche Schwierigkeiten verknüpft sind, und daß, mit welcher Weisheit und Mäßigung der Verbesserungsplan auch gemacht wäre, es doch unmöglich zu verhüten seyn würde, daß bey der Ausführung Leidenschaften nicht mit ins Spiel kämen, die vielleicht am Ende entscheiden würden.

Wenn aber eine Nation, auch bey einer unvollkommnen Gesetzgebung, durch die Privatbemühungen einzelner Mitglieder Kultur und Aufklärung erlangen soll, so kann dieses nur unter folgenden Bedingungen möglich werden. Die Regierung muß sich keine Herrschaft über den Verstand ihrer Unterthanen anmaßen wollen; sie muß ihnen keinen Weg zu Kenntnissen, es sey der Weg durch Reisen, oder durch Lesen, durch einheimische oder durch fremde Bücher versperren; sie muß das Forschen nach richtigen Einsichten auf keinerley Weise verhindern. Wenn sich die Regierung für befugt, oder wohl gar für verpflichtet hält, die Denkkraft ihrer Unterthanen durch Zwangmittel in gewissen Schranken zu halten; so ist, in einem so unglücklichen Lande, vielleicht wohl Kultur des Bodens und der äußerlichen Sitten, aber keinesweges jene edlere Kultur, die sich auf den Geist bezieht, zu erwarten.

In wie weit die Staatsverfassung des deutschen Reichs in ihren verschiednen Perioden die Kultur des Volks gehindert oder befördert habe, dieses zu beurtheilen muß man sich theils der im dritten Kapitel gemachten Bemerkungen erinnern, theils folgende damit verbinden.

Vor der großen Revolution unter Friedrich II. scheint der persönliche Charakter eines jeden Kaisers vom größten Einfluß,

Einfluß, wie überhaupt auf den Zustand der Nation, so auch insbesondre auf ihre Kultur gewesen zu seyn. Unglücklicherweise ist es wohl unleugbar, daß es unter ihnen bis zu gedachter Periode, so viel Treflichkeiten man ihnen auch sonst beylegen will, keinen Karl wieder an Einsicht und Geschmack gegeben hat. Ihr unweiser Ehrgeiz, lieber benachbarte Fürsten zur Vasallenschaft zu zwingen, als dem Staate innerliche Ordnung und Festigkeit zu geben, ihre ewigen Züge nach Italien, unterhielten die Wildheit und Rohheit hauptsächlich des edlern Theils der Nation, der, wenn ihm diese Anlässe nicht gegeben wären, seinen Hang zu Abentheuern zu befriedigen, weit früher zum Anbau und Verschönerung seiner Besitzungen hätte schreiten müssen. Nachdem die Verfassung seit Friedrich II. das Wesentliche ihrer jetzigen Einrichtung schon bekommen hatte, so war der persönliche Charakter eines Kaisers weiter von keinem Einfluß, als daß er, wenn er selbst für Wissenschaften, Künste und was sonst zur Kultur gehört, Geschmack hatte, durch seinen Beyfall diejenigen, die Verdienste dieser Art besaßen, zu wirksamer Anwendung ihrer Talente und Einsichten aufmuntern konnte. Anstalten von erheblichem Einfluß für das Ganze zu machen, war nicht mehr in der Kaiser Gewalt. Ueberhaupt war von dieser Epoche an kein gleichförmiger Fortschritt der Kultur bey der ganzen Nation zu erwarten, sondern so wie sie selbst wirklich in eine Menge Staaten zerfallen war, so mußte die Kultur in jedem dieser Staaten, nach Verhältniß der bey ihm in dieser Absicht zusammentreffenden Umstände bald geschwinder, bald langsamer von statten gehen. Ja, in manchem dieser Staaten mag auch ein gänzlicher Stillstand oder gar Rückfall in Barbarey erfolgt seyn.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Vom gegenseitigen Einfluß der Kultur und der gerichtlichen Verfassung auf einander. Schwierigkeiten der Untersuchung. — Nothwendige Verschiedenheit der Rechtspflege bey rohen und bey kultivirten Völkern. Die Gesetze der Deutschen im Stande der Simplicität waren gut; aber die Rechtspflege unvollkommen. — Vom gerichtlichen Zweykampf. — Veränderungen in der gerichtlichen Verfassung der Deutschen, seitdem sie aus dem Stande der Simplicität herausgiengen. I. Verschlimmerungen: die Rechtspflege wurde Militairpersonen anvertraut und von diesen als eine Quelle von Einkünften betrachtet. — die Gottesurtheile; — dreyfache Barbarey der peinlichen Rechtspflege; — die geistlichen Sendgerichte und die Gerichte der königlichen Kommissarien (missorum regiorum) — die westphälischen Gerichte; — die Tortur und grausamen Todesstrafen. — II. Verbesserungen: schriftliche Abfassung der Gesetze in der Sprache der Nation; — schriftliche Verhandlung rechtlicher Geschäfte; Protokolle; Archive; — Einführung der römischen Rechte. Sie geschah nicht durch Wahl der Nation, sondern zufällig, aus Irrthum. Schon die Notarien gaben Anlaß dazu. Das römische Recht war vor Friedrich I. in Deutschland bekannt. — Schädliche theils vorübergegangne, theils gebliebne Folgen von der Einführung der römischen Rechte. Gute Folgen, die daraus theils wirklich entsprangen, theils entspringen konnten.

Ich komme auf einen Punkt, den ich lieber ganz übergienge, weil ich mir bewußt bin, daß ich mir die Kenntniß und Einsichten nicht zutrauen darf, die erfordert werden, ihn würdig zu behandeln. Ich soll jetzt den gegenseitigen Einfluß zeigen, den von der einen Seite die fortschreitende Kultur nach und nach auf die ge-

richtliche Verfassung unsrer Vorfahren, und, von der andern Seite, die gerichtliche Verfassung auf die Kultur gehabt hat, ein Gegenstand, dessen Wichtigkeit nicht erst braucht gezeigt zu werden, über den aber nur eigentlich Rechtsgelehrte das nöthige Licht verbreiten können. Gleichwohl darf ich nicht ganz davon schweigen, weil es eine zu große Lücke in meinem Plan veranlassen würde. Man würde in dem Gebäude, von dem ich hier eine Art von Grundriß liefern wollte, die wesentlichsten Theile vermissen. Es ist also nichts anders übrig, als daß ich, was ich angefangen, mit bescheidnem Muthe vollende; indem ich mir vorher von den Gelehrten besagter Klasse gütige Nachsicht erbitte.

Gleich anfangs findet sich hier die große Schwierigkeit, die hieher gehörige Menge mannigfaltiger Materialien so zu ordnen, daß die Uebersicht des Ganzen dadurch erleichtert und der gegenseitige Einfluß der fortschreitenden Kultur auf die Verbesserung der gerichtlichen Verfassung, und dieser auf jene, deutlich werde. Am zweckmäßigsten hat es mir geschienen, zwey Hauptzeiten zu unterscheiden; erstlich die Zeit **der rohen Simplicität**, zweytens die Zeit **der Veränderungen**, die der veränderte Zustand der Nation veranlaßte. Durch diese Veränderungen aber wurde die gerichtliche Verfassung theils **verschlimmert**, theils verbessert.

I. Bey meinem Umgange mit Menschen aus allerley Ständen habe ich oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß den Layen in der Rechtsgelehrsamkeit nichts so sehr auffällt, als die widersprechenden Urtheile, die die größten Kenner in dieser Wissenschaft über den Werth und die Vorzüge der Rechtspflege, so wie sie bey rohen und wie sie bey kultivirten Völkern eingerichtet zu seyn pflegt, geäußert haben.

Grotius

Grotius lobte die einfachen Gesetze der alten, gleichsam noch im Stande der Natur lebenden deutschen Völker, der Franken, der Sachsen, der Bayern. Nach seinem Urtheil war in ihnen mehr Weisheit, als in den dunklen Gesetzbüchern der Römer. Leibnitz verachtete jene Ueberbleibsel der alten deutschen Gesetzgebung und urtheilte, ihnen vor den römischen Gesetzen den Vorzug geben wäre eben so viel, als das jetzige gesellige Leben mit dem Leben in Wäldern und Hölen vertauschen. Demungeachtet glaube ich gefunden zu haben, daß es bey aller unsrer Verehrung gegen Leibnitzen unter dem aufgeklärten Theile unsrer Nation in diesem Stücke mehr Grotianer als Leibnitzianer giebt: der Hauptgrund der Grotianer in diesem Stück ist, daß jene bekannten drey Begleiterinnen der europäischen Rechtspflege, die Chicane, die Langwierigkeit und die Kostbarkeit der Processe, bey rohen Völkern unbekannte Uebel sind. Und in Ansehung der Kriminaljustiz fallen bey kultivirten Völkern mehre und abscheulichere Verbrechen vor, als bey rohen, welches hinlänglich beweist, daß die Gesetzgebung der kultivirten Völker die Mittel, Verbrechen zu verhüten, noch nicht recht zu treffen gewußt hat.

Indessen, wenn man ohne Vorurtheil liest, was von der Gerichtsverfassung roher theils alter, theils noch gegenwärtiger Völker von glaubwürdigen Geschichtschreibern und Reisenden berichtet wird, und wenn man über die Natur der Sache nachdenkt, so muß man gestehn, daß die Gesetze roher Völker, so lange sie blos noch roh, nicht schon verwildert oder verdorben sind, zweckmäßig bestimmt und billig, mithin weise seyn können, und daß sie es wahrscheinlich in den meisten Fällen seyn werden, daß aber ihre Rechtspflege, sobald die Fälle etwas verwickelt sind, sehr unvollkommen und mangelhaft

seyn muß; daß folglich ihre Art der Rechtspflege bey kultivirten Völkern, wo gewöhnlich nur über sehr verwikkelte Fälle proceßirt wird, ganz und gar nicht brauchbar seyn kann.

Gesellschaftsverbindungen können ohne Gesetze nicht gedacht werden. Diese bestehen theils in bloßen Gewohnheiten, nach denen die Mitglieder der Gesellschaft sich stillschweigend richten, weil sie fühlen, daß ohne Beobachtung dieser Gewohnheiten das Beste der Gesellschaft unmöglich sey, theils in ausdrücklichen Verordnungen.

Die Natur leitet die rohesten Menschen sowohl auf jene Gewohnheiten, als diese Verabredungen. Kinder, die mit einander spielen, fallen von selbst, nicht aus Nachahmung, auf gewisse Verabredungen, auf stillschweigende Beobachtung gewisser Regeln, weil es ihnen einleuchtet, daß ihr Spiel sonst nicht lange währen kann.

Sobald Menschen das Eigenthumsrecht unter sich einführen, ergeben sich von selbst gewisse Regeln, nach welchen jedem sein Eigenthum von der ganzen Gesellschaft gesichert wird, nach welchen es von einem zum andern übergehen, und nach seinem Tode an diejenigen fallen soll, von welchen man glaubt, theils, daß sie dem Verstorbnen die liebsten waren, theils, daß sie der Gesellschaft den Verlust des abgegangenen Mitbürgers am ersten ersetzen können. In diesem Punkte der Gesetzgebung kann keine Nation sich einer vorzüglichen Weisheit vor andern rühmen. Der gemeine Menschenverstand lehrt sie allein in diesem Stücke anordnen, was in ihren Umständen das beste ist.

Eben dieser gemeine Menschenverstand lehrt sie, was sie zu beobachten haben, wenn sie sich vereinbaren ihre Sicherheit sowohl gegen äußerliche Feinde, als gegen Belei-

Beleidigungen unter einander von Mitgliedern der Gesellschaft zu bewirken.

Auch das Gesetzbuch der rohesten Völkerschaft, es mag ein geschriebnes oder ungeschriebnes, das ist, eine bloße Sammlung von Gewohnheiten seyn, wird in Ansehung alles dessen, was das Eigenthum der Privatpersonen und das Bestrafen der Verbrechen betrift, so vollkommen seyn, als es die Umstände der Völkerschaft erfordern.

Die Natur selbst leitet sie auch auf die beste Methode, entstandne Streitigkeiten zwischen Mitgliedern der Gesellschaft zu entscheiden. Alte, erfahrne Männer werden von dem ganzen versammelten Volk erwählt, unter den Partheyen nach den hergebrachten Gewohnheiten den Ausspruch zu thun. Diesen Alten traut man es zu, daß sie die Regel, das Gesetz (die Ewwa nannten es die alten Deutschen) wissen, nach der eine Streitsache für recht oder unrecht müsse gehalten werden. Daß eine Thatsache, wenn über die Wahrheit derselben gestritten wird, geschehen oder nicht geschehen sey, daß es mit ihr sich verhalte, wie die eine oder die andre Parthey behaupte — dieses auszumachen, ergiebt sich das natürlichste Mittel ebenfalls von selbst — man führt den Beweis durch Zeugen.

Aber hier ist es, wo der sich selbst gelaßne, durch keine Wissenschaft, durch keine Philosophie, durch keine fremde Erfahrung aufgeklärte gemeine Menschenverstand bald Schwierigkeiten antrift, in die er sich nicht zu finden weiß. Jede Parthey stellt ihre Zeugen auf. Und alle scheinen gleich glaubwürdig. Die Zeugen der einen Parthey bejahen, was die der andern verneinen. Wie sollen die Richter nun verfahren? Es war nicht so leicht, hier die gehörige Verfahrungsart auszufinden, zumal nach-

dem das Verkehr der Menschen verwickelter zu werden anfieng; und die Menschen die Kunst der Wahrheit zu verstellen lernten. Wie schwer es dem menschlichen Verstande hat werden müssen, bey diesem Punkte die wahren Regeln auszumachen, davon kann man sich überzeugen, wenn man nur acht geben will auf das, was täglich im gemeinen Leben vorfällt. Wenn in einer Gesellschaft zwey mit einander streitende Nachrichten von einerley Vorfall erzählt werden, wie verschieden fallen nicht die Urtheile über die vorzügliche Glaubwürdigkeit der einen oder andern Nachricht aus? — Wie verlegen sind nicht diejenigen, die mit ihren Urtheilen die Behutsamsten sind, wenn auch sie nun um ihre Meynung befragt werden?

Wir finden keine Nachrichten, wie unsre Vorfahren sich in diesen Fällen halfen. Einige haben geglaubt, der Zweykampf wäre schon in den ältesten Zeiten als ein Mittel gebraucht, wodurch die Partheyen die Wahrheit ihrer Behauptungen gegen einander hätten erweisen müssen. Zu den Zeiten des Tacitus war er gewiß noch nicht üblich. Tacitus giebt umständliche Nachrichten von der gerichtlichen Verfassung der Deutschen. Hätten sie schon damals den Zweykampf im Gebrauch gehabt, so müßte dieser Gebrauch unstreitig in den Augen der Römer eine merkwürdige Erscheinung gewesen seyn, und er wäre gewiß der Aufmerksamkeit des so scharf beobachtenden Geschichtschreibers nicht entgangen [52]). Von den Franken ist es gewiß, daß sie den Zweykampf erst nach der Erobe-

rung

52) Bey ihren Gastmalen fielen zwar oft Zweykämpfe oder doch Schlägereyen vor, wie Tacitus bemerkt, aber dies waren keine gerichtliche Zweykämpfe.

rung Galliens von den Burgundern annahmen [53]). Wahrscheinlich wurde der Zweykampf zuerst Sitte unter dem Gefolge, unter den Kriegsgefährten der Fürsten, und vielleicht nicht eher, als wie diese sich in den römischen Provinzen niederließen. So wie damals der Charakter dieser Abentheurer durch den Krieg und noch mehr durch das ihre Kriege begleitende Glück verwilderte, so kam auch da wahrscheinlich zuerst unter ihnen die barbarische Gewohnheit auf, zum Beweise seiner Behauptungen auf sein Schwert sich zu berufen.

II. Die Folgen von dem durch die Kriege mit den Römern, durch die Eroberungen, durch das Uebergewicht des Kriegstandes und durch die Lehnverfassung verwildertem Zustande der Nation waren für die Rechtspflege anfangs keinesweges vortheilhaft. Insbesondre verschlimmerte sie sich, in so weit sie die Untersuchung und Bestrafung der Verbrechen zur Absicht hat, je mehr und mehr. Die Nation schien in Ansehung der Criminaljustiz fast in eben dem Verhältniß in Barbarey zu verfallen, in welchem sie in andern Stücken der Kultur näher kam. Auch mit der Civiljustiz giengen anfangs, nachdem unsre Vorfahren aus dem Stande roher Simplicität herausgezogen waren, nachtheilige Veränderungen vor. Aber allmählig wurden doch auch Verbesserungen gemacht, die, wiewohl nach Jahrhunderten erst, mehr Vollkommenheit in dieser wichtigen Angelegenheit des gesellschaftlichen Lebens hoffen ließen. Wir wollen erst die **Verschlimmerungen** sowohl überhaupt, als besonders in Ansehung der peinlichen Rechtspflege, und dann die **Verbesserungen**, die aber blos die Civiljustiz angiengen, betrachten.

53) Montesq. Esprit des Loix Lib. XXVIII. ch. 12.

1) Einen verderblichen Einfluß auf die Rechtspflege hatte das Lehnsystem. Man ist jetzt überzeugt, daß das Lehnsystem nichts weniger als eine der bürgerlichen Freyheit und den natürlichen Rechten der Menschen günstige Verfassung war. Feudalsystem ist nichts anders als militärische Regierung. Der ganze Unterschied ist: erstlich, der Lehnsoldat bekömmt statt des Soldes Ländereyen und vielleicht eine Burg, oder ihrer mehrere bekommen eine Burg zusammen. Zweytens der Lehnsoldat ist nicht so subordinirt, wie es der heutige Söldner ist. Die militairische Regierung aber ist nicht an sich, sondern nur dann drückend, wenn keine Subordination unter den Truppen statt findet. Die deutschen Völker waren durch das Schwert der Franken unter einem Oberhaupte vereinigt; durch ihre Kriegsvölker, oder welches einerley ist, durch ihre Lehnleute hielten die Könige der Franken und ihre Nachfolger die verschiednen deutschen Völker in der Unterwürfigkeit. Durch ihre Lehnleute, die die Provinzen regierten, ließen sie auch die Jurisdiction verwalten. Wehe aber dem Lande, wo die Gerechtigkeit durch militairische Personen gehandhabet wird. Die natürlichen Folgen, die allemal aus dieser widersinnigen Einrichtung entspringen müssen, blieben auch in Deutschland nicht aus. Die Grafen — sie waren eigentlich Kriegsbeamte, die aber zugleich die Justiz besorgten — sahen dieses ihr zweytes Geschäft als eine Nebensache, oder welches noch schlimmer war, blos als eine Quelle von Einkünften an. Außer den Gerichtskosten bey jedem Processe wurden den Grafen unüberlegter Weise ein Theil der Strafgelder zur Verbesserung ihrer Einnahme angewiesen. War es zu verwundern, daß diese Männer, die blos durch ihre körperliche Stärke, durch ihre Geschicklichkeit, die damaligen schweren Waffen zu führen, zu ihren Posten gelangten, die also meistens wilde Krieger waren, sich selbst um

Recht

Recht und Gerechtigkeit wenig bekümmerten, daß sie dieses edlere Stück der ihnen anvertrauten Amtsgeschäfte durch einen Bevollmächtigten, durch einen Vogt verwalten ließen? daß sie zum Vogt nicht den billigsten, den erfahrensten, den weisesten nahmen, sondern den, der die Verwaltung des Amts am einträglichsten zu machen wußte? — daß sie sogar dies Geschäft den Meistbietenden verpachteten. Denn wenn der Graf das Richteramt andern wieder zu Lehn gab, so war dies eigentlich nichts anders, als eine Verpachtung. Am längsten hat der Landmann unter diesem gerichtlichen Drucke seufzen müssen. Die Städte machten sich endlich nach langem Bestreben frey davon. Sie erlangten es endlich, daß die kaiserlichen oder herzoglichen Vögte, das ist, diese despotischen Handhaber der Gerechtigkeit abgeschafft wurden, daß ihnen selbst vergönnt wurde, solche gerichtliche Einrichtungen zu machen, wie Vernunft und Billigkeit unter Menschen, die einander gleich sind, und die durch freywillige Verbindungen Sicherheit und gute Ordnung einzuführen und zu befestigen suchen, von selbst an die Hand giebt.

2) Nachdem die christliche Religion, oder richtiger, nachdem die abergläubigen Meynungen und Gebräuche, die das Christenthum jener Zeiten so sehr verunstalteten, unter den Deutschen eingeführt waren, glaubte man einen leichten und sichern Weg, die Wahrheit untrüglich vor Gerichte darzuthun, gefunden zu haben [54]. Gott regiert

54) Tacitus erwehnt der Gottesurtheile nicht. Ich glaube aus seinem Stillschweigen mit Recht schließen zu können, daß sie also damals in Deutschland noch nicht eingeführt waren. Ein so sonderbarer Gebrauch hätte jedem Römer auffallen müssen, und wäre dem Tacitus gewiß nicht unbekannt geblieben. Wie hätte er aber denn davon schweigen können, da er bey seinem Werke

giert die Welt; Gott nimmt die Unschuld in seinen Schutz; aus diesen beiden richtigen Grundsätzen zog man die falsche Folgerung, daß Gott, so oft es die Menschen verlangten, durch seine unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, die Schuld oder Unschuld einer Person ans Licht bringen werde. So entstanden die Gottesurtheile, die Proben mit dem siedenden Wasser, mit dem glühenden Eisen und die übrigen, die zu bekannt sind, als daß es nöthig wäre, hier davon zu reden. Dieser abergläubige Wahn mußte viel Barbareyen in der gerichtlichen Verfassung veranlassen.

3) Die

Werke die Hauptabsicht hatte, das Eigenthümliche in den Sitten der Deutschen, bis zu ihren Vergnügungen herab, zu beschreiben? Auch ist es mir nicht glaublich, daß die Gottesurtheile schon in den heidnischen Zeiten sollten aufgekommen und nach der Einführung der christlichen Religion nur beybehalten seyn. Alles was mit dem heidnischen Götzendienst nur einigermaßen zusammenhieng, war in den Augen der christlichen Lehrer zu sehr ein Greuel, als daß sie nicht vielmehr die strengsten, ja wohl grausame Mittel zu dessen völliger Ausrottung anwandten, statt etwas davon in die christliche Gebräuche zu übertragen. Mir ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Gottesurtheile durch die vermeynten Wunder veranlaßt wurden, wodurch die ersten Apostel des Christenthums in Deutschland die vorzügliche Macht des Gottes der Christen darzuthun suchten. Es ist bekannt, der Hauptbeweggrund der deutschen und der nordischen Völker, wenn sie freywillig zum Christenthum übergiengen, war, daß sie glaubten, durch Thatsachen überführt zu seyn, daß der Gott der Christen viel stärker wäre, als die uralten deutschen und nordischen Götter. Diese vermeynten Wunder konnten den Wahn veranlassen, daß sich die Allmacht dieses Gottes auch zum Schutz der Unschuld durch unmittelbare Wirkungen äußern werde, da sie schon bald zur Erhaltung und zum Schutz so manchen Bekenners der christlichen Religion, bald zur Bestrafung ihrer Verfolger unzählige Wunder gewirkt haben sollte.

3) Die Criminaljustiz artete in den mittlern Zeiten völlig aus. Man kann sicher behaupten, daß bey keinem aus dem Stande der Simplicität herausgetretenem, aber unaufgeklärtem Volke eine gute Criminalverfassung erwartet werden kann. Denn sie setzt Menschenkenntniß und Philosophie voraus. In Zeiten der Gewaltthätigkeit, der Unwissenheit und des Aberglaubens wird die Criminaljustiz nur zu oft als ein Werkzeug der Herrsucht, des Hasses und der Rache dienen müssen. Die deutsche Criminalverfassung des Mittelalters war eine dreyfache Barbarey. Man **bestrafte eingebildete** Verbrechen, die nicht wirkliche Verbrechen sind. Man wandte **unrechtmäßige** grausame **Mittel** an, Verbrechen ans Licht zu bringen. Die **Strafen** waren dem Zweck, den sie eigentlich haben sollten, nicht angemessen. Man war erfindsam in Martern, um die Leidenschaft des Hasses und der Rachgier gegen vermeynte Verbrechen zu befriedigen, da doch Leidenschaften überall kein Antheil an der Verhängung der Strafen haben sollen.

Den ersten Grund zur Verschlimmerung der Criminaljustiz legte — es kann nicht geleugnet werden — Karl der Große theils durch die geistlichen Sendgerichte, theils durch die besondre gerichtliche Gewalt, die er seinen Commissarien (missis regiis) ertheilte.

Die Send- oder Synodalgerichte waren zum Theil wahre Inquisitionsgerichte. Es war entweder der Bischof selbst oder sein Substitut, die diese Gerichte jährlich einmal in jeder Pfarre anstellten. Hier mußten sie fleißig untersuchen, ob auch die Eingepfarrten ingeheim noch die heidnischen Gebräuche beybehielten [55]); ob sie auch in Lastern

55) Statuimus ut singulis annis unusquisque Episcopus parochiam suam sollicite circumeat, et populum confirma-

ſtern lebten[56]), und es war dem Biſchof überlaſſen zu beurtheilen, was er für Laſter halten wollte.

So wurden alſo menſchliche Schwachheiten, Meynungen, Gebräuche, Handlungen, die bey aller Schande, die ſie dem menſchlichen Verſtande machten, gleichwohl die öffentliche Sicherheit nicht ſtöhrten, mithin in dieſer Rückſicht unſchädlich waren, unter die Verbrechen gerechnet. Aber was eine noch üblere, ſchädlichere Einrichtung war, der Biſchof oder ſein Subſtitut, eh ſie das Gericht eröfneten, nahmen ſieben Männern aus der Gemeine einen feyerlichen Eid ab, daß ſie auf alle Fragen, den Zuſtand der Gemeine und den Wandel der Eingepfarrten betreffend, gewiſſenhaft antworten wollten. Nach abgelegtem Eid wurde dann ein Verzeichniß von allen erſinnlichen Laſtern abgeleſen, und ſie befragt, ob es von niemanden in der Gemeine geübt würde[57]). Eine wahre Inquiſition alſo. Auch die Miſſi ſetzten zwey oder mehrere der beſten und redlichſten Männer in jedem Diſtrict zu Eidgeſchwornen an, und alle Verbrechen, die zu ihrer Beſtrafung gehörten, wurden auf ihr Zeugniß gerichtet.

firmare et plebem docere et inveſtigare et prohibere paganas obſervationes, divinosque vel ſortilegos, aut auguria, phylacteria, incantationes, vel omnes ſparritias gentilium ſtudeat. *Capit. Car. M. a. 769. c. 7. ap. Baluz. T. I. p. 191.*

56) Ut Epiſcopi circumeant parochias ſibi commiſſas et ibi inquirendi ſtudium habeant de inceſtu et parricidiis, fratricidiis et adulteriis cenodoxiis et aliis malis, quae contraria ſunt Deo, quae in ſacris ſcripturis leguntur, quae Chriſtiani devitare debent. *Capit. Car. M. a. 813. c. 1. ib. p. 507.*

57) Du Freſne ſub voce Teſtes ſynodales. Boehmer Iur. eccl. Proteſt. Lib. III. Tit. 39. N. 34—37.

tet. Wahrscheinlich wurden diese Eidgeschwornen in dem Volke nicht bekannt, weil man sich sonst vor ihnen hätte in acht nehmen können [58]), und weil sie sonst zu verhaßt geworden wären.

Zwar die Strafen, die jene geistlichen jährlich herumreisenden Inquisitoren verhängten, waren anfänglich nur geistliche. Aber bald, als diese keine Wirkung mehr thaten, wurden weltliche hinzugefügt. Auf des Bischofs Anzeige mußte der Graf oder weltliche Richter die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam bringen [59]). Zu dem Ende mußte er den Bischof oder dessen Substituten auf ihren Sendgerichtsreisen begleiten.

So wurden auch die missi regii oder königliche Commissarien, die in den Provinzen herumreiseten, mit der Gewalt versehen, Verbrecher aufzusuchen und zu bestrafen.

Wahrscheinlich entsprang aus dieser den Bischöfen sowohl, als den Commissarien gegebenen Inquisitionsgewalt jenes Ungeheuer von Criminalanstalt — die westphälischen Gerichte. Ich kann sie in keinem andern Lichte betrachten. Diese Freygerichte, wie sie sich selbst nannten, haben ihre außerordentliche Gewalt während des ganzen

58) Möser von den Westph. Gerichten in der Berliner Monatsschrift 1786 Nov.

59) Ut missi nostri omnibus reipublicae ministris denuncient, ut Comites vel reipublicae ministri simul cum Episcopo uniuscujusque parochiae sint in ministeriis illorum, quando idem Episcopus suam parochiam circumierit, cum Episcopus eis notum fecerit, et quos per excommunicationem Episcopus adducere non potuerit, ipsi regia auctoritate et potestate ad poenitentiam vel rationem atque satisfactionem adducant. *Capit. Carol. Cal. a. 853. cap. 10. ap. Baluz. T. II. p. 56.*

ganzen Mittelalters ausgeübt. — Am berühmteſten und furchtbarſten waren ſie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte. Sie hatten ihre Sitze in Weſtphalen. Der Vorſitzer des Gerichts hieß der Freygraf; ſeine Beyſitzer oder Eidgeſchwornen, die die Urtheile ſprechen halfen und vollzogen, hießen Freyſchöpfen. Ihre Sitzungen Freydinge, und der Ort, wo die Sitzung gehalten wurde, der freye Stuhl. Der freyen Schöpfen war eine unzählige Menge, und in allen Provinzen, in allen Städten Deutſchlands war ihrer eine große Schaar. Sie ſelbſt kannten einander an gewiſſen Zeichen oder Loſungen. Daher wurden ſie die Wiſſenden genannt. Sonſt kannte ſie niemand. Dieſe Gerichte maßten ſich das Erkenntniß an über Ketzerey, Zauberey, Diebſtahl, Nothzucht, Mord und Raub. Ihre Verfahrungsart war dieſe. Es war genug, daß ein Freyſchöpfe jemanden eidlich als eines dieſer Verbrechen ſchuldig denuncirte, ſo wurde der Denunciat dreymal eingeladen, dadurch daß ein Freyſchöpfe, der ſich ſelbſt nicht zu erkennen gab, ihm die Ladung an die Thür heftete, ohne daß der Vorgeladne erfahren konnte, von wem dieſes geſchehen war. Wenn er auf die dritte Ladung nicht erſchien, wurde er in einer feyerlichen Sitzung des Gerichts, die man die heimliche Acht nannte, verdammt, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch diesmal ausblieb, verfehmt, das iſt, den Freyſchöpfen preisgegeben. Der erſte Freyſchöpf, der den Unglücklichen traf, knüpfte ihn auf an einem Baum, nicht an einem Galgen, anzuzeigen, daß ein Freyſchöpfe der Henker geweſen war. Wehrte ſich der Verurtheilte, ſo hatten die Freyſchöpfen das Recht ihn niederzuſtoßen. Sie knüpften dann den Körper an dem Baum und ſteckten ihr Meſſer dabey, zum Zeichen, daß es kein Mord, ſondern von einem Freyſchöpfen vollzogne Strafe wäre. Ganz Deutſchland fürchtete ſich vor dieſen Freyſchöpfen

und

und mit Recht. Ist es nicht augenscheinlich, daß jeder, der mit irgend jemanden Streit bekam, jeder der habsüchtige Erben hatte, jeder, der einem andern auf seiner Glücksbahn hinderlich war, jeden Augenblick fürchten mußte einem Freyschöpfen in die Hände zu fallen? Anfänglich zwar, sagt man, bestand das Gericht aus lauter edlen redlichen Männern; aber in der Folge wurde es zur Gewalt, Rache, Eigennutz, Bosheit und Unterdrükkung gemißbraucht. Man hat behauptet, daß an die Hunderttausend dieser heimlichen Henkerknechte in ganz Deutschland zerstreut waren, eine unglaubliche Zahl. Wie viel edle, redliche Männer kann man darunter annehmen? Ein Freyschöpf, der aus Freundschaft, Mitleid oder auch aus Gefühl von Billigkeit die Hinrichtung eines Verurtheilten verhindern wollte, und ihm etwa einen Wink darüber gab, wurde von den übrigen Freyschöpfen als ein Verräther angesehn, und aufgeknüpft, sieben Fuß höher, als andre Verurtheilte. Man glaubte damals, daß dergleichen Winke wohl zu Zeiten von irgend einem mitleidigen Freyschöpfen gegeben würden. Sie sollten sich z. E. der Formel bedienen: auswärts sey auch gut Brod essen, womit sie einem Verurtheilten angedeutet hätten, er sollte sich mit der Flucht davon machen, sein Leben sey in Gefahr. Kann man nicht annehmen, daß mancher ehrliche, furchtsame oder einfältige Mann, der entweder seinen Erben zu lange lebte, oder sonst andern im Wege stand, durch dergleichen von irgend einem schlauen Menschen ihm zugeflüsterten Schreckworte bewogen sey, die Flucht zu ergreifen, wenn er gleich nicht wirklich angeklagt war?

Diese Freygerichte selbst behaupteten von Karl dem Großen errichtet zu seyn; sie behaupteten ihre Gewalt vom Kaiser zu haben; in des Kaisers Namen übten sie

sie aus. Aber alles, was in ihren Gerichten vorgieng, blieb vor dem Kaiser selbst ein Geheimniß.

In der That waren diese Gerichte die abscheulichsten Mißgeburten von Justizanstalten, die man bey irgend einem Volke jemals angetroffen hat. Richter, die dem Oberhaupte des Staats, von dem sie ihre gerichtliche Gewalt zu haben, selbst gestehen, gleichwohl über die Ausübung ihrer Gewalt keine Rechenschaft geben wollen — Richter, die im Finstern schleichen — Richter, die ihre Urtheile nie bekannt machen — die ihre Urtheile durch Meuchelmörder vollziehen lassen — bey der die Aussage eines ihrer Henkerknechte — denn was waren die Freyschöpfen anders? — gnug war, um einen Angeklagten ungehört zu verdammen! — Woher konnte der Richter gewiß seyn, daß der Freyschöpfe in der Person des Verurtheilten nicht geirrt hätte? Was würde man heut zu Tage von einer Justiz sagen, die ihre Henkerknechte aussendete mit dem Auftrage, eine gewisse Person, von der man ihnen eine Beschreibung mit gäbe, auf der Stelle wo sie sie träfe und ihrer mächtig wäre, aufzuknüpfen oder niederzustoßen?

Gewiß die Klage des ganzen Deutschlandes über dieses Ungeheuer von Gerichten war gegründet. Einige Kaiser, Ruprecht, Sigmund, Friedrich III. und Maximilian I. wollten diese Gerichte reformiren. Sie hätten sie ganz aufheben sollen. Aber was vermögen Worte, was vermögen Wahn und Vorurtheile nicht selbst bey aufgeklärten Völkern — wie vielmehr in unwissenden, abergläubigen Zeiten? Der Name Karls des Großen — die Behauptung dieser Gerichte, daß sie von Karl dem Grossen, dem Heiligen, dem Heidenbekehrer, ihre Gewalt bekommen, flößte den Kaisern eine so mächtige Ehrfurcht gegen diese Gerichte ein, daß sie es nicht wagten, sich an

dem

dem Andenken jenes Monarchen durch Aufhebung einer von ihm, wie man glaubte, gemachten Anstalt zu vergreifen. Sie ließen es also bey einer Reformation bewenden. Anfänglich widersetzten sich die Gerichte. Ihre Privilegien, behaupteten sie, wären von solcher Hoheit und Kraft, daß kein Kaiser etwas dagegen vermöchte [60]). Worin bestand nun die Reforme? 1) Die Gerichten sollten wieder mit frommen, verständigen und erfahrnen Leuten besetzt werden. Daß dieses von dem Augenblick an geschehen würde, darüber hatten die guten Kaiser keine andere Sicherheit, als das Versprechen der Freygrafen — 2) daß es damit nicht anders sollte gehalten werden, als von Anbeginn durch Karl den Großen befohlen wäre. Dieses konnten die Freygrafen auch leicht versprechen; sie allein wußten, was von Anbeginn durch Karl den Grossen geboten war. Ferner 3) daß niemand dahin sollte geladen werden, als um Sachen, die dahin gehörten. Auch in diesem Stücke mußten die Kaiser sich blos auf das Versprechen der Freygrafen verlassen; denn niemand erfuhr, was für Sachen bey dem Gerichte anhängig waren.

4) Ein Hauptverderben der Criminaljustiz war, daß der wahre Zweck der Strafen verkannt wurde, und sie zur Befriedigung des Hasses und der Rachsucht dienen mußten. Diese Leidenschaften, nicht die Gerechtigkeit, erfanden die Tortur und die Todesarten, durch die man die Unglücklichen, die man zum Tode verurtheilte, in einzelnen Augenblicken alle Marter der Hölle empfinden ließ.

Die Gottesurtheile wurden ohne Zweifel, weil man das Unsichere und Thörichte dabey einsah, nach und nach abgeschafft, aber ein unendlich unschicklicheres, betriegerischeres

60) Müllers Reichstagstheater unter Max. I. p. 474.

scheres Mittel, wurde an ihrer statt eingeführt, die Tortur. Die Gottesurtheile, in so weit sie trügliche Mittel und Erfindungen des dummen Aberglaubens waren, machten dem menschlichen Verstande jenes Zeitalters Schande; aber in so weit man auf die Absicht sieht, warum sie erfunden waren, und die darin bestand, der Unschuld noch einen Weg mehr zu ihrer Rechtfertigung zu verschaffen, waren sie gewiß nicht belachenswerth. Glücklich wäre Deutschland, glücklich wären viel tausend seiner Söhne und Töchter gewesen, wenn dieser Geist der Schonung immer seinen Einfluß in die deutsche peinliche Gerichtsbarkeit behauptet hätte. Aber als in den Zeiten des Faustrechts Gewalt und Troz auf Waffen alle Ordnung in Deutschland verschwinden machte, floh auch jener Geist der Schonung, und ein menschenfeindlicher, finstrer, verabscheuungswürdiger Geist der Härte und Verachtung des Menschenbluts sezte sich allenthalben auf den Richtstuhl, den Schaaren von Henkersknechten umgaben, die in der Erfindung grausamer Werkzeuge, theils den Angeklagten durch höllische Marter zum Geständnisse gegen sich selbst zu zwingen, theils die Todesarten der unglücklichen Schlachtopfer durch teuflische Künste immer noch quälender zu machen, mit einander wetteiferten. Wenn irgend etwas beweist, welches tiefen Verderbens die menschliche Natur fähig ist, wie sehr ein Mensch dem andern ein Teufel werden kann, so ist es gewiß dieses, daß es Menschen hat geben können, so hart von Herzen, daß sie ihren Kopf zur Erfindung jener höllischen Werkzeuge der Tortur und martervollen Hinrichtung anstrengen konnten; — so ist es dieses, daß es Menschen hat geben können, die diese abscheulichen Marterkünste in ein System brachten und die Regeln festsezten, nach welchen man die unglücklichen Opfer von Stufe zu Stufe durch alle diese Marter führen müsse, um einer vermeynten

Gerech-

Gerechtigkeit Genüge zu thun. Weiber, die ihr Alter und ihr Geschlecht, oft auch ihre Armuth zum Gegenstand des Mitleids hätte machen sollen, wurden, weil man sie für Hexen ansah, mit einem Hasse, mit einer Wuth, mit einer Blutgier zu Martern fortgeschleppt, die selbst dann noch die Schande der Menschheit gewesen wären, wenn man wirkliche, hartnäckige, boshafte Verbrecher, Landesverräther und Königsmörder damit belegt hätte.

Die Grausamkeiten der Tortur waren ohne Zweifel eine Frucht der oben schon getadelten Einrichtung, nach welcher die peinliche Rechtspflege, oder wie man es in den mittlern Zeiten nannte, der Blutbann militairischen Personen anvertraut wurde, und ihnen mit zu einer Quelle von Einkünften diente. Diese Männer, als Richter, hatten ein starkes Interesse, jeden Angeklagten, er mochte schuldig seyn oder nicht, zum Geständniß der Schuld zu bringen. Von Richtern, die dieses Interesse hatten, und bey denen sich Unwissenheit mit einem rohen, wilden Charakter vereinigte, kann man annehmen, daß sie selbst die Tortur mit allen ihren Werkzeugen zu erfinden fähig waren. Sicherlich aber hätte die Tortur nie allgemein werden können, wenn die Richter nicht durchgängig solche Männer gewesen wären.

Zu den allmähligen **Verbesserungen** gehören die schriftlichen Abfassungen der Gesetze in der Sprache der Nation — der Gebrauch der Schrift- und der Nationalsprache bey allen rechtlichen Geschäften sowohl vor als außer Gerichten und die Errichtung zweckmäßig eingerichteter Gerichtshöfe nebst Vorschriften, das gerichtliche Verfahren betreffend. Diese letzte, wichtige, wesentliche Verbesserung war eine Frucht von dem Studium und von der Einführung des römischen Rechts, die übri-

gens sowohl schädliche als wohlthätige Folgen hatte, und daher besonders verdient betrachtet zu werden.

1) Die schriftliche Abfassung der Gesetze begann zuerst bey den Franken, jedoch nicht in der Absicht und auf eine solche Art und Weise, daß sie zur Aufklärung des Volks hätte wirken können. Diese Wirkung konnte von dem Aufschreiben der Gesetze bey den Griechen und Römern erfolgen, bey denen sie, in hölzerne oder eherne Tafeln eingegraben, in den Tempeln und an andern öffentlichen Plätzen aufgestellt wurden, damit sie zu jedermanns Kenntniß kommen sollten. Daß die Könige der Franken vor Karl dem Großen, als sie die rechtlichen Gewohnheiten der verschiednen ihnen unterworfnen Völker aufschreiben ließen, eine eingeschränktere Absicht dabey hatten, erhellet schon aus dem Umstande, daß die Gesetze nicht in der Sprache der Völker selbst, sondern in einer fremden, geschrieben wurden, so daß sie für die Völker selbst, so gut wie ungeschrieben blieben. Wahrscheinlich geschah dieses Aufschreiben auf Rath und zum Dienste der gallischen Bischöfe, die bey den fränkischen Königen in grosser Achtung standen. Karl der Große, als er die Gesetze der ihm unterworfnen Völker aufs neue sammeln und aufschreiben ließ, mag schon eine mehr umfassende Absicht dabey gehabt haben [61]). So wie er von seinen neuen Verordnungen Abschriften an die Grafen in die Provinzen senden ließ, um den Inhalt derselben dem Volk in den Versammlungen bekannt zu machen; so kann

61) Karl gab wirklich die Verordnung, daß die Richter nach dem geschriebenen Gesetze sprechen sollten. *Capit. I. a. 802. XXVI. ap. Baluz. T. I. p. 370.* Imgleichen daß jeder Bischof und Graf einen Notarium haben sollte, *Cap. I. 805. III. ap. Baluz. T. I. p. 421.*

kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er auch Copien der auf seinen Befehl gesammelten alten Gesetze an die Grafen in den Provinzen zu eben dem Zwecke habe senden lassen. Da er den großen Grundsatz hatte, durch mancherley Unterrichtsanstalten die Denkart und die Sitten seiner Unterthanen zu veredeln; da er seine vaterländische Sprache zu kultiviren suchte: so ist nicht minder wahrscheinlich, daß er auch Versuche habe machen lassen, jene Gesetze in deutscher Sprache aufzuschreiben. Aber ohne Zweifel fanden sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Oder vielmehr es fand sich niemand, den er dazu hätte brauchen können. Vielleicht würde Karl, wenn er einen schon mit der Sprache bekannten Mann, wenn er schon einen Otfried gefunden hätte, durch ihn das erste deutsche Gesetzbuch haben schreiben lassen.

Daß wenigstens zu Karls Zeiten, und unter seinem Nachfolger Ludwig dem Frommen, der die von jenem gemachten Aufklärungsanstalten nicht nur erhielt, sondern wirklich noch zu erweitern und zu verbessern suchte, schon Versuche, die deutsche Sprache auch bey weltlichen Geschäften zu brauchen, gemacht seyn müssen, wird durch den in deutscher Sprache geschloßnen, bekannten Bund der beyden Söhne Ludwigs, wovon uns Nithard die Formel aufbehalten hat, wahrscheinlich. Allein unter den folgenden Monarchen giengen jene Anstalten, in so weit sie sich blos auf das Volk, nicht auf die Geistlichkeit bezogen, wieder ein. In Ansehung der gerichtlichen Verfassung also blieb alles bey der ursprünglichen Simplicität, die nun einem Volke, das reicher zu werden anfieng, wo schon mehr Verkehr entstand, wo schon schlauer Eigennutz und feine Erwerbungskünste herrschend wurden, nicht mehr angemessen seyn konnte. Dieser rohe Zustand in Ansehung der Gesetze dauerte noch Jahrhunderte fort.

Vergebens hatte man das Exempel der Geistlichen vor Augen, die bey ihren Streitigkeiten auf geschriebne Concilienschlüsse sich berufen konnten. Der daraus entspringende große Vortheil, die Gewißheit der Gesetze wurde von den verwilderten Weltlichen entweder nicht erkannt, oder selbst deswegen verachtet, weil die Ungewißheit der Gesetze dem Mächtigen, dem Eigennützigen, dem Verschlagnen mehr zu statten kam.

In den Städten, wo die dichter zusammenlebende Volksmenge und das daher entstehende größere Verkehr öfterer, als das einfache Landleben Streitigkeiten über das Mein und Dein veranlaßte, empfand man auch am ersten die Nothwendigkeit den Gesetzen durch schriftliche Abfassung mehr Gewißheit und allgemeine Bekanntheit zu verschaffen. Ohne Zweifel gaben die Schulen in den Städten und der Handelsverkehr Anlaß, daß man hier überhaupt die Nützlichkeit des Schreibens in den Geschäften des Lebens einsehen lernte, und die deutschen Kaufleute und Künstler, die nach Italien reisten, mochten ebenfalls dazu beytragen, die in den italiänischen Städten schon eingeführte Gewohnheit schriftlicher Gesetze nach ihrer Rückkunft ihren Mitbürgern zu empfehlen. So viel ist gewiß, den Städten gebührt das Lob, daß sie zuerst diese wichtige Verbesserung, die schriftliche Abfassung ihres Stadtrechts, einführten. Magdeburg, Soest, Hamburg und Lübeck gaben bekanntermaßen, wo nicht früher, doch im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts das Exempel, und der Ruf von den wohlthätigen Wirkungen dieser Neuerungen verbreitete sich durch ganz Deutschland nicht nur, sondern auch nach fremden Ländern hin, wo sich Deutsche angebaut hatten, so daß obige Städte um Abschriften ihrer Gesetze von allen Seiten her, selbst von Rußland, Liefland und Curland aus ersucht wurden.

Dieses Exempel hatte aber noch nicht den Erfolg, daß das Reichsoberhaupt und die Reichsstände an die schriftliche Abfassung allgemeiner Gesetzbücher gedacht hätten. Zwar wurden im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts die Rechtsgewohnheiten erst des nördlichen, dann des südlichen Deutschlandes gesammelt und unter der Benennung von Sachsenspiegel, Schwabenspiegel und Kaiserrecht aufgeschrieben. Aber es waren Privatpersonen, die dieses nützliche Geschäfte übernahmen. Ob sie durch das Exempel der städtischen geschriebnen Rechte dazu aufgemuntert wurden — oder ob sie vielleicht in Italien die römischen Rechte hatten kennen gelernt, und dadurch von der Nützlichkeit des Aufschreibens überzeugt waren — oder ob vielleicht Geistliche, die sich auf das Studium der Rechte legten, und die schon das geschriebne Kirchenrecht zum Muster hatten, den vaterländischen rechtlichen Gewohnheiten diesen Dienst erwiesen, ist ungewiß. Vielleicht trugen alle diese Ursachen dazu bey. Aber sonderbar ist es, daß selbst durch diese verdienstvolle Bemühungen dieser, wo nicht mit großer Fähigkeit begabten, doch gemeinnützig denkenden Männer kein Kaiser, kein Fürst bewogen wurde, entweder selbst beßre Sammlungen zu veranstalten, oder diesen Privatsammlungen nach vorhergängiger Revision und Verbesserung die Kraft und Autorität wirklicher Gesetzbücher zu ertheilen. Die Kaiser und Reichsstände begnügten sich blos dann und wann auf den Reichsversammlungen jene dürftige unzweckmäßige Verordnungen zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, oder die sogenannte Landesfriedensordnung schriftlich abfassen zu lassen.

Hundert Jahre später, als die Städte, machten die deutschen Fürsten erst den Anfang die rechtlichen Gewohnheiten ihrer Länder aufschreiben zu lassen, und als von

ihnen autorisirte Gesetzbücher bekannt zu machen. Die drey Söhne Kaiser Ludwigs des Bayern, Herzog Ludwig, Stephan und Wilhelm waren die ersten, die sich 1348 dadurch um die deutschen Gesetze ein wichtiges Verdienst machten [62]).

2) Der unermeßliche wohlthätige Einfluß der Schreibkunst auf den Zustand kultivirter Nationen zeigt sich hauptsächlich in drey Wirkungen, erstlich in der geschwindern Entwicklung der Verstandeskräfte und ihrer leichtern Anwendung auf alle Gegenstände des Denkens; zweytens in einer ordnungsmäßigen, leichtern und geschwindern Verhandlung der Geschäfte des geselligen Lebens überhaupt, und drittens in genauerer Bestimmung, Festsetzung und Vergewisserung der einem jeden überhaupt zukommenden, und insbesondre aus seinen Handlungen ihm entstehenden Rechte. Dieser dritte Nutzen ist so einleuchtend, daß es kaum begreiflich scheint, daß eine Nation mit der Schreibkunst bekannt seyn, und gleichwohl keinen Gebrauch davon machen soll. Durch den Gebrauch des Schreibens werden Personen, die durch Verabredung ihre gegenseitige Rechte und Verpflichtungen bestimmen, gewöhnt, ihre Absichten deutlicher zu erklären, das was sie wollen oder nicht wollen, genauer aus einander zu setzen, und ihre gegenseitige Verbindlichkeiten mit den angemessensten Worten zu bestimmen. Durch schriftliche Aufsätze wird das Andenken rechtlicher Verhandlungen sicherer, vollständiger und treuer aufbewahrt, als durch lebendige Zeugen. Ungeachtet diese wichtigen Vortheile schriftlicher rechtlicher Aufsätze den Deutschen schon seit Einführung des Christenthums oft genug vor Augen schwe-

62) Von Selchow Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte. §. 307.

schweben mußten, indem die Bischöfe und Klöstervorsteher sich treflich darauf verstanden, sich den Besitz ihrer schnellen und großen Erwerbungen durch die Schenkungsbriefe und Privilegien versichern zu lassen; so giengen doch Jahrhunderte hin, eh die Weltlichen die alte simple Art, alles mündlich zu verhandeln, gegen diese beßre Methode der Geistlichen vertauschten. Man kann zweifeln, ob dieses hartnäckige Beybehalten der alten väterlichen Sitte mehr die Folge eines ehrlichen, ofnen, oder eines rohen gegen alle Verfeinerung sich sträubenden Charakters war, oder ob endlich damals unter den auf ihren angeerbten Gütern in ländlicher Einfalt hinlebenden Menschen noch keine so verwickelte Geschäfte vorfielen, bey denen man die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit schriftlicher Aufsätze empfunden hätte. Die Städte waren auch in diesem Stücke die ersten, die durch ihre Umstände darauf geleitet wurden, nach dem Exempel der Kirchen und Klöster sich die Rechte und Freyheiten, die sie von den Kaisern oder Fürsten erhielten, durch schriftliche Urkunden bestätigen zu lassen. Sie waren es, die zuerst sowohl über gerichtliche Vorgänge, als andre öffentliche Verhandlungen Protocolle halten, und Archive und Registraturen anlegen ließen. In den fürstlichen und gräflichen Ländern folgte man spät diesem Exempel. Erst gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts fieng man in Hessen an, schriftliche Klage und Antwort zu übergeben [63]). Landgraf

63) Koppe ausführliche Nachricht von der ältern und neuern Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in Hessen. Viertes Stück S. 346. In den Beylagen Num. 102. 110 und 112 liefert er einige alte Klageschriften von den Jahren 1450, 1458. Die Klage wird die Schulde oder Ansprache genannt. Die Exceptionsschrift wird schlechtweg die Antwort oder auch die Insage genannt. In der Beylage Num. 101 befiehlt Landgraf Lud-

graf Ludwig I. empfand den Nutzen, den dieses bey verworrnen Rechtssachen leistete. Aber dabey blieb man eine Weile stehen; ein ordentlicher Schriftwechsel der Partheyen scheint vor dem sechszehnten Jahunderte nicht üblich geworden zu seyn. Von Protocollen findet man in Hessen noch keine frühere Spuren, als in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts [64]).

4) Wir haben in der alten Geschichte das Exempel von zwey Völkern, die die Gesetze andrer Nationen zu den ihrigen machten, aber nicht ohne Wahl und ohne die für die Umstände und den Charakter der Völker, bey denen sie nun eingeführt wurden, schickliche Veränderungen. Moses entlehnte von den Aegyptiern verschiedne Gesetze für seine Juden; und die Zehnmänner, die vom römischen Volke zum Entwurf eines Systems von Gesetzen ernannt wurden, sandten nach Griechenland, wo einige Staaten ihrer Gesetze wegen berühmt waren, um Abschriften von diesen Gesetzen. Aus diesen wählten die Zehnmänner dasjenige, was ihnen der Staatsverfassung, der Denkart und den Gewohnheiten der Römer angemessen schien. Vielleicht giebt es auch keinen sicherern Weg die Gesetze eines Staates zu vervollkommnen, ohne sich durch Neuerungen, die noch von keiner Erfahrung bewährt sind, der Gefahr des Irrthums und der Zweckverfehlung auszusetzen, als wenn man die Gesetze bekannter Nationen studirt, das beste herausnimmt und es mit den erforderlichen

Ludwig I. beiden Partheyen zuchtliche Schulde und Antwurte an einander zu thun — Senkenberg führt ein responsum der Cölnischen Rechtsgelehrten von 1489 als das älteste ihm vorgekommene in deutscher Sprache an. Meditation. et historia de universo jure fasc. II. medit. II.

64) Id. ib.

lichen Aenderungen bey sich einführt. Die Gesetzgebung scheint, wie die Erziehung und Arzneykunde und wie jede praktische Wissenschaft durch bloße abstracte Theorien, ohne Erfahrung, oder welches einerley ist, ohne Geschichte am meisten in Gefahr zu seyn, nicht allein sehr unvollkommen zu bleiben, sondern mit Irrthümern und Vorurtheilen angefüllt zu werden. Mittel, die in praktischen Wissenschaften zum Zweck führen sollen, können aus allgemeinen Begriffen und Sätzen nie zulänglich beurtheilt werden. Alles Urtheil über Mittel und Wirkungen ist unsicher, wenn es nicht mit auf Erfahrung gegründet wird.

Wenn unsre deutschen Gesetzgeber die römischen Rechte mit Vorbedacht und Wahl angenommen hätten, so würde es eine interessante Beschäftigung seyn, die Gründe, wodurch sie sich in Annahme einiger dieser Gesetze und in Abänderung derselben und in Verwerfung anderer bestimmen ließen. Allein die Einführung der römischen Gesetze in Deutschland war blos eine Folge theils zufälliger Begebenheiten, theils eines sonderbaren Wahns. Daher fand auch bey der Annahme dieser Gesetze keine Wahl statt. Von zufälligen Umständen hieng es ab, welche römische Gesetze in Deutschland Kraft bekommen sollten oder nicht. Daher war auch ihre Einführung nicht so wohlthätig, als sie hätte seyn können, wenn sie durch Wahl nach reifer Ueberlegung geschehen wäre.

Die römischen Rechte haben den großen Vorzug, daß sie ein System von Begriffen und Sätzen enthalten, die aus der Natur der menschlichen Handlungen hergeleitet, zu sichern und bestimmten Regeln dienen, Recht und Unrecht in den verwickeltesten Fällen zu unterscheiden. Ein Volk, das noch kein Gesetzbuch hat, und indem es eins verfertigen läßt, das römische System dabey nicht zu Rathe zieht, vernachläßigt, wenigstens ein Mittel, seinem

nem neuen Gesetzbuch die möglichste Vollkommenheit zu geben. Es vernachläßigt das Licht und die Aufklärung, die die scharfsinnigsten Rechtsgelehrten eins der einsichtsvollsten Völker binnen einer Zeit von einigen hundert Jahren über die schwersten Rechtsfragen gesammelt haben.

Aber wenn es solchergestalt Weisheit eines jeden Gesetzgebers wäre, die Gesetzgebung der Römer zu studieren, nachzuahmen, und ihre Gesetze mit solchen Modificationen, als andere Umstände, andere Sitten, andere Gewohnheiten nothwendig machen, aufzunehmen, so würde hingegen eine uneingeschränkte Aufnahme der ganzen Sammlung der römischen Gesetze, so wie sie sind, ohne Wahl, ohne Modification wenigstens eine große Uebereilung seyn.

Es ist hinlänglich bekannt, daß die römischen Gesetze in Deutschland nicht durch überlegte Wahl eingeführt wurden. Die Verbindung zwischen Deutschland und Italien, die Züge der Kaiser, die Reisen der Geistlichen, Künstler und Kaufleute in diese Länder waren die zufällige Veranlassung, daß die römischen Gesetze den Deutschen bekannt wurden. Es ist ein Irrthum, wenn man sonst behauptete, die römischen Rechte wären in Italien selbst vergessen gewesen, bis sie Irenius zuerst wieder hätte ans Licht gezogen. Die Völker, die Italien eroberten, die Gothen und Longobarden machten es wie die Franken, und alle ausgewanderte deutsche Völker; sie ließen ihren neuen Unterthanen alle Rechte und Gewohnheiten, die einmal unter ihnen eingeführt waren. Wie hätten in den Städten Italiens die zu der Römer Zeiten eingeführten Gesetze in Vergessenheit gerathen können? Meynt man, daß etwa die Gothen und Longobarden sie abgeschafft hätten. Sie thaten dies so wenig, als die Türken den ihnen unterworfnen Griechen neue Gesetze,

nach

nach denen sie ihre Processe unter sich entscheiden sollen, aufdringen, oder als unsere christlichen Regenten den Juden lauter ganz neue Gesetze in Betreff ihrer Angelegenheiten unter sich vorschreiben. Nicht blos die alten Rechte blieben, in so weit sie mit der Oberherrschaft der fremden Völker bestehen konnten, in Kraft; es gab auch Rechtsgelehrten. Aber freylich hatten diese Rechtsgelehrten kein so großes Theater mehr, ihre Talente zu zeigen, wie im alten Rom, und ihre Kenntnisse mochten auf dasjenige, was zum Behuf der Praxis unentbehrlich war, eingeschränkt seyn. Dies währte, so lange die Italiener von fremden Völkern in Druck gehalten wurden. Wie aber, insbesondre die Städte in Oberitalien das Haupt erhoben, als der alte Freyheitsgeist unter günstigen Umständen in ihnen erwachte, so erinnerten sie sich der alten Grösse, des alten Ruhms, und es fanden sich Rechtsgelehrte, die in die Fußtapfen der Alten traten, und das Recht öffentlich mit Beyfall lehrten. Nach dem Geiste des damaligen rohen Zeitalters, da sinnbildliche mit vielen Gepränge begleitete Ceremonien sehr geliebt wurden, erwies man nun einem großen Rechtsgelehrten die besondre Ehre, daß man ihm den Titel eines Lehrers der Rechte, eines Doctors, mit bedeutungsvollen Feierlichkeiten als eine vorzügliche Würde beylegte. Diese Lehrer der Rechte suchten sich bekanntermaßen dadurch die Gunst der deutschen Kaiser zu erwerben, daß sie sie glauben machten, die deutschen Kaiser wären in die Stelle und in die Rechte der römischen Kaiser getreten. Was war natürlicher, als daß diese Leute nun oft über die Rechte der alten Kaiser zu Rathe gezogen, und daß sie aufgemuntert wurden, diese Rechte auch in Deutschland in Ansehn zu bringen? Was war natürlicher, als daß jetzt junge Deutschen, die durch die Kaiser ihr Glück zu machen suchten, nach Italien eilten, sich die alten kaiserlichen Rechte bekannt zu machen?

machen? An Philosophiren über diese Gesetze wurde nicht gedacht, man begnügte sich, ihren Inhalt auswendig zu lernen, wie die Gesetzkundige in Deutschland die vaterländischen Gesetze blos mit dem Gedächtniß faßten; und so geschah es, daß die römischen Gesetze stückweise, so wie vorkommende Fälle Gelegenheit dazu gaben, von zurückkehrenden Deutschen in Deutschland allmählig eingeführt wurden. Die in den Sammlungen der Spiegel und in dem Kaiserrecht vorkommenden Spuren des römischen Rechts scheinen mir auf diese Weise in Deutschland entstanden zu seyn.

Die eigentliche Epoche, da man in Deutschland anfieng, die alten römischen Gesetze, als allgemein und fortdauernd verbindlich anzusehen, scheint weit früher müssen angesetzt zu werden, als man gewöhnlich annimmt. Wenigstens entstand dieser Wahn nicht erst unter Friedrich dem I. Man kann zeigen, daß die römischen Ideen von den Vorrechten der Kaiser ihnen nicht erst durch die Rechtsgelehrten von Bologna auf dem bekannten Reichstage in den Roncalischen Feldern 1158 beygebracht sind. Diese Rechtsgelehrten mögen ihn freylich in diesen Ideen bestärkt und ihn zur Anwendung der daraus fließenden Folgesätze Anleitung gegeben haben. Die Ideen selbst aber waren schon vor dieser Unterredung des Kaisers mit jenen Rechtsgelehrten in Deutschland selbst nicht nur bekannt, sondern als gegründet angenommen. Man findet sie schon in des Bischofs Otto von Freisingen Zuschrift an Friedrich den I.[65]). Otto starb in eben dem Jahr, da jene Unterredung

65) In dieser Zuschrift kommt schon der Grundsatz vor: Soli reges constituti supra leges, der den alten deutschen Grundsätzen so gerade zu widerspricht, und bekanntermaßen römischen Ursprungs ist.

redung vorfiel, aber noch eh der Kaiser nach Italien gieng, und die Zuschrift war vor der Expedition vorher geschrieben.

Eine sehr natürliche Vermuthung scheint mir, daß die römischen Gesetze in Deutschland zuerst durch die Notarien bekannt wurden, oder durch die Männer, die bey der Abfassung der Urkunden die Feder führten [66]). Wir haben gesehn, daß der Gebrauch schriftlicher Urkunden in Deutschland zuerst theils durch die Bischöfe und Geistlichen, die in Gallien, in Italien und in England schon daran gewöhnt waren, theils durch Karl den Großen eingeführt wurde, der ausdrücklich verordnete, daß die Grafen Notarien halten sollten. Solche Notarien mußte man anfänglich aus Italien oder Gallien kommen lassen. Die Geschicklichkeit dieser Männer bestand eigentlich darin, daß sie die Formeln kannten, die in diesen Ländern noch von der Römer Zeiten her üblich waren. Schon dadurch konnte bey forschgierigen Deutschen — (Forschgier scheint mir immer ein Hauptzug im Charakter der Nation gewesen zu seyn) — ein Verlangen, diese Gesetze genauer zu kennen, erregt werden. Vielleicht trug Wippo, der zu den Zeiten Conrads II. und Heinrichs III. hundert Jahr vor Friedrich I. in großem Ansehen stand, durch seine Ermahnung, daß die jungen Deutschen nach dem Exempel der Italiener die Gesetze studiren sollten [67]), nicht wenig dazu bey, daß sich wirklich

66) Strube Nebenstunden, IV. p. 113.

67) In seiner Lobschrift auf Kaiser Heinrich drückt er sich folgendermaßen aus:

Tunc fac edictum per terram Teutonicorum
Quilibet ut dives sibi natos instruat omnes
Litterulis, legemque suam persuadeat illis
Hoc seruant Itali post prima crepundia cuncti.

lich junge Deutsche entschlossen, blos in dieser Absicht sich nach Italien zu begeben. Ohne Zweifel bekamen die Kaiser so wohl als die Deutschen überhaupt auch noch dadurch ein stärkeres Interesse, das Studium dieser Gesetze zu befördern, weil bey ihren häufigen Streitigkeiten bald mit den Päpsten, bald mit einzelnen Städten in Italien, und bey den Bestrebungen dieser letztern, allmälig ihre alten Municipalrechte wieder zu erlangen, beide die Päpste so wohl als die Städte sich auf die alten Gesetze beriefen, da denn natürlicherweise die Kaiser und die Deutschen in ihrem Gefolge es je mehr und mehr wichtig finden mußten, in diesen Sachen mit eignen Augen sehen zu können.

Aber es war nicht genug, daß die römischen Gesetze in Deutschland bekannt wurden und daß der Wahn von ihrer allgemeinen und fortdauernden Gültigkeit sich unter der Nation verbreitete; es mußten noch andre Gründe hinzukommen, die den Richtern so wohl als den Partheyen Lust machten, sich der römischen Gesetze wirklich und lieber, als der alten deutschen zu bedienen. Einer dieser Gründe lag in dem unwidersprechlichen Vorzuge dieser Rechte selbst. Sie gaben ohne Zweifel oft einen Leitfaden an die Hand, sich aus verwickelten Händeln heraus zu finden, wo die einfachen Gewohnheiten der alten Deutschen nicht anwendbar waren. Bey dem so viel größer gewordnen Verkehr, gab es ohne Zweifel oft Processe, dergleichen bey den alten Deutschen bey ihrer noch so einfachen Lebensart nicht vorkommen konnten, worüber also auch keine rechtliche Gewohnheiten entstanden waren. In solchen Fällen also wandte man sich natürlicherweise zum römischen Rechte. Einen andern Grund gab oft das Interesse der einen oder der andern Parthey. Wer das vaterländische Recht wider sich zu haben glaub-

te,

te, nahm seine Zuflucht zum römischen[68]). Man wagte einen Versuch damit; gerieth er, so ist begreiflich, daß er öfter wiederholt wurde. Wenn er nicht gelang, so war man doch nicht übler daran, als vor dem Versuche.

Jede Neuerung, wenn sie auch mit der weisesten Wahl eingeleitet wird, veranlaßt immer doch wenigstens gewisse Unbequemlichkeiten, wo nicht Uebel, die durch die behutsamste Vorsicht nicht können abgewandt werden. Natürlicherweise mußten also auch die Folgen sehr vermischter Natur seyn, die daraus entstanden, daß der ganze Wust der römischen Gesetze, ununtersucht, ungeprüft, ohne Wahl und nähere Bestimmung in Deutschland aufgenommen wurde.

Es ist zu befürchten, daß die ersten Anwendungen römischer Gesetze auf Streitsachen unter Partheyen, die in Deutschland blos nach deutschen Rechten hätten sollen gerichtet werden, mit großen Ungerechtigkeiten begleitet waren. Mancher mag durch richterliche Sprüche, die auf römische Gesetze gegründet wurden, um wichtige, ihm wirklich zukommende Rechte gebracht seyn.

Diese Folgen waren vorübergehend. Bleibend hingegen, in allen nachmaligen Jahrhunderten bleibend, war die widersinnige Forderung, daß die Nation nach einem Gesetzbuche sollte gerichtet werden, das in einer ihr unverständlichen Sprache geschrieben war. Bleibend war die nicht blos inelegante, sondern wirklich barbarische Sprache der Juristen. Dieses seltsame Gemengsel halb deutscher,

68) Koppe ausführliche Nachricht ꝛc. in den Beylagen, p. 219. N. 110 und 112.

deutscher, halb lateinischer Formeln; diese so lange Perioden, wo ein Einschiebsel in das andre dergestalt eingeflochten ist, daß die gespannteste Aufmerksamkeit erfordert wird, blos die Beziehung der vielen zerhackten und durch einander geworfnen Sätze unter einander gewahr zu werden. Und doch sollte man denken, daß es der Gerechtigkeit sehr anständig wäre, eine jedermann verständliche, leichte und edle Sprache zu reden. Bleibend war der Geist der Chicane, von dessen giftigem Einfluß die deutschen Gerichte nun angesteckt wurden. Von dem Einfluß, den einige Grundsätze des spätern römischen Rechts, aus den Zeiten nemlich der Kaiser seit den Antoninen, die Grundsätze z. E. von den Vorrechten des Fiscus und daß der Regent über die Gesetze erhaben sey, allmälig auf die Verfassung einzelner Länder, auf die Denkungsart der Großen, auf den Charakter der Höfe und selbst auf die Nation haben mußten, ist hier der Ort zu reden nicht.

Von dem vielen Guten, das die römischen Gesetze nach ihrer Aufnahme in Deutschlund veranlassen konnten, kam einiges früher, einiges später zur Wirklichkeit. Man gewöhnte sich je mehr und mehr an die schriftliche Abfassung der Gesetze und an die schriftliche Verhandlung rechtlicher Geschäfte: das eigentliche Amt des Richters wurde genauer bestimmt. Man lernte die Regeln kennen, die so wohl der Richter als die Partheyen beobachten müssen, wenn man den Zweck gerichtlicher Untersuchungen erleichtern will. Die Mittel, die Wahrheit der Thatsachen an den Tag zu bringen, fiengen an besser gekannt zu werden; man begriff, daß es eine Ordnung giebt, worin die Partheyen ihre Gründe und Gegengründe vortragen müssen, damit die Streitfrage gehörig beleuchtet,

leuchtet werde, und daß diese Ordnung wichtig ist. Zweckmäßige Gerichtshöfe wurden errichtet und Proceßordnungen vorgeschrieben. Diese schönen Früchte kamen jedoch zum Theil nur erst unter Maximilian, als das Kammergericht gestiftet wurde, einigermaßen zur Reife. Zur Philosophie über die Gesetze gab zwar auch das Exempel der römischen Rechtsgelehrten aus den bessern Zeiten Anlaß; aber noch hatte die Zeit den Zunder nicht bereitet, den dieser Funke zünden konnte.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Die Menge der Schulen und die große Anzahl der Studenten veranlaßte erstlich die Entstehung der Fakultäten — dann der akademischen Obrigkeiten und endlich eine Vereinigung der sämmtlichen oder doch mehrerer an einem Orte befindlicher Lehrer und Studirenden zu einem gesellschaftlichen Körper. Dieses geschah zuerst zu Paris, wo auch diesem Körper zuerst der Name Universität gegeben wurde. Nach dem Muster der Pariser wurden die ersten Universitäten in Deutschland eingerichtet. Die zu Prag war die erste in Deutschland — Fehlerhafte Einrichtungen — Die Lehrer waren gewöhnlich Mönche; das Mönchsleben verschafte damals den Gelehrten gewisse Bequemlichkeiten — Aber die Mönche machten die Wissenschaften der Hierarchie dienstbar und unterhielten die scholastische Disputirsucht. Diese hat gleichwohl ihren Nutzen gehabt.

Eine kultivirte Nation ohne öffentliche Lehranstalten läßt sich kaum denken. Von Karl dem Großen an bis auf Karl IV, binnen einem Zeitraum von fünf bis sechs hundert Jahren, behalf sich Deutschland mit den Kloster- und Stiftsschulen. Endlich bekam es Universitäten, die sich zu jenen Schulen in Ansehung ihres beiderseitigen Einflusses auf die Kultur der Nation verhielten, wie ein großer Fluß, der mehrere Provinzen oder einen großen Staat durchfließt, zu einem kleinen Bache. Aber der Bach kann reines, gesundes Wasser mit sich führen; das Wasser des großen Flusses kann trübe und untrinkbar seyn und Strudel und Klippen können die Schiffahrt auf ihm wenigstens sehr beschwerlich machen. Doch hier ist nicht der Ort zu untersuchen, was eigentlich Uni-

versitäten seyn sollen. Wir erzählen hier kürzlich, wie sie entstanden und was sie auf die Bildung und Aufklärung der Nation für einen Einfluß hatten.

Alle große Gesellschaften, alle große Anstalten entstehen allmälig aus kleinern. Der erste große Staat entstand nicht auf einmal, sondern durch die allmälige, vielleicht freywillige, am wahrscheinlichsten aber erzwungne Vereinigung kleiner Staaten. Ehe die erste große Handelsgesellschaft der deutschen Hanse entstehen konnte, mußten kleinere Verbindungen, theils von Kaufleuten in einzelnen Städten, theils von Städten selbst vorhergehen. Aus diesen kleinern Verbindungen entstand die größere. Dieses ist der Gang der Natur. Wenn aber die erste große Gesellschaft, die so langsamer Weise entstanden ist, durch ihre Fortschritte Aufmerksamkeit erregt, so werden dann aus Nachahmung und Wetteifer mehr ähnliche errichtet, mit deren Errichtung es dann viel geschwinder geht. Seit dem die erste ostindische Gesellschaft so grosses Glück gemacht, sind in den beiden letzten Jahrhunderten eine Menge solcher Gesellschaften in sehr kurzer Zeit entstanden. Eben so verhält es sich mit der Entstehung gelehrter Gesellschaften. Die erste war die langsame Frucht zufälliger Veranlassungen und mitwirkender gelegentlicher Ursachen. Die folgenden waren das Werk der Nacheiferung der Menschen. Wenn das erste Muster gegeben ist, so ist die Nachahmung leicht. Aber das erste Muster entsteht mehr durch einen Zusammenlauf von Umständen, als durch freye Entschließung der Menschen.

Die einzelnen Schulen hatten sich vermehrt; es waren ihrer an mehr Orten entstanden und sie wurden stärker besucht. Die christliche Religion hatte sich über ganz Europa ausgebreitet: es war eine unzählige Menge

christlicher Kirchen gebaut; man bedurfte eine größere Anzahl von Geistlichen.

Das Verkehr unter den Nationen war lebhafter geworden; man reiste mehr, dadurch verbreitete sich der Ruf der Schulen, die entweder verdienstvolle Lehrer oder größere Bequemlichkeiten für die Schüler, oder sonst andre Vorzüge hatten. Man wurde mit den Griechen und mit den Arabern bekannt, zwey Nationen, die sich damals durch die Anwendung ihrer Geisteskräfte von den übrigen Völkern unterschieden, und nun hielt man für nöthig, seine Religionslehren eben so gelehrt zu verfechten, als die Gelehrten jener beiden Nationen, die ihrigen verfochten.

An einigen Orten traten Lehrer auf, die sich zum Unterricht in neuen Wissenschaften erboten, oder bestimmter zu reden, in Wissenschaften, worüber man bis dahin noch keinen gelehrten Unterricht gegeben hatte. Zu Salerno, zu Montpellier traten die ersten Lehrer der Arzeneykunde auf. Zu Bologna wurde der erste Unterricht in der Rechtswissenschaft gegeben. Die Anzahl der Lehrbegierigen in beiden Wissenschaften mußte bald sehr groß seyn. Den Menschen wird die Nützlichkeit gelehrter Kenntnisse in Dingen, die ihre Gesundheit und die ihr Eigenthum betreffen, am ersten und am stärksten fühlbar. Sobald der Ruf sich verbreitete, zu Montpellier könne man die Kunst erlernen, Kranke gesund zu machen, vom Tode zu retten; zu Bologna könne man lernen, seinen Gegner vor Gericht zum Schweigen zu bringen und die bedenklichsten Processe zu gewinnen, so konnte es an einem starken Zusammenfluß von lehrbegierigen Schülern in diesen beiden Wissenschaften an beiden Orten nicht lange fehlen.

Jeder,

Jeder, der mit glücklichem Erfolg eine Schule eröfnet hatte, der sich täglich von einer Menge Schüler umgeben sah, der dadurch Ansehn und Einfluß bekam, hieß der Rector, das ist, der Vorsteher, der Regierer seiner Schule. So hieß Peter Abelard Rector seiner berühmten Schule.

Die immer stärker anwachsende Menge der Lehrer und Schüler machten endlich zur Handhabung der Ordnung verschiedne Verfügungen von Seiten der Obrigkeit nöthig.

Man fand es bedenklich, länger zuzusehen, daß jeder, dem es einfiel, seine Schule eröfnete. Der Staat wollte sich Gewißheit verschaffen, daß nur würdige Männer sich mit dem Unterricht befaßten. Wahrscheinlich machten die Lehrer, die schon mit Beyfall lehrten, und die sichs bewußt waren, daß sie gute Sachen lehrten, den Obrigkeiten die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Fürsorge begreiflich. Zu dem Ende wurde verfügt, daß die Lehrer einer gewissen Gattung von Wissenschaften an einem Orte eine Gesellschaft ausmachen; daß nur diejenigen, die zu dieser Gesellschaft gehörten, zu lehren befugt seyn; daß diejenigen, die in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden wünschten, von der Gesellschaft geprüft und entweder für würdig erklärt oder abgewiesen werden sollten. Die Gesellschaft bestimmte nun das Verfahren, das bey den Prüfungen beobachtet werden sollte, und ersann, dem Geiste des Zeitalters gemäß, eine Menge symbolischer Feyerlichkeiten, wodurch die verschiednen Grade der Würde eines aufzunehmenden Mitglieds ausgedruckt wurden. Der geprüfte, wenn er gut bestand, wurde für würdig erkannt zu lehren, was er bisher gelernt hatte. Diese Würde drückte man zu Paris durch den Titel Magister, den man ihm beylegte,

zu Bologna durch den Titel Doctor aus. So entstanden die vier Fakultäten. Erstlich die der Künste, nicht als ob in dieser Fakultät die schönen Künste wären gelehrt worden; der Name bezog sich auf die sieben freyen Künste, auf die sich anfangs aller Unterricht einschränkte, der in den Klosterschulen ertheilt wurde, nemlich Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Diese Fakultät eignete sich zu Paris den Rang zu, und er wurde ihr von den andern zugestanden, weil diese Wissenschaften von den ältesten Zeiten her zu Paris waren gelehrt worden. Für die drey übrigen Klassen hatten sich erst später Lehrer gefunden. Die zweyte Fakultät war die der Theologie, die dritte die der Rechte, aber blos der römischen, die vierte die der Aerzte.

Andre Verfügungen wurden zur Handhabung der Zucht, Ordnung und Gerechtigkeit nöthig, da junge Leute aus verschiednen Nationen in großer Menge sich an einem Orte versammelten, und sich Jahre lang daselbst aufhielten. Alle Positivgesetze sind zuerst durch Verabredungen entstanden und die Menschen haben lange keine Idee davon gehabt, daß eine Obrigkeit über sie gesetzt werden könnte, der sie sich nicht durch ihre freye Einwilligung unterwürfen. Diese so natürlichen Begriffe waren damals noch allgemein. Eben so allgemein war der daraus entspringende Grundsatz, daß jeder nur nach den Gesetzen seiner Nation von seiner Nationalobrigkeit könnte gerichtet werden. Diesen Begriffen gemäß theilte man die jungen Leute in Nationen ein und gab jeder Nation einen Vorsteher, der zugleich sie vertreten und ihr Richter seyn sollte. Das erste war deswegen nöthig, weil Fremde in einem Lande immer noch allerley Beleidigungen befürchten mußten; man glaubte ihnen keine Gerechtigkeit schuldig zu seyn; man haßte sie wohl gar.

Man

Man fieng endlich an zu merken, daß der so starke Zufluß von Fremden und ihr langer Aufenthalt die Aufnahme eines Orts befördern könnte. Die Obrigkeiten, die diese Entdeckungen zuerst machten, suchten daher berühmte Lehrer nach gewissen Orten hinzuziehen. Sie versprachen ihnen Freyheiten und Begünstigungen, sie gaben ihnen Beförderungen. Sie ließen Wohnungen für sie und für ihre Schüler bauen; auch den letztern wurde der Aufenthalt durch allerley Anstalten, durch Fürsorge für ihren Unterhalt erleichtert. Zu Paris wurde zuerst hundert armen Schülern ein freyer Tisch gegeben. Bibliotheken wurden zum Behuf der Lehrer und Lernenden angelegt.

Aber so wie die ersten Schulen zum Dienst der Kirche errichtet waren, so hatte die Kirche auch immer ein wachsames Auge über jede neue entstehende Schule. Man hielt damals nichts für wesentlicher nöthig, als zu verhüten, daß der Same der Ketzerey in jungen Gemüthern nicht ausgestreut würde. Daher waren alle Lehrstellen der Aufsicht des Bischofs unterworfen.

Kein Ort war für die verschiednen europäischen Nationen so gelegen, ihre Zöglinge dahin zu schicken, als Paris. Kein andrer Ort bot den jungen Leuten so viel Bequemlichkeiten dar, so wohl in Ansehung ihrer eigentlichen Absicht in Ansehung des Unterrichts, als in Ansehung ihres Auskommens und ihres Vergnügens. An keinem andern Orte war eine so große Anzahl berühmter Lehrer; hier war es angenehm, hier war es wohlfeil leben. Nirgends wurde Fremden freundlicher begegnet. Paris war wegen der Menge seiner Schulen, Lehrer und wegen der unzähligen Menge der aus allen Nationen daselbst sich aufhaltenden Studenten weltberühmt.

Hier zu Paris entstand endlich aus allen diesen Schulen die erste Universität. Die letzte Veranlassung dazu gab der Umstand, daß alle diese Lehrer übereinkamen, einen gemeinschaftlichen Rector zu wählen. Es geschah 1206. Nun waren sie eine Kommüne, ein Corpus. Nun fieng man an, alle diese solchergestalt mit einander verbundnen Lehranstalten dieser gesammten Schulen als Ein Ganzes, als Einen Körper zu betrachten. Und diesen Körper nannte man in den damaligen barbarischen Latein die universitatem, die Ganzheit aller dieser Anstalten. Eigentlich wurde er zuerst von den Schülern oder Zuhörern gebraucht. Die älteste Stelle, wo der Ausdruck vorkommt, ist in einem Schreiben Papst Innoc. III. von 1205 an die Schüler zu Paris. Sie hatten ihn um Erlaubniß gebeten, sich gewisse Personen zu erwählen, die in ihrer aller Namen gewisse Angelegenheiten besorgen sollten. Er antwortet: Ihr habt mich gebeten, daß, da eure Ganzheit (vestra universitas) in der Angelegenheit nicht erscheinen kann, ihr Stellvertreter schicken möget, u. s. w. Diese Universität wurde immer wichtiger. Im Jahr 1229, als die Fastnachtslustbarkeiten angegangen waren, entsteht zwischen den Bürgern und den Studirenden ein Streit über den Preis des Weins, den einige Studirende in einem Weinhause getrunken hatten. Es kommt zu einer Schlägerey. Während des schon blutig gewordnen Gefechts giebt die Königin in Abwesenheit des Königs übereilterweise strenge Befehle gegen die Studirenden. Es werden einige erschlagen. Nun wird der Tumult allgemein: alle Lehrer hören auf zu lesen, zu disputiren; sie bitten die Königin um Gerechtigkeit. Sie erhalten sie nicht. Lehrer und Schüler finden sich gekränkt, halten den Aufenthalt zu Paris nicht mehr für sicher; sie fangen an, von Paris wegzuziehen, und sich zu zerstreuen. Kaum hatte Heinrich III, König von

England,

England, Nachricht hiervon; so sendet er ein Einladungsschreiben an die Lehrer und an die gesammten Studenten (magistris et universitati Scholasticorum) zu Paris. Er will sie gern nach England ziehen. Der Hof in Frankreich will den begangenen Fehler gern wieder gut machen. Aber Lehrer und Schüler sind erbittert. Papst Gregorius legt sich ins Mittel, und der Hof muß sich diese Vermittlung gefallen lassen; denn Lehrer und Schüler verlangen Sicherheit, verlangen einen Bürgen für die ewige Unverletzbarkeit ihrer Freyheiten und Rechte. Wer konnte diese Bürgschaft anders übernehmen, als der Papst? Durch seine Vermittlung also werden sämmtliche Lehrer und Schüler, die Universität, das ganze Corps wird mit dem Könige wieder ausgesöhnt. Ihre Privilegien werden neu durchgesehen, verbessert, erweitert, bestätigt; alles unter Mitwirkung des Papstes, der, wie man sich leicht vorstellen kann, nichts aus der acht läßt, was bey dieser neuen Umbildung so wichtig gewordner Anstalten, sein Interesse befördern kann. Von dieser Begebenheit an wurde die Universität zu Paris, wie man sie nannte, noch berühmter als sie gewesen war[69]) und der Name wurde allgemein gebräuchlich.

Sie wurde nun das Muster, nach dem man allmälig auch in andern Ländern dergleichen errichtete. Aber wahrscheinlich waren schon in Deutschland, eh die erste Universität nach diesem Muster gestiftet wurde, hin und wieder berühmte Schulen, die sich von den spätern Universitäten blos dadurch unterschieden, daß sie die Pariser Form nicht hatten. Es ist ausgemacht, daß die erste Univer-

69) Das bis hieher von der Entstehung der Universitäten Gesagte gründet sich hauptsächlich auf Bulaei Historia Universitatis Parisiensis.

Universität disseits des Rheins nach dem Pariser Muster zuerst von Kaiser Karl IV. zu Prag 1347 errichtet wurde. Einige Gelehrte haben früher deutscher Universitäten Erwehnung gethan. Dieses war ohne Zweifel ein Irrthum, wenn sie darunter Universitäten in jenem engern Sinne verstanden. Wenn sie aber blos Lehranstalten verstanden, wo nach damaligen Begriffen alle bekannte Wissenschaften vollständig vorgetragen wurden, so hat es daran gewiß nicht gefehlt. Es ist unleugbar, daß zu Köln schon im 11, 12 und 13ten Jahrhundert berühmte Schulen waren, wo nicht blos die sieben freyen Künste, auf die sich die Klosterschulen einschränkten, wo auch Medicin und Rechte gelehrt wurden. Albertus Magnus war ein berühmter Lehrer zu Köln; er starb 1250.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn es mit den Lehranstalten in Deutschland auf diesem Fuß geblieben wäre, wenn an Orten, wo die Umstände dazu günstig waren, Privatlehrer nach Gutdünken ihre Schulen eröffnet hätten, wenn sie blos von dem Bischof des Orts in so weit abhängig gewesen wären, daß weder der Kirchenfrieden durch sie gestört, noch die guten Sitten der Gefahr des Verderbnisses wären ausgesetzt worden.

Aber Kaiser Karl IV. hatte selbst zu Paris studirt. Die dortige Universität schien ihm ein vorzügliches Institut zu seyn. Nach ihrem Muster also stiftete er 1347 die erste deutsche Universität zu Prag.

Man weiß, wie sehr Karls Denkungsart von Erhabenheit entfernt war. Der natürliche Gedanke, daß jeder Fürst die wesentliche Befugniß hat, selbst nach eigner Einsicht Lehranstalten in seinen Staaten zu errichten, entstand in seiner Seele nicht. Er wandte sich demüthig an den Papst, bat um Genehmigung und der

Papst

Papst erhörte ihn gnädiglich, schränkte aber die neue Universität auf erlaubte Wissenschaften ein, als ob es unerlaubte Wissenschaften geben könnte. Sodann wurden die Einrichtungen der Pariser Universität sklavisch nachgeahmt. So wie dort, wurden auch hier die Studirenden in vier Nationen eingetheilt, in Böhmen, Polen, Bayern und Sachsen. Die ersten Lehrer zu Prag hatten alle zu Paris studirt. Sie wurden eben wie zu Paris in vier Fakultäten eingetheilt. Die Regierung war dieselbe. Die Lehrer aus den vier Fakultäten machten die Obrigkeit der Universität aus. Sie wählten sich einen Vorsteher, einen Rector. Das Kanzleramt, oder die Aufsicht, daß auf der Universität nichts zum Nachtheil der Kirche einschleichen könnte, wurde dem Erzbischof von Prag übertragen [70].

Aber in wesentlichern Dingen verrieth Karl, daß er zum Selbstdenken nicht gemacht war. Er hätte schon damals einsehen können, daß der Kreis der Wissenschaften mehr nützliche Theile der menschlichen Kenntnisse aufnehmen konnte; hingegen einige unnütze hätte ausschliessen sollen. Ihm hätte es schon einleuchten können, daß die Naturkunde überhaupt und insbesondre die Metallurgie zu dem Range einer Wissenschaft verdiente erhoben zu werden; ihm, dem seine böhmischen Bergwerke so einträglich waren. Albertus Magnus hatte schon gezeigt, daß durch gelehrte Kenntnisse die Gewinnung und Behandlung der Metalle verbessert werden kann.

Nun fieng man in mehr deutschen Ländern an, entweder um des Ruhms oder um der Einträglichkeit willen Universitäten zu errichten. Die ersten waren gleichsam Töch-

70) Brehme Alterthümer, Geschichte und neuere Statistik der hohen Schulen, 1 B. p. 5 u. f.

Töchter der Univerſität zu Prag. 1365 wurde die zu Wien, 1388 die zu Köln, 1390 die zu Erfurt errichtet. Eine gewiſſe Familienähnlichkeit verrieth ihre Abkunft.

Alle ſtanden unter der Vormundſchaft des Papſtes. Er maßte ſich an zu beſtimmen, was für Wiſſenſchaften auf jeder neuen Univerſität zu lehren erlaubt ſeyn ſollte oder nicht. Der zu Wien wollte er anfangs keine theologiſche Fakultät geſtatten. Eben ſo karg mit ſeinen Begünſtigungen war er gegen die Univerſität zu Roſtock, die 1419 errichtet wurde [71]). Auch da ſollte keine Theologie gelehrt werden. Ich weiß nicht, ob irgend etwas die Unwiſſenheit und die Schwäche des menſchlichen Verſtandes in jenen Zeiten ſtärker bezeugt, als dieſer demüthige Glaube, der damals bey allen Nationen herrſchend war, daß ganz Europa um Aufklärungsanſtalten errichten zu dürfen, erſt Erlaubniß vom Papſt holen müßte; die Menſchen eines ganzen Welttheils, ja nach den Anmaſſungen der Päpſte, die Menſchen in der ganzen Welt ſollten in Anſehung der Anwendung der Verſtandeskräfte auf die edelſten und wichtigſten Gegenſtände von der Willkühr eines einzigen Mannes abhängig ſeyn. Nach der Abſicht des gegenwärtigen Werkes können wir uns hier in eine umſtändlichere Geſchichte der deutſchen Univerſitäten, und in eine genaue Entwicklung deſſen, was in ihren Verfaſſungen gut oder ſchlecht war, nicht einlaſſen. Wir müſſen uns darauf einſchränken, überhaupt zu zeigen, was ſie zur Aufklärung und Bildung der Nation beytragen konnten.

Die Lehrer auf den Univerſitäten waren damals, ſelbſt in den nicht theologiſchen Wiſſenſchaften, faſt alle

Mönche.

71) Bacmeiſter Antiquit. Roſtock. ap. Weſtphalen in Monum. ined. T. III. p. 781.

Mönche. Je stärkern Trieb jemand zu den Wissenschaften fühlte, desto mehr Beweggründe hatte er Mönch zu werden. Auch dem Vernünftigsten mußte der Mönchsstand der wählungswürdigste scheinen. Nur im Mönchsstande konnte man damals Bequemlichkeiten und Muße zum Studiren finden, ohne von Haussorgen und verdrießlichen Amtsgeschäften gehindert zu werden. In den Klöstern waren die meisten Bibliotheken. Zu gelehrten Reisen gab nur der Mönchsstand einige Erleichterung. In der That waren auch die Mönche die einzige Klasse von Menschen, bey der einige Gelehrsamkeit ein allgemeiner Charakter war; in allen übrigen Ständen wurden die Wissenschaften zu wenig geachtet, so daß ein wirklicher Gelehrter, der gern über gelehrte Dinge sich mit andern unterhalten wollte, am ersten unter den Mönchen Männer für seinen Geschmack finden konnte. Diesen zufälligen Ursachen, scheint es, muß man es zuschreiben, daß die scharfsinnigsten, die wißbegierigsten, die erfindsamsten Köpfe in jenen Zeiten in den Klosterzellen zu suchen waren; daß ein Roger Baco, ein Albert der Große sich des Mönchsleben konnten gefallen lassen. In Hinsicht dieser, freylich in Vergleichung mit unsern Zeiten sehr dürftigen, damals aber wichtigen Erleichterungen und Unterstützungen, die das Mönchsleben eifrigen Freunden der Wissenschaften darbot, haben die Klöster unleugbar kein geringes Verdienst um die Erhaltung der Wissenschaften.

Aber eben dieser Umstand, daß die meisten Lehrer Mönche waren, veranlaßte zwey große Uebel. Man kennt die Anhänglichkeit der verschiednen Mönchsorden an den Papst. Diese Anhänglichkeit ist die Seele aller ihrer Einrichtungen. Die Mönche hatten also auch bey dem Vortrage der Wissenschaften immer zwey der wahren

ren Aufklärung äußerst hinderliche Regeln vor Augen, einmal, nichts zu lehren, was den Anmaßungen der Päpste und dem System der Hierarchie überhaupt nur einigermaßen konnte entgegen seyn, und zweytens vielmehr alle Wissenschaften der Hierarchie und der päpstlichen Herrschaft gleichsam dienstbar zu machen. — Wenn man bedenkt, daß die Päpste schon das Recht erworben hatten, zur Errichtung neuer öffentlichen Lehranstalten ihre Einwilligung zu geben, oder zu versagen, und daß sie dieses fürchterliche Recht, ohne allen Widerspruch von Seiten der europäischen Nationen ausübten, so muß man sich wundern, daß sie nicht noch einige Schritte weiter giengen. Sehr leicht hätten sie das schon so hoch aufgeführte Werk ihrer Herrschaft über den Verstand der Europäer vollenden können. Sie durften nur die Beschäftigung mit den Wissenschaften zum ausschließenden Vorrechte der Mönchsorden machen, wie sie in Aegypten ein eigenthümlicher Vorzug der Priester gewesen war, und in Ostindien noch heut zu Tage ein Vorrecht der Braminen ist.

Das zweyte große Uebel, welches daher entsprang, daß nur Mönche auf Universitäten die Wissenschaften lehrten, war der Disputirgeist, die scholastische Zanksucht. Man weiß, gelehrte Kenntnisse wurden den Geistlichen im Mittelalter nur erst ein fühlbares Bedürfniß, als sie Gelegenheit bekamen, die reine christliche Lehre wider Ungläubige und sogenannte Keżer zu verfechten. Eine Hauptabsicht bey der Errichtung anfangs der Klosterschulen und nachher der Universitäten, war, rüstige theologische Streiter zu erziehen, Männer, die im Disputiren wider Juden, Heiden und Keżer nicht verstummen sollten. Gleich Anfangs wurde der Vortrag der Wissenschaften dieser Absicht gemäß eingerichtet. Nun

lernte,

lernte man die aristotelische Philosophie durch die Araber kennen. — Für Leute, die so schon das Disputiren liebten, und es als die einzige Beschäftigung ansahn, worin der menschliche Verstand seine ganze Stärke zeigen könnte, mußte diese Philosophie eine eben so erwünschte Erscheinung seyn, als die Errichtung eines Fechtbodens für die muthigen und müßigen Jünglinge einer großen und reichen Stadt seyn wird. Der Werth eines Gelehrten wurde jezt nur nach seiner Stärke im Disputiren geschäzet. Abelard wurde eigentlich dadurch ein berühmter Mann, daß er seinen Lehrer durch scharfes Disputiren zum Verstummen gebracht hatte. Diese gelehrte Streitsucht nun wurde durch das Mönchsleben sehr befördert. Je mehr die Menschen sich vom gesellschaftlichen Leben entfernen, desto heftiger wird bey ihnen der Geist der Rechthaberey. Nur durch häufigen Umgang mit Menschen allerley Standes lernt man ihn mäßigen oder wenigstens verbergen. Wer zu geselligen Gesprächen nicht gewöhnt ist, wer sich in der Einsamkeit nur eine gewisse Reihe von Ideen geläufig gemacht hat, der kann selten Widerspruch vertragen. Ihm ist es die wichtigste Sache von der Welt, ihm ist es, als ob der Untergang des Himmels und der Erde gedroht würde, wenn seine Ideenkette gesprengt werden soll. Daher streitet er aus aller Macht und oft mit dem Feuer der Verzweiflung gegen jeden Angriff, der diese Kette scheint brechen zu wollen, und am meisten, wenn der Angriff stark genug scheint sie brechen zu können. Wenn nun Menschen von dieser Denkart ihre Einsamkeit, in der sie immer nichts thun, als die Wahrheit suchen, zu gewissen Zeiten verlassen, und sich in Gesellschaften sehen und hören lassen, blos in der Absicht, um das, was sie für Wahrheit halten, zu verfechten — wenn es gerade ihr Beruf ist, aus ihren Zellen wohl gerüstet und vorbereitet zum öffentlichen

gelehrten Kampf hervorzugehn, so ist es begreiflich, wie ihre Heftigkeit im Disputiren bis zur Wut eines Besessnen steigen kann. In den Schriften der Männer, die wir in der Folge als Wiederhersteller der schönen Litteratur werden kennen lernen, kommen viel Gemälde von theils lächerlichen, theils ärgerlichen Auftritten vor, die unter dergleichen gelehrten Klopffechtern vorfielen. Ohne Zweifel ist in diesen Gemälden viel Caricatur, aber ohne Zweifel auch viel Wahrheit.

Doch der Disputirgeist hatte nicht blos schädlichen Einfluß auf die Sitten der Gelehrten, sondern auch auf die Kultur der Wissenschaften selbst. Die Dialektik, die Kunst Behauptungen zu bestreiten oder zu verfechten, ist gewiß keine nutzenlose Kunst oder Wissenschaft. Sie übt den Scharfsinn. Und der Scharfsinn ist gewiß eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Verstandes, die, wenn sie nicht geübt wird, verrostet und unbrauchbar wird. Aber der Scharfsinn ist nicht die einzige Seelenkraft, die geübt werden muß; alle übrigen sollen ihr nicht aufgeopfert werden. Gegen diese Regel vergieng man sich in jenen Zeiten. Man versäumte das Gedächtniß; man hatte keine Idee von dem, was wir Geschmack nennen; man ließ sichs nicht träumen, daß Geschmack ein Geistesvorzug seyn könne; man vergaß Jahrhunderte lang, daß die Seele nicht blos ein denkendes, sondern auch ein empfindendes Wesen ist; alles Gefühl für das Schöne war todt. Man wußte nicht, daß Beobachtungsgeist eben so nöthig ist, wie Scharfsinn. Dieser beurtheilt das Gefundne; jener sucht, findet, entdeckt. Mit bloßem Scharfsinn dreht man sich in dem engen Kreise einmal bekannter Gedanken ewig herum, beguckt dieselbigen Begriffe tausendmal von der nemlichen Seite; der Beobachtungsgeist sammlet neue Begriffe, neuen Stoff. Er erwei-

erweitert das Gebiet der Wissenschaften; der Scharfsinn macht nur Ordnung in dem Gefundnen.

Das so nützliche Lesen der Alten, das in den Klosterschulen üblich war, und neben dem Scharfsinn auch das Gedächtniß, das Gefühl und den Beobachtungsgeist übte, wurde auf den Universitäten ganz abgeschaft. Man übte sich blos im mündlichen Disputiren. Keine Methode hätte können erdacht werden, die so wirksam den Fortgang aller Wissenschaften gehemmt, und das Gefühl so völlig abgestumpft hätte. Der Gang des Forschers, der die Wissenschaften bereichern soll, muß ruhig und bedachtsam seyn; er muß unter den Wegen, die er gehn will, lange wählen, und wenn es noth thut, wieder zurückgehn. Der Disputirgeist ist rasch, unruhig, feurig; er verläßt, so lange die Hitze des Streits währt, den einmal betretnen Weg nicht, wenn er auch tausendmal bey sich überzeugt ist, daß er auf einen falschen Weg gerathen sey. Sein Stolz erlaubt ihm keine Rückkehr. Je mehr er sieht, daß es ein Abweg ist, desto hartnäckiger beharrt er auf demselben, macht allerley seltsame Sprünge und bleibt bey seiner Behauptung, daß der Abweg der geradeste, kürzeste Weg sey.

Der Disputirgeist zieht Gleichgültigkeit gegen die Richtigkeit, Reinigkeit und Schönheit der Sprache nach sich. Schnelligkeit in Antworten ist das einzige, wornach der Disputant trachtet. Um geschwind zu antworten, muß es ihm einerley seyn, was er für Worte braucht, muß er sich über die Sprachregeln wegsetzen. Er hat nicht Zeit, Gedanken und Ausdrücke zu wählen. Bedienen sich die Disputanten sogar einer fremden Sprache, so werden sie sich ohne Bedenken jeden Barbarismus erlauben, um nur nicht zu verstummen. Solchen Leuten

müssen nothwendig diejenigen verhaßt werden, die auf Reinigkeit und Schönheit der Sprache halten. In der That waren auf diesen Universitäten alle, die es wagten, einen alten Autor zur Hand zu nehmen, verachtet. Sie wurden als träge Köpfe verlacht.

Eine andre schädliche Folge, wenn der Geist beständig blos in diesem Disputirkreise herumgetrieben wird, ist diese: Da der Geist doch immer gern etwas neues haben will, die Ideen bey dieser Art zu studiren aber immer dieselben bleiben, so werden zuletzt die seltsamsten Fragen erdacht. So frug man damals, ob das Schwein, was der Bauer zu Markte treibt, vom Strick oder vom Bauer gehalten werde. Dieser Disputirgeist muß endlich den Scepticismus veranlassen. In der That mag es in jenen Jahrhunderten der scholastischen Philosophie mehr Unglauben, als heut zu Tage gegeben haben.

Alles, was man jetzt schrieb, wurde zum Behuf dieses Disputirgeistes geschrieben. Alle Werke seit dem dreyzehnten Jahrhunderte haben diesen Charakter. Ueber jede philosophische, theologische oder juristische Materie wurden eine Menge Fragen aufgeworfen, und dann die Gründe für die bejahende und verneinende Antwort hererzählt. Diese Werke wurden immer weitläuftiger, weil immer neue Fragen und neue Gründe sowohl für die bejahende als die verneinende Antwort ersonnen wurden.

Von solchen Meistern sollten auf mancher Universität zehn bis zwanzigtausend Jünglinge denken lernen; nach solchen Mustern sollten sie ihren Geist und ihre Sitten bilden. Hier sollten sie sich zum thätigen Leben vorbereiten und dazu wurde überall keine Anleitung gegeben. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sie nicht viel gemeinnützige Kenntnisse noch feine Lebensart mit nach

Hause

Hause bringen konnten. Zwar fehlte es manchen an juristischer oder medicinischer Gelehrsamkeit so wenig, daß sie vielmehr mit einem ungeheuren Wuste derselben beladen waren. Aber es war so ohne alle Wahl, ohne Untersuchung zusammengeraffte, so wenig geordnete, so schlecht verstandne Gelehrsamkeit, daß wahrscheinlich durch sie theils der Gesundheit, theils den Rechtshändeln der Menschen mehr gefährdet, als geholfen wurde. Zu diesem Urtheil berechtigen uns die meisten Schriften der Aerzte und der Juristen aus jenen Zeiten.

Man wird endlich fragen: was halfen dann die damaligen Universitäten zur Kultur der Nation? Ich antworte: Sie halfen zur Geisteserziehung der Nation ungefehr so viel, als die Fechtschule zur körperlichen Erziehung eines rohen, plumpen Jünglings hilft. Seine Muskeln werden stark und geschmeidig; er übt sein Auge schnell zu beurtheilen, welche Stellung, welche Bewegung für ihn die vortheilhafteste ist; er übt seinen Körper, schnell jede Stellung zu nehmen, jede Bewegung zu machen, die sein Vortheil erfordert. So mußte ein rohes Volk erst seine Denkkräfte üben, wenn es einst in den Wissenschaften große Fortschritte machen sollte.

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Wichtigkeit der Buchdruckerkunst zur Kultur — Ihre Erfindung geschah nicht auf einmal, sondern stufenweise. — Das Formenschneiden war der erste Schritt dazu. — Mit hölzernen Formen druckte man erst Spielkarten, dann Figuren von Heiligen aus der biblischen Geschichte, mit kurzen Sprüchen — dann längere Stellen aus der Bibel oder Andachtsbüchern zur Erklärung solcher Figuren — Endlich ganze Bücher, aber nur mit hölzernen Formen. — Johann Guttenberg von Mainz druckte zuerst zu Straßburg mit beweglichen Buchstaben — (nicht Lorenz Koster zu Haarlem) — Guttenbergs Buchstaben waren anfangs von Holz; er suchte schon metallene zu erfinden. — Er kam damit nicht zu Stande, bis er zu Mainz mit Johann Faust in Kompagnie trat —. Diese Kompagnie wurde nach einem Proceß wieder aufgehoben. — Johann Faust und Peter Schöffer, den jener nun zum Genossen aufnahm, druckten zuerst mit metallnen Buchstaben. — Wessen Erfindung diese eigentlich waren, ist ungewiß — Guttenbergs nachmalige Schicksale. — Johann Faust und Peter Schöffer hielten die Kunst geheim; Mittel die sie zu dem Ende anwandten. — Ein feindlicher Ueberfall, da die Stadt Mainz in einer Nacht surprenirt wird, giebt den wie in Gefangenschaft gehaltnen Buchdruckergesellen Gelegenheit, sich in Freyheit zu setzen und in den vornehmsten europäischen Städten Druckereyen zu errichten — Natürliche Wirkungen der Buchdruckerkunst zur Aufklärung der Nationen. — Warum diese Wirkungen nicht gleich erfolgten. Die Schuld lag theils am Publiko, theils an den Schriftstellern. — Wie die Buchdruckerkunst anfangs Gelegenheit gab, daß abergläubige Meynungen und Vorurtheile mehr ausgebreitet und befestiget, als ausgerottet wurden. — Zwey Hindernisse, daß die Buchdruckerkunst nicht völlig alles das Gute wirkte, das sie natürlicherweise wirken konnte, waren die Gewinnsucht und die Censur.

Deutsch-

Deutschland war es vorbehalten, daß in seinem Schooße von einem seiner Söhne eine Erfindung gemacht wurde, die in Ansehung ihres wirksamen Einflusses zur völligen Entwickelung des menschlichen Verstandes unstreitig den zweyten Rang verdient, denn der Schreibkunst gebührt der erste. Man wird leicht errathen, daß von der Buchdruckerkunst die Rede ist; eine Erfindung, die allein ohne weitere Anstalten die allgemeine Aufklärung aller Völker über alles was einen Gegenstand des Denkens oder Wissens abgeben kann, unfehlbar nach und nach bewirken müßte, wenn nicht in zu viel Staaten diesen heilsamen Wirkungen unverantwortliche despotische Mittel entgegengesetzt würden, wodurch herrschsüchtige Menschen jede ihren Absichten und Vorurtheilen zu kühn scheinende Anwendung der Denkkraft verhüten wollen.

Den neuesten Untersuchungen [72]) zufolge ist diese so wohlthätige Erfindung folgendermaßen stufenweise zur Vollkommenheit gebracht.

72) Ich glaube denen, die nicht selbst Zeit oder Gelegenheit haben, die Schriften Köhlers, Schöpflins, Meermanns und von Heinekens selbst zu lesen, und ihre Gründe gegen einander abzuwägen, einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihnen diese dem menschlichen Geschlechte so wichtige Erfindungsgeschichte umständlich erzähle, und die Gründe, worauf theils die Gewißheit einiger, theils die hohe Wahrscheinlichkeit andrer dieser Umstände beruht, mittheile. Ich glaube sogar, in diesem Werke eine Art von Verbindlichkeit zu haben, dem wahren Erfinder die ihm gebührende Ehre zu vindiciren, da ich sehe, daß Meermanns Buch immer noch Ansehn genug hat, um die von ihm so fein ausgedachte, aber doch grundlose Hypothese bey manchem für demonstrirte historische Wahrheit gelten zu lassen, ob gleich der Herr von Heineke die Nichtigkeit dieser Hypothese deutlich genug gewiesen hat.

Nachdem die deutschen Städte durch den Anwachs ihrer Volksmenge, durch die Betriebsamkeit ihrer Bürger, durch den Spekulationsgeist ihrer Kaufleute, und durch die Erfindsamkeit ihrer Künstler in sehr blühende Umstände, für die damaligen Zeiten, gekommen waren; nachdem auch schon die Folgen von Wohlhabenheit und Reichthum, nemlich Pracht, Wohlleben und gesellschaftliche Vergnügungen, sich in ihnen eingestellt hatten, so gaben diese Ursachen durch ihren Zusammenfluß Anlaß zur Erfindung neuer, und zur vollkommnern Ausbildung schon erfundner vergnügender Künste. Die Kartenspiele waren erfunden. Und dieser, sonst in Ansehung ihres Einflusses auf die Glückseligkeit der Menschen so zweydeutigen Erfindung haben wir wenigstens die erste Veranlassung der Buchdruckerkunst zu danken.

In das Geschäft der Kartenfabricirung theilten sich in jenen Zeiten zwey Klassen von Künstlern, die Formenschneider und die Briefmahler. Jene hießen so, weil sie in Holz Formen schnitten, mit denen man die Figuren auf die Karten druckte, die Briefmahler wurden so genannt, weil sie die abgedruckten Figuren auf den Karten illuminirten; die Karten nannte man Briefe. Beyde Arten von Künstlern hatten so viel zu thun, daß ihre Anzahl sich dergestalt vermehrte, daß sie zahlreiche Innungen ausmachten, die an gutem Verdienst und Achtung keiner andern Innung wichen.

Die Formenschneider sind die Vorläufer der Kupferstecher und der Buchdrucker. Neben den Figuren schnitten sie in ihre Formen auch die Namen der Könige, der Ritter, der berühmten Frauenzimmer, kurz der Personen, die durch jene Figuren sollten vorgestellt werden. Mit den Figuren wurden also auch die Namen abgedruckt,

so

so wie man schon lange einzelne persönliche Namen vermittelst der Siegel abgedruckt hatte.

Diese Kunst nun, solchergestalt Figuren berühmter Personen mit ihren Namen auf Karten abzudrucken, wurde endlich von frommen Männern für würdig gehalten zu edleren Zwecken, zur Beförderung der Andacht, und zum Unterricht des Volkes, genutzt zu werden. Sie fiengen damit an, daß sie erst einzelne, dann mehrere Figuren, die eine ganze Geschichte vorstellten, aus der Bibel oder aus den Leben der Heiligen, mit den dazu gehörigen Namen, in der Folge auch mit kurzen Sprüchen oder Versen, auf obige Weise abdrucken ließen, und unter die Gemeinde vertheilten.

Ohne Zweifel waren es Geistliche, und vermuthlich Franciscaner, Dominicaner oder Augustinermönche, welche den Formenschneidern die Ideen zu solchen Blättern an die Hand gaben; denn diese drey Orden ließen sich in jenen Zeiten den Unterricht des Volkes vorzüglich angelegen seyn. Sie selbst nahmen diese Ideen höchstwahrscheinlich von den Bildhauerfiguren, und von den Gemählden, insbesondre von den Fenstergemählden mit denen damals die Kirchen und Klöster reichlich versehen waren. So ist es wohl außer Zweifel, daß die Sammlung von Holzschnitten, die unter dem Namen Biblia Pauperum bekannt ist [73]), und die als eines der ältesten Denkmäler der werdenden Buchdrucker- und Kupferstecherkunst betrachtet werden muß, eigentlich nach Fenstergemählden irgend eines Klosters, es sey des zu Hirschau [74]) oder eines andern copirt war.

K 5 Einige

73) (von Heineken) Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen II Th. S. 87 u. f.

74) Leßings Beyträge rc. II S. 327 u. f.

Einige dieser Formenschneider waren schon so gute Zeichner; sie wußten ihren Figuren schon so viel Leben und Ausdruck zu geben, daß man sie als nicht unwürdige Vorläufer der Kupferstecherkunst betrachten kann. Man sieht freylich, daß bey dem Material, dessen sie sich bedienten, um ihre Figuren darin zu schneiden, feine Arbeit nicht zu erwarten war. Auch verstanden sie die Composition der verschiednen, ein Ganzes ausmachenden Theile, und die gehörige Vertheilung von Licht und Schatten nicht. Dennoch ist es sehr zu bedauern, daß wir die Namen der Ersten, die in dieser Kunst etwas vorzügliches leisteten und von denen noch Werke voll wahrer Schönheiten vorhanden sind, nicht mehr ausfündig machen können.

Nachdem man solchergestalt eine Zeitlang erst einzelne Namen und Wörter, dann kurze Sprüche und Verse, vermittelst hölzerner Formen gedruckt hatte; so begriff man endlich, daß diese Formen ein Mittel werden könnten, auf eine geschwindere und leichtere Art, als durch Abschreiben, eine Menge Copien von einem Buche zu machen. Aber die ersten Versuche waren von zwey grossen Unvollkommenheiten begleitet. Von jedem Buche mußte jede Seite in eine eigne Form geschnitten werden, weil man noch nicht darauf verfiel, daß, wenn man eine Menge einzelner Buchstaben ausgeschnitten hätte, solche nach dem jedesmaligen Bedürfniß sich unendlichemal zusammensetzen und wieder auseinander nehmen ließen. Man druckte also zuerst mit feststehenden Buchstaben. Man druckte auch nur auf einer Seite eines jeden Blattes, weil die Presse noch nicht erfunden war. Sondern zum Abdrucke bediente man sich anfänglich des Reibers, mit welchem man über das auf die Form gelegte Blatt herfuhr, um es an die Form dergestalt anzudrucken, daß

es die auf sie aufgetragne schwarze Farbe annehmen mußte. Man richtete daher bey den ersten Versuchen die Blätter so ein, daß beym Binden immer zwey gedruckte und zwey weiße Seiten gegeneinander überkamen, so daß man die beyden weißen Seiten zusammenkleben konnte, wodurch der Uebelstand, beym Umschlagen zwey weiße Seiten zu finden, verhütet wurde.

So unvollkommen war der erste Anfang der Kunst. Man kann keinen nennen, dem dieser erste Anfang eigentlich zuzuschreiben wäre. Wahrscheinlich trugen mehrere nach und nach das ihrige dazu bey. Aber der Mann, der jene beyden großen Unvollkommenheiten zuerst verbesserte, der zuerst statt der feststehenden Formen bewegliche Buchstaben, und statt des Reibers die Presse zu brauchen versuchte, der Mann also, der durch diese beyden wichtigen Entdeckungen den Namen des wahren Erfinders der Buchdruckerkunst verdiente, dieser Mann war Johann Guttenberg von Mainz. Durch gerichtliche Dokumente ist es dargethan, daß er schon im Jahr 1439 zu Strasburg mit der Anlegung einer Druckerey, wozu eine Presse und bewegliche Buchstaben gebraucht werden sollten, beschäftiget war [75]. Von keinem andern der Competenten, die auf die Ehre dieser großen Erfindung Anspruch machen, ist bis jetzt ein Zeugniß von gleichem Gewichte zum Vorschein gebracht.

Was insbesondre den Harlemmer Koster anbetrift, so sind seine Ansprüche blos auf Sagen gegründet, die erst hundert und zwanzig Jahr, nachdem die Kunst schon erfunden war, aus dem Munde alter Leute von einem Manne in einem Werke aufgeschrieben wurden, worin er alles

75) Schöpflin Vindiciae etc.

alles was zum Ruhm ſeines Vaterlandes nur einigermaſſen dienen konnte, auf eine enthuſiaſtiſche Art zuſammentrug [76]). Man bedenke, daß weder Koſter ſelbſt, noch ſeine Erben, noch ſonſt jemand von ſeinen Landesleuten binnen den hundert und zwanzig bis dreyßig Jahren, da die Mainzer ſich öffentlich der Erfindung rühmten, den geringſten Widerſpruch dagegen thaten, bis dieſer Adrian Junius ſo ſpät damit hervortrat. Man bedenke, daß Koſter wahrſcheinlich kein Formenſchneider war, wie doch derjenige hat ſeyn müſſen, der das Speculum Salvationis, das Meermann für einen ſeiner erſten Verſuche hält, gedruckt hat. Daß aber Koſter wahrſcheinlich kein Formenſchneider war, erhellet daraus, daß Karl von Mander, der die Nachrichten von den älteſten Formenſchneidern, als den Vorläufern der Kupferſtecherkunſt in den Niederlanden ſo ſorgfältig geſammelt hat, von Koſtern nichts erwehnt, welches er ſicherlich würde gethan haben, wenn er irgend einen Beweis von Koſters Geſchicklichkeit in dieſer Kunſt hätte auftreiben können.

Ich habe geſagt, daß dem Strasburger Dokument zufolge Guttenberg mit beweglichen Buchſtaben und mit einer Preſſe zu drucken verſuchte. Ob er damit zu Stande kam, darüber ſind keine Nachrichten vorhanden. Wahrſcheinlich aber gelang ihm die Sache damals noch nicht. Vielmehr ſcheint es, daß er, um ganz damit fertig zu werden, noch mehr Geld, als er aufbringen konnte, daran verwenden mußte. Dieſe Vermuthung erhält aus dem Verfolg ſeiner Geſchichte einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit. Denn eilf Jahr nachher finden wir ihn in Mainz, wo er ſich 1450 mit einem wohlhabenden Gold-

76) Adrian Iunius in ſ. Batavia, Leiden 1588.

Goldschmied, Johann Faust, in Kompagnie begab. Der Inhalt des Contrakts, den beyde Männer darüber mit einander errichteten, macht im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Guttenberg schon sehr weit in der Erfindung gekommen war [76]. Man bedenke folgende Umstände. Vermöge besagten Contrakts gab Faust dem Guttenberg achthundert Gulden Vorschuß. Würde dieser Mann, der, wie aus allen Umständen erhellet, in Geldsachen ein kluger Mann war, wohl eine solche Summe daran gewagt haben, wenn er nicht gesehn hätte, daß nur noch wenig fehlte, um die Erfindung bis zu dem Punkte zu bringen, wo sie ihm seine Auslagen mit den Zinsen wieder eintragen konnte? Zum Unterpfande versetzte ihm Guttenberg seinen ganzen Apparat. Dieser mußte doch auch wohl von einem obiger Summe einigermaßen entsprechenden Werthe seyn. Woraus konnte also dieser Apparat wohl bestehn? Muß hier nicht die Vermuthung entstehn, daß schon metallne Buchstaben darunter waren? Man nehme den Umstand dazu, daß auch in den Strasburger Dokumenten von Bley die Rede ist, das er zu seinen Arbeiten brauchte, und von einem Goldschmiede, der Guttenbergen seit drey Jahren ungefehr an die hundert Gulden mit Sachen zu seiner Druckerey abverdient hatte. Kann man noch zweifeln, daß Guttenberg schon auf metallne Buchstaben bedacht war? Wenn aber diese Vermuthung gegründet ist, wenn Guttenberg schon mit metallnen Buchstaben zu drucken suchte; so mußten es gegoßne seyn. Denn daß man anfangs metallne Buchstaben geschnitzt habe, diese Idee des Herrn von

76) Köhler in Guttenbergs Ehrenrettung. Schwarz in den Primariis Documentis etc. Auch Senkenberg in Selectis etc. T. I. p. 269.

von Meermann hat bey Kennern dieser Art von Künsten keinen Beyfall gefunden.

Endlich ist folgendes auch noch ein wichtiger Umstand. Außer obgedachtem Kapitale schoß Faust dem Guttenberg nach und nach so viel vor, daß endlich die ganze Schuld, mit den Zinsen von fünf Jahren, zweytausend und zwanzig Gulden betrug. Ich frage abermal: würde Faust so viel gewagt haben, wenn er nicht gesehn hätte, daß die Erfindung immer näher zur Reife kam?

Es scheint, die Hauptschwierigkeit, die Guttenberg bey seiner Erfindung antraf, war diese, das Metall auszufinden, aus welchem sich zum Druck tüchtige Lettern giessen ließen. Die von Bley waren zu weich; die von Zinn und andern einfachen Metallen waren zu scharf, sie durchlöcherten Papier und Pergament. Es mußte also erst eine Mischung erfunden werden, die von jenen Unbequemlichkeiten frey war. Bey dieser Arbeit nun konnte Johann Faust, als Goldschmied, das Seinige, als Erfinder mit beytragen. Und da die Erfindung jetzt wirklich von Statten gieng, so wird es wahrscheinlich, daß er, nicht blos durch sein Geld, sondern auch durch seinen Kopf an der Erfindung Theil genommen habe. Ein dritter Mann kam dazu, Peter Schöffer aus Germersheim, der sich zu Paris mit Bücherabschreiben beschäftigt hatte. Er stand bey Faust in Diensten, in welcher Eigenschaft ist unbekannt. Daß auch dieser Mann bey der Erfindung sehr wichtige Dienst that, erhellet daher, daß Faust ihn nicht nur in die Societät mit aufnahm, sondern ihm auch seine Tochter zur Ehe gab und geschehen ließ, daß Peter Schöffer, in dem ersten Buche, was sie druckten, als Miturheber der neuen Kunst genannt wurde. Solchergestalt ist es klar, daß diese drey Männer, Guttenberg, Faust und Schöffer die Ehre der Erfindung mit

einander theilen. Guttenbergen gebührt der Ruhm, die ersten Ideen gehabt und sie auch bis zu einem gewissen Punkte ausgeführt zu haben. Dann aber stieß er auf Schwierigkeiten, die er nicht allein zu überwinden vermochte, bis Johann Faust und Peter Schöffer mit ihm in Verbindung traten. Die Geschwindigkeit womit das Werk nun zu Stande kam, läßt vermuthen, daß die beyden letzten keine unthätigen Gehülfen waren. Was aber jeder dieser drey Männer, seit ihrer Vereinigung, zur Vollendung des Werks beytrug, dieses ist jetzt nicht mehr möglich auszumachen.

Doch in Ansehung Guttenbergs wird es zweifelhaft, ob er seit dieser Verbindung viel Antheil an der Vollendung seiner eignen Erfindung gehabt hat. Denn fünf Jahre nach Errichtung des Contrakts, 1455, wurde Guttenberg von Fausten wegen jener Foderung von zweytausend und zwanzig Gulden verklagt, und durch den Ausspruch des Gerichtes zur Bezahlung verurtheilt. Da Faust, zwey Jahre nach diesem Vorgange schon eine Officin im Gange hatte, wohingegen Guttenberg seit sechszehn Jahren nicht damit hatte zu Stande kommen können; so kann man natürlicherweise nicht anders als auf die Vermuthung gerathen, daß nach Faustens Urtheil die Schuld, daß die Sache nicht mehr gefördert wurde, an Guttenbergen lag, daß Faust glaubte allein ohne Guttenberg, eher zum Ziel zu kommen, als mit ihm; daß er seiner, als eines Associirten, müde war, und daß vielleicht Guttenberg, dem es ohne Zweifel nicht möglich war das Geld zur Bezahlung obiger Schuld aufzubringen, dem Faust seinen ganzen Apparat abtreten mußte, und daß dadurch Faust in Stand gesetzt wurde, zwey Jahr nachher mit dem ersten gedruckten Buche ans Licht zu treten. Dieses erste Buch war bekanntermaßen der Psalter.

Was

Was Fausten eigentlich bewog so strenge gegen Guttenberg zu verfahren, die Schuld einzuklagen, und die Societät mit ihm aufzuheben, darüber haben wir keine Nachrichten. Die Schriftsteller, die über diesen Gegenstand geschrieben, haben ohne Bedenken Fausten als einen eigennützigen, schlechten Mann vorgestellt [77]. Nachdem Faust, sagen sie, dem ehrlichen Guttenberg sein Geheimniß abgelockt hatte, glaubte er ihn entbehren zu können, und wollte die Vortheile von der Erfindung allein genießen. Allein andre könnten mit eben so viel Recht, indem es hier blos um Vermuthungen zu thun ist, Guttenbergen als den schuldigen Theil in Verdacht ziehn. Er war vielleicht ein zu unruhiger, zu viel auf einmal unternehmender, das Geld nicht genug achtender Mann. Schöpflin selbst glaubt aus den gerichtlichen Acten folgern zu müssen, daß sich Guttenberg in beständiger Nothwendigkeit Schulden zu machen, befunden habe [78]), welches einen unökonomischen Charakter voraussetzt.

Guttenberg scheint nach der Trennung entweder weniger thätig oder in seinen Arbeiten minder glücklich gewesen zu seyn. Er gerieth in Dürftigkeit, drey Jahre vor seinem Tode nahm ihn der Churfürst von Mainz, Adolf, Graf von Nassau, an seinen Hof, und gab ihm seinen Unterhalt. Guttenberg starb 1468, er war über sechszig Jahr alt. Sein hinterlassenes Buchdruckergeräth kam an den damaligen Syndicus der Stadt Mainz, den Doctor Conrad Homerius, der dem Churfürsten versprechen mußte, nichts davon aus der Stadt zu lassen. Aus diesem Nachlaß erhellet, daß Guttenberg seine Beschäftigungen mit der Druckerey zwar nicht ganz aufgegeben, aber

77) Köhler, Schöpflin.
78) c. II. §. 14.

aber entweder nicht so eifrig, oder nicht mit dem Succeß, wie seine gewesene Associirten, fortgesetzt hatte. Denn man weiß von keinem Werke, das aus dieser seiner Drukkerey gekommen wäre.

Während er also seine Zeit entweder in Unthätigkeit, vielleicht einer Folge seiner dürftigen Umstände, oder mit fruchtlosen, vielleicht blos wegen Geldmangels fruchtlos bleibenden Versuchen zubrachte, ernteten Faust und Schöffer die Früchte entweder ihrer schlauen Eigennützigkeit, oder ihres klügern Betragens. 1457 legten sie der Welt die erste Probe ihrer neuen, damals einer Zauberey ähnlich scheinenden Kunst vor Augen; sie gaben ihren Psalter heraus. Auf dem letzten Blatte nannten sie sich und sagten, daß das Buch von ihnen beyden, ohne Federzug, durch eine künstliche Erfindung zu drucken und zu zeichnen (adinventione artificiosa imprimendi ac characterisandi) zu Stande gebracht sey. Daß die Erfindung selbst **von ihnen herrühre**, liegt in ihren Worten nicht, wie Schöpflin schon bemerkt hat. Die nemlichen Worte brauchten sie 1459, als sie das Werk, Rationalis divinorum officiorum Codex, Guilielmo Durando auctore, herausgaben. Und so bey allen folgenden Büchern, die sie druckten. Wenn gleich die Ausdrücke einigemal etwas abgeändert wurden, so blieb doch der Sinn immer der nemliche.

Erst in dem Jahre, da Guttenberg starb, 1468, nachdem Faust schon zwey Jahr vorher gestorben war, gab Schöffer Justinians Institutionen heraus, dabey ließ er ein sehr holperichtes Epigramm mit abdrucken, worin die beyden Johannes von Mainz — (nemlich Johann Guttenberg und Johann Faust) als die Erfinder genannt werden; ein dritter, Peter (nemlich Peter Schöffer) sey zwar später gekommen, aber früher hineingegangen. Der

 ganze

ganze Gedanke des Epigramms besteht in einer Anspielung auf die Auferstehungsgeschichte, wo die Apostel Johannes und Petrus zu Christi Grabe eilen; Johannes kommt zwar zuerst an, aber Petrus geht zuerst hinein. Nur ist darin ein Unterschied, daß bey der Erfindung der Buchdruckerkunst zwey Johannes waren, bey der Auferstehung nur Einer.

Zwar Johann Schöffer, Peters Sohn, den er mit Faustens Tochter gezeugt hatte, nennt in einer Edition von Tritheims Compendio Chronicorum 1515 seinen Großvater, Fausten, den Haupterfinder (artis primarium auctorem), der endlich die Kunst durch sein eignes Genie erfunden und 1450 auszuüben angefangen habe, wobey ihm jedoch sein Diener und angenommner Sohn, Peter Schöffer, wichtige Dienste geleistet habe. Johann Schöffer gedenkt also in dieser Stelle Guttenbergs gar nicht. Allein derselbige Johann Schöffer hatte zehn Jahr vorher 1505 einen deutschen Livius gedruckt, wo er in der Zuschrift an Kaiser Maximilian den I. gesteht, die wunderbare Kunst sey **zuerst** von dem kunstreichen **Johann Guttenberg** 1450 erfunden, und darauf durch den Fleis, durch die Kosten und durch die Arbeit Johann Faustens und Peter Schöffers verbessert und **beständig gemacht**, das ist ohne Zweifel, zu Stande gebracht.

Alle Umstände zusammengenommen, kann man nicht umhin, jene Erzählung, die Peter Schöffer selbst dem Abt Tritheim von der Erfindung gemacht hatte, und die dieser aufgeschrieben hat, insoweit sie Guttenbergs Antheil an der Erfindung betrift, für wahr zu halten. Dieser Erzählung zufolge „hatte Guttenberg fast alles sein Ver„mögen auf die Erfindung, „(vielleicht auch auf andre „Projekte)“ verwandt; er war auf zu große Schwierig„keiten gestoßen, bald fehlte es an diesem, bald an jenem;

„schon

„schon war er im Begriff, aus Unmuth die ganze Sache „aufzugeben, als er sie durch den Rath und durch die „Geldvorschüsse Johann Faustens zu Stande brachte.“

Daß Faust bey der ganzen Sache vorzüglich den Gewinnst, den er durch die Kunst zu machen dachte, im Auge hatte, erhellet aus den Maasregeln die er nahm, die Kunst, als ein Geheimniß, für sich zu behalten. Alle, die in seiner Officin arbeiteten, wurden durch einen Eid zur Verschwiegenheit verpflichtet. Dieses hat obengedachter Johann Schöffer selbst dem Abt Tritheim gestanden, aber Faust scheint die Welt zu gut gekannt zu haben, um sich auf diesen Eid seiner Gesellen und Lehrlinge allein zu verlassen. Er scheint auch jene Mittel angewandt zu haben, die bey großen und wichtigen Fabriken zur Geheimhaltung der Maschinen, der Handgriffe und alles dessen, wovon die Vorzüge der Fabriken abhängen, wie auch immer von einer hinlänglichen Anzahl geschickter und wohlfeiler Arbeiter versichert zu seyn, pflegen gebraucht zu werden, und die im Grunde eine ärgere Tyranney sind, als diejenige, deren sich oft harte Gutsherrschaften gegen ihre leibeigne Unterthanen schuldig machen; nur daß jene im Verborgnen ausgeübt und dadurch der Bemerkung des Publici entzogen wird, diese aber öffentlich in die Augen fällt, und daher schon längst laute Klagen veranlaßt hat. Faust scheint seine Officin so angelegt zu haben, daß seine Arbeiter nicht herauskommen konnten; daß sie wie die Sclaven darin verwahrt wurden; velut in ergastulo habiti, sagt Schöpflin. Folgende Begebenheit verschaffte ihnen ihre Freyheit.

Der Papst hatte sich einfallen lassen, den Churfürsten, Dieterich von Mainz, einen gebohrnen Grafen von Isenburg abzusetzen, und an seiner Stelle den Grafen Adolf von Nassau zum Churfürsten oder eigentlich

Erzbischof von Mainz zu ernennen. Darüber entstand ein Krieg zwischen dem alten und dem neuen Churfürsten. 1462 am 27 October in der Nacht wurde die Stadt Mainz, die der alte Churfürst in Besitz hatte, von den Kriegsvölkern des Grafen von Nassau erstiegen; dieser Ueberfall gab Gelegenheit, daß nun auf einmal eine große Anzahl Buchdruckergesellen Mainz verließen, sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien zerstreuten, und in den vornehmsten Städten Druckereyen anlegten. Nun bekamen Augsburg, Nürnberg, Rom, Venedig, Florenz und andre Städte in wenig Jahren ihre eigne Pressen. Was konnte wohl die Ursache seyn, daß so viel Buchdrucker zu gleicher Zeit von Mainz weggiengen? Man sieht, diese Leute wünschten, nicht Lebenslang Gesellen bey Faust und Schöffer zu bleiben; sie wünschten, einmal selbst ihre eigne Herren zu werden. Was hatte sie bis dahin abgehalten, dieses ihr Verlangen zu befriedigen? Der Eid, den ihnen Faust abgenommen hatte? Dieser Eid war doch wohl nach dem Ueberfall eben so verbindlich, als er vor demselben gewesen war. Wenn bis dahin blos ihr Gewissen des geleisteten Eides wegen, sie in Faustens Diensten hatte bleiben heißen, so sieht man nicht, wie ein feindlicher Ueberfall so zärtlichen Gewissen zum Vorwande dienen konnte, den gethanen Eid von der Zeit des Ueberfalls an für ungültig zu halten. Nein, es war nicht blos Eid und Gewissen, es war das ergastulum, was diese Leute gezwungnerweise in Faustens Dienste gehalten hatte. Der Ueberfall gab Anlaß, daß der Kerker auf irgend eine Weise geöfnet wurde, und die eingesperrten Vögel flogen aus. Wenn man nicht annimmt, daß dieses die wahre Beschaffenheit der Sache war, so waren Swaynheym, Pannarz, Hahn und die übrigen, die zu Rom, Venedig und andrer Orten zuerst druckten, lauter meyneidige Leute; wer

kann

kann sich dieses von so viel braven Männern zu denken erlauben? — Nimmt man aber an, daß diesen Leuten in ergastulo theils der Eid abgezwungen, theils so begegnet war, daß sie wenigstens glauben mochten, ihr gethaner Eid sey nicht länger verbindlich; so ist die Ehre dieser Leute gerettet, freylich auf Faustens Kosten, den man in dem Falle für einen aus Eigennuß harten, menschenfeindlichen Mann halten muß.

Da es auf der einen Seite kein bequemeres und leichteres Mittel giebt, seine eignen Kenntnisse und Gedanken der möglich größten Menge Menschen mitzutheilen, als der Druck, und da auf der andern Seite kein Weg so sicher, und im Ganzen genommen, so geschwind zu richtigen Einsichten und wahren Kenntnissen führt, als eignes Lesen; so waren die Europäer durch die Erfindung der Buchdruckerkunst in Stand gesetzt, sich in wenig Generationen unendliche Vorzüge vor den berühmtesten Völkern des Alterthums, in Ansehung der Aufklärung zu verschaffen. Durch die Buchdruckerkunst wurde gleichsam ein allgemeines Magazin aller möglichen Arten von Kenntnissen, aller jemals von Menschen gedachten Gedanken, errichtet, wozu jeder seinen Beytrag liefern, und wo jeder Waare für sein Bedürfniß finden konnte, beydes ohne viel Mühe und Kosten. In Ansehung der Bequemlichkeit, die dem Wißbegierigen nunmehr durch die Menge und Wohlfeilheit der Bücher verschafft wurde, verhielt sich das Alterthum zu den Zeiten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, wie eine mitten im Lande in unzugänglichen Gebirgen gelegene Stadt, der die Bedürfnisse auf beschwerlichen Wegen durch kostbare Anstalten nur kärglich zugeführt werden können, zu einer am Weltmeer gelegenen Handelsstadt, in deren Hafen täglich eine Menge Schiffe einlaufen, und wo mit jedem

Schiffe der schon gesammelte unermeßliche Vorrath aus allen Theilen der Welt mit einem neuen Zuwachse vermehret wird.

Indessen erfolgte diese große Wirkung der neuen Erfindung bey weitem nicht so geschwind, als man natürlicherweise hätte vermuthen sollen. Die Schuld lag sowohl am schreibenden als am lesenden Theile des Publikums. Beyde waren noch nicht reif genug, die neue Erfindung gehörig zu benutzen. Eigentlich kann man kaum sagen, daß damals schon, ausser den Gelehrten, ein lesendes Publikum existirt habe. Derjenige Theil des Publikums, der sich den Wissenschaften nicht förmlich widmete, war noch ganz und gar nicht zum Lesen gewöhnt. So eine angenehme und leichte Beschäftigung Lesen für denjenigen ist, der es jung gelernt hat, so schwer wird es dem Erwachsenen, der es erst lernen soll. Sodann waren diejenigen Volksklassen, die nicht von der Gelehrsamkeit Profeßion machten, von den Höchsten an bis zu den geringsten, zu sehr an rohe, sinnliche Vergnügungen gewöhnt, als daß sie an feinen Geistesvergnügungen Geschmack hätten finden können. Es mußten also erst neue Generationen so erzogen werden, daß sie fähig wurden, aus der neuen Quelle, die sich eröfnet hatte, Wissenschaften und Vergnügen zu schöpfen.

Unterdessen ist doch Neugier eine allgemeine, sehr mächtige, immer mit gleicher Lebhaftigkeit wirksame Triebfeder der Menschen, und der Hang zu den Vergnügungen der Einbildungskraft, die das Lesen so reichlich verschaffen kann, ist ebenfalls allgemein und nicht weniger lebhaft; denn er ist im Grunde mit der Neugier einerley. Hätten sich also nur Schriftsteller gefunden, die sichs zum Zweck gemacht, und die zugleich es verstanden hätten, diese Neigungen der Menschen auf eine vernünftige

Art

Art zu befriedigen; so hätten große Fortschritte zur wahren Aufklärung in wenig Jahren geschehen können. Aber auch solche Schriftsteller mußten erst noch gebildet werden. Um unter einer Nation einen lebhaften Geschmack am Lesen zu verbreiten, werden Schriftsteller erfodert, die entweder durch ihren Vortrag oder durch die Sachen, die sie vortragen, die Leser mächtig an sich ziehn. Zu jener Klasse gehören die Dichter und die übrigen Schriftsteller, die durch die Zauberkraft der Darstellung die Seele des Lesers in erdichtete Welten, worin sie lieber verweilt als in der wirklichen, zu versetzen wissen. Solche Schriftsteller aber hat eine Nation blos einem zufälligen Glücke zu danken. Italien hatte schon, ehe die Buchdruckerkunst erfunden wurde, seinen Dante, seinen Petrarca, seinen Boccaz. In unserm Deutschlande war noch kein Genie dieser Art aufgestanden. Doch von dieser, zur Geisteskultur so stark mitwirkenden Klasse von Schriftstellern soll im folgenden Kapitel gehandelt werden. Hier reden wir blos von der zweyten Klasse, von den Schriftstellern, die sich darauf einschränken, den Verstand des Lesers aufzuklären und ihn mit nützlichen und wichtigen Kenntnissen zu bereichern.

Die zu dieser Klasse gehörigen Schriftsteller fuhren anfänglich fort, blos für die Gelehrten zu schreiben. Man weiß aber, daß die damaligen Gelehrten sich, im Ganzen genommen, weniger um gemeinnützige, als um seltne, sonderbare Kenntnisse bewarben. Langsam entstanden Männer, welche anfiengen einzusehn, daß es Kenntnisse giebt, die auch den nicht gelehrten Ständen mitgetheilt zu werden verdienen, und daß durch diese Mittheilung erst der wahre Zweck der Wissenschaften erreicht, die allgemeine Glückseligkeit befördert, und der Geist der Nation aufgeklärt und verschönert wird.

Den rohesten Menschen interessirt es, wenn ihm etwas von den Seltenheiten andrer Länder, von den Gebräuchen fremder Völker, von Merkwürdigkeiten der Thiere, der Pflanzen, der Gestirne, von Dingen die seine Gesundheit betreffen, von außerordentlichen Staatsrevolutionen, von den Schicksalen der Großen dieser Erde erzählt wird. Auf diesen Hang der Menschen nahmen die ersten Bücherschreiber nach der Erfindung der Buchdruckerkunst Rücksicht. Reisebeschreibungen [79]), Geschichtbücher, Kräuterbücher, Kalender mit Gesundheitsregeln, mit Nachrichten von Sonnen= und Mondfinsternissen und andern Begebenheiten am Himmel [80]), dieses ungefehr waren die ersten Gattungen von Büchern, die für das Volk gedruckt wurden.

Allein der menschliche Verstand wird bey ganzen Völkern eben so, wie bey dem einzelnen Menschen, stufenweise entwickelt. Bey jenen wie bey diesem äussert er sich lange Zeit blos durch eine gewisse Neugier, die nach keinem bestimmten Zweck geordnet, von keiner Urtheilskraft begleitet wird. Sie sucht immer nur etwas Neues, etwas außerordentliches. Sie war es die den Menschen zuerst trieb, die Natur in ihren Kräften zu beobachten. Aber

79) Keine andre Art von Lectüre ist so allgemein interessant und anziehend, als Reisebeschreibungen. Sie waren die ersten gemeinnützigen Werke, die durch die Buchdruckerkunst unter den nichtgelehrten Volksklassen in Umlauf kamen. Auch wurden sie häufig gedruckt. Tuchers Reisebeschreibung nach dem gelobten Land wurde in vier Jahren viermal aufgelegt: Zu Augsburg 1482 und 1486 in Folio, und zu Nürnberg 1482 und 1483 in 4.

80) Die ersten Kalender dieser Art wurden in Deutschland gedruckt. S. Möhsens Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg.

Aber sie war es auch, die ihn nur ungewöhnliche Erscheinungen bemerken ließ; unbekümmert um das, was täglich geschieht, spürte er, ihr zu gefallen, nur Seltenheiten und Wunder auf.

Aus diesem Gange des menschlichen Geistes, aus dieser frühen, rastlosen Geschäftigkeit der Neugier, ehe noch Vernunft und Urtheilskraft völlig entwickelt sind, muß die Entstehung der Astrologie, der Magie und der ganzen Brut abergläubiger Meynungen und Künste, die Jahrtausende lang unter allen Völkern so viel Anhänger gefunden haben, erklärt werden.

In diesem Jünglingsalter, in Ansehung der Aufklärung, befand sich die deutsche Nation, als die Buchdruckerkunst erfunden wurde. Eine noch nicht von Urtheil und Vernunft gehörig gelenkte Wißbegierde war es eigentlich, was damals diejenigen Gelehrten, die bey ihrem Studieren etwas mehr als ihre Beförderung zu Aemtern oder ihr Fortkommen zur Absicht hatten, zur Beschäftigung mit den Wissenschaften antrieb, und was die übrigen Klassen allmälig zum Lesen reizte. Aus diesem gemeinschaftlichen Hange der Bücherschreiber sowohl als der Leser in den ersten Zeiten entsprang die unglückliche Folge, daß die neuerfundne Kunst lange dazu dienen mußte, abergläubige Meynungen unter dem Volke mehr auszubreiten und zu befestigen, als auszurotten, und vernünftige Kenntnisse in Umlauf zu bringen. Gleich die ersten Kalender, die so viel zur Aufklärung hätten beytragen können, dienten vielmehr dazu, dem ganzen Wuste astrologischer, physikalischer und andrer abergläubiger Meynungen neuen Glauben zu verschaffen [81]); denn wie hätte das

81) S. Möhsens angeführtes Buch.

Volk nicht glauben sollen, was so hochgelehrte Männer drucken ließen?

Dieses Uebel indessen würde durch die heilsameren Wirkungen der neuen Kunst allmälig vertilgt seyn. Es würden sich mit der Zeit Schriftsteller gefunden haben, die den wahren Nutzen des Volks beherziget, den Aberglauben bestritten, und die Herrschaft der Vernunft erweitert hätten. Durch Beobachtung dessen, was durch Bücher gewirkt werden kann, würden die Schriftsteller allmälig gelernt haben, solchen Inhalt zu ihren Schriften zu wählen, und diesen Inhalt so auszuführen, daß sie dadurch die nützlichsten und edelsten Zwecke befördert hätten. Auf der andern Seite wäre der Geschmack des Publikums allmälig geübt worden, und man hätte es je länger je weniger wagen dürfen, auf seinen Beyfall Anspruch zu machen, wenn man ihm nicht nützliche und erwiesene Wahrheiten hätte vorlegen können. Die Schriftsteller und das Publikum würden einander mit der Zeit gebildet haben.

Allein diese so herrlichen Wirkungen der Buchdruckerkunst zur Aufklärung der Völker wurde durch verschiedne Ursachen in einigen Ländern ganz vereitelt, in andern wenigstens aufgehalten. Ein Hinderniß, daß jene schönen Früchte in langer Zeit nicht sichtbar wurden, war der Eigennutz der Buchhändler, und, wir können es nicht läugnen, auch zum Theil der Schriftsteller. Diese fröhnten lieber dem herrschenden, wenn gleich falschen Geschmack des Publikums, damit sie ihren Werken desto größern und geschwindern Absatz verschafften, als daß sie sich um die Verbesserung und Verfeinerung dieses Geschmackes hätten bekümmern sollen.

Von dem großen Haufen der Verleger konnte man wohl keine bessere Denkungsart erwarten, ob gleich mit der Zeit recht edelgesinnte Männer unter ihnen entstanden, dergleichen in unserm Deutschlande Frobenius war, der würdige Freund des selbst so aufgeklärten, und zur Beförderung allgemeiner wahrer Aufklärung so wirksamen Erasmus. Den Frobenius beseelte die edle Ruhmgier, sich durch schönen Druck nützlicher vorzüglicher Schriften auch um die Nachwelt verdient zu machen. Eigennutz hingegen war die Triebfeder der meisten andern Verleger, und schändliche Gewinnsucht erzeugte schon damals freche Nachdrucker, gegen die sich redliche Verleger durch kaiserliche Privilegien zu schützen suchten. Das erste Privilegium dieser Art ist, so viel ich weiß, dasjenige, welches Kaiser Maximilian der I. einer von Conrad Celtes errichteten gelehrten Gesellschaft, über die Werke des Celtes, und über die der Roswitha, auf zehn Jahr ertheilte [82]).

Ein viel größeres, und den Fluch des ganzen Menschengeschlechts verdienendes Hinderniß, daß die wohlthäti-

82) So steht am Ende des Werks: Impressum Norimbergae sub privilegio Sodalitatis Celticae a Senatu Rhomani Imperii impetratae (soll impetrato heißen) anno quingentesimo primo supra millesimum. Von gedachter Gesellschaft wird im eilften Kapitel mehr Nachricht gegeben. In dem Privilegio wurde der Nachdruck blos in den Reichsstädten verboten, wie Celtes, in der Zuschrift an den Churfürsten Friedrich von Sachsen vor den Werken der Roswitha erwehnet: dato etiam a Caesareo Senatu privilegio, ne quis hanc et alia exemplaria impressa in *decem annis* post me et Sodales meos in *liberis et imperialibus* urbibus imprimere audeat sub certa et debita mulcta. Unter dem Senatu Imperii Romani oder Caesareo muß das damalige Reichsregiment verstanden werden.

thätigen Wirkungen der Buchdruckerkunst in einigen Ländern zurückhielt, in andern sogar ganz vernichtete, wurde von einer gewissen Klasse von Leuten erdacht, die sich frecherweise eine despotische Herrschaft über den Verstand der Menschen hat anmaßen wollen. Wenn es jemals einen Fall gab, wo die Vermuthung entstehen konnte, daß ein gewisser gegen das menschliche Geschlecht feindseliger Geist der Vorsehung entgegen arbeite, und alles, was sie zur Beförderung der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen veranstaltet, zu zerstören oder doch zu verderben suche; so traf dieser Fall ein, als Papst Alexander der VI. dieser mit allen Lastern der Ungerechtigkeit und der Wohllust so sehr befleckte, und dennoch von einer abergläubigen Welt, als ein Repräsentant der Gottheit, verehrte Mensch, zuerst bey Strafe des Bannes befahl, daß kein Buchdrucker ein Buch anders, als nach vorgängiger Censur seines Bischofs drucken sollte, welche Verordnung nachher von Leo dem X. unter geschärften Strafen verschiednemal erneuert wurde [83]). In Deutschland bestellte Churfürst Berthold von Mainz, dieser in andern Absichten einsichtvolle Mann, 1486 zuerst in seiner Diöcese einen Censor der zu druckenden Bücher [84]).

83) A. D. Segeri Diss. de publica rei litterariae tutela. Lips. 1740.

84) S. Beckmanns Geschichte der Erfindungen I St. p. 101 etc. Indem ich mich so sehr gegen diejenige Censur erkläre, die das eigentliche Denken betrift, muß ich doch hinzufügen, daß ich zu sehr ein Freund guter Ordnung bin, um nicht eine Censur, die blos persönliche Beleidigungen und das Verderben der Sitten verhüten soll, für ein sehr nöthiges Stück einer weisen Policey zu halten. Das allgemeine Wohl der Menschen erfodert aber, die Grenzen, über die sich diese Censur nie hinauswagen muß, aufs genaueste zu bestimmen.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Inhalt.

Wie und wodurch große Dichter zur Kultur einer Sprache, mithin zur Geisteskultur eines Volkes beytragen — Durch die gewaltsame Einführung der christlichen Religion wurden die vaterländischen Lieder, deren Inhalt doch unschuldig war, verdrungen — Karl der Große that etwas zur Erhaltung dieser Lieder — Nachtheilige Folgen von der Unterdrückung der alten Nationalpoesie — Langsamer Gang der Sprachkultur, wenn kein Schriftsteller von Genie sie befördert — Die schwäbischen Dichter, der Freydank u. s. w. waren keine Dichter von dem Range, daß sie zur Kultur der deutschen Sprache viel gewirkt hätten.

Geisteskultur und Kultur der Sprache sind dergestalt von einander abhängig, daß die eine nicht kann ohne die andre befördert werden. Entscheidend für den geschwindern oder langsamern Gang dieser sowohl als jener ist der Umstand, ob wahre poetische Genies unter einer Nation auftreten oder nicht. Es ist nicht genug, daß ein Volk eine bildsame und angenehm tönende Sprache rede, und daß ihm Anlage zu Geist und Gefühl gegeben sey. Wenn jene Sprache und diese Anlage sollen entwickelt werden, so muß ein poetisches Genie entstehn, an dessen Werken die Nation ihren Geist und ihr Gefühl üben, und an dem es die ganze Zauberkraft der Sprache, vermittelst der Worte jede Idee, die man will, bey andern hervorzubringen, lernen kann. Dazu sind Werke nöthig, deren unwiderstehlicher Reiz unaufhörlich tausend und aber tausend Leser an sich ziehe, und deren Reichthum und Mannichfaltigkeit an Begriffen und Vorstellungen dem Leser eine Uebersicht des erstaunenden Umfangs

fangs menschlicher Gedanken verschaffe, und ihn von der Wichtigkeit der Kunst, vermittelst der Sprache das Gebiet des Denkens und Gefühls zu kultiviren, überzeuge. Ein einziges wahres Genie ist hinreichend, diese große Wirkung bey einem Volke hervorzubringen. Wo es gänzlich an solchen Schriftstellern fehlt, da wird die Sprache nur sehr langsam zur Vollkommenheit gelangen. Sie wird nur fortkriechen, wenn sich hingegen die Sprache jenes glücklichern Volkes, dem ein Homer, ein Dante verliehn wurde, mit Adlersflügeln zur Vollkommenheit erhebt.

Wahre Poesie muß, selbst unter einem Volke das sich sonst noch nicht mit Wissenschaften beschäftigt, nothwendig folgende Wirkungen hervorbringen. Sie macht aufmerksam auf die Natur, auf alle ihre mannigfaltigen Scenen, die großen, die rührenden, die erhabnen, die sanften; sie lehrt die mannigfaltigen Eindrücke unterscheiden, und jeden Eindruck mit einem angemeßnen Worte bezeichnen; dadurch übt und verfeinert sie das Gefühl; durch die Stärke und durch die Harmonie des Ausdrucks prägt sie Gesinnungen des Edelmuths, der Menschlichkeit, des tugendhaften Stolzes, der Freundschaft, kurz alle die Gesinnungen, die den Charakter eines Menschen veredlen, in das Herz des Hörers oder Lesers; sie übt also und verfeinert den moralischen Sinn; sie bringt die neuen Bemerkungen des Dichters, die entweder die Werke der Natur oder das Leben und Thun der Menschen betreffen, in Umlauf, die jungen Leser sammeln sich früh durch die Lesung eines solchen Dichters einen Schatz von Erfahrungen, von Begriffen der verschiednen Charaktere der Menschen, ihre Leidenschaften und verschiedne Arten zu handeln betreffend; einen Schatz von psychologischen Kenntnissen, und sie erwerben sich zugleich eine Fertigkeit des

Ausdrucks. Zur Entwickelung der Einbildungskraft und des Empfindungsvermögens der Italiener trugen wahrscheinlich ihre Dichter mehr bey, als ihr Klima. Durch die beyden großen Dichter, Dante und Petrarca, wurde die italienische Sprache früher, wie irgend eine andre in Europa, ausgebildet. Es war eigentlich eine Provincialsprache, worin sie schrieben, aber sie schrieben darin so schön, daß jedermann die Sprache würdig fand, allgemeine Sprache der Nation zu werden.

Deutschland war so glücklich nicht. Ihm wurde kein solches Genie verliehn. Diese einzige Ursache ist hinreichend, zu erklären, warum es mit der Ausbildung der deutschen Sprache so langsam gieng. Man weiß, wie spät erst der große Mann auftrat, der so schrieb, daß jeder so wie er zu schreiben wünschte, es ist ebenfalls bekannt, welch einen hohen Schwung die Sprache seitdem genommen hat.

Aber woran lag es denn, daß nicht schon unter unsern Vorfahren früh solche Männer entstanden? Nicht an der Natur; ihre Freygebigkeit war nie auf gewisse Zeiten oder Oerter eingeschränkt. Wenn man gleich eine gewisse Verschiedenheit schon in den natürlichen Verstandesanlagen der Menschen annehmen muß, so ist diese doch nie so groß, daß man behaupten müßte, gewisse Genies würden etwa nur alle Jahrhunderte geboren. Nein, geboren werden ihrer vielleicht alle Tage; aber gehörig entwickelt und zur Vollkommenheit gebracht wird nur selten eins; denn dazu werden zufällige Umstände erfodert, die nur selten zusammentreffen.

Ein sehr unglücklicher Umstand für das deutsche Genie war die gewaltsame Art, wie das Christenthum in Deutschland eingeführt wurde. Die ganze Vorstellungsart

art der Nation, die schon seit so viel Jahrhunderten eine ihrer Lage und ihren Umständen angemeßne Richtung bekommen hatte, wurde durch Zwangmittel unterdrückt, und ein ganz fremdes System von Vorstellungen und Begriffen, selbst von Empfindungsarten wurden ihr aufgedrungen.

Schon hatten die Deutschen, von der Natur getrieben, seit vielen Jahrhunderten ihre eignen Empfindungen in Tönen, die die Natur sie lehrte, ausgedrückt. Schon sangen sie Lieder der Liebe auf waldichten Hügeln, an schattichten Quellen. Schon belebten sie die Freuden eines Mahles mit scherzhaften Liedern, oft spottenden Inhalts. Schon feuerten sich ihre Jünglinge durch Loblieder auf alle Helden zur Verrichtung edler Thaten an. Unglücklicherweise wird eine fremde Religion unter ihnen eingeführt. Unglücklicherweise, sage ich, nicht in Hinsicht auf diese Religion selbst, ob sie gleich von ihrer ursprünglichen, wohlthätigen Bestimmung sehr abgewichen und ausgeartet war; sondern in Hinsicht auf die Art, wie sie eingeführt wurde: es geschah mit dem Schwerte. Diese neue Religion untersagte den Deutschen aufs strengste jene unschuldigen Früchte der Muße, der Liebe, der Freude und der Vaterlandsliebe. Das Singen dieser Lieder wurde für ein Verbrechen, die Lieder selbst, Eingebungen unschuldiger Herzen, untadelhafter, vielleicht gar lobenswürdiger Empfindungen, wurden für Teufelslieder [85]) erklärt. Nun wurde eine gewisse Idee von Fröm=

85) Insbesondre suchte der christliche Religionseifer die Lieder zu vertilgen, die bey den Gräbern der Helden und der großen Männer gesungen wurden. Freylich mußte ein Theil des Inhalts dieser Lieder damaligen Christen äußerst anstößig seyn, weil diese fest glaubten, Wodan und andre Götter, die in diesen Liedern genannt wurden, wären der Teufel selbst gewesen, der

Frömmigkeit herrschend, die, so viel Gutes sie auch sonst stiften mochte, doch als die Verfolgerin und langsame Mörderin der alten vaterländischen Dichtkunst betrachtet werden muß. Zwar siegte die Natur noch zuweilen über diese Ausländerin, die sich der Herrschaft über die Empfindungen einer ganzen Nation gewaltsamerweise angemaaßt hatte. Fürsten und Fürstinnen gönnten dem Sänger vaterländischer Lieder zuweilen noch ein gefälliges Gehör, und empfanden dabey ein Vergnügen, das sie aber kaum halb durften ausbrechen lassen, weil es ihnen Vorwürfe von den Dienern jener neuen Religion zuzog. Diese brachten es in der That dahin, daß kein Deutscher fernerhin ein Lied zum Andenken der großen Vorfahren seiner Nation öffentlich anstimmen durfte. Wer seinem Herzen die Befriedigung nicht versagen wollte, das Andenken eines alten Helden durch Absingung eines Liedes zu feyern, der mußte sich in die Schatten der Nacht in abgelegnen Hainen verbergen. Es gelang den Dienern der damals schon sehr verdorbnen christlichen Religion die Barden selbst, die Dichter und Sänger jener Lieder in Verachtung zu bringen, und Männer, die von Seiten des Geistes betrachtet, vielleicht den großen Haufen christlicher Geistlichen weit hinter sich zurück ließen, die bey den Vorfahren in der größten Achtung gestanden hatten, die dem Könige und Helden in der Schlacht zur Seite standen, und bey Siegesfesten die Seele der Gesellschaft waren, Männer, die als die Aufbewahrer vaterländischer Thaten, als die Darsteller der Nationaldenkungs- und Em-

der sich unter diesen Namen von den verblendeten Deutschen hätte anbeten lassen. Uebrigens dienten doch diese Lieder eigentlich zur Erinnerung wirklich großer Thaten und enthielten wahrscheinlich manche große Gesinnung von Liebe des Vaterlandes, von Verachtung des Todes u. s. w.

Empfindungsart mußten angesehen werden, diese Männer wurden entehrt, wurden zum Pöbel hinabgestoßen, wurden für würdig gehalten, nur den großen Haufen zu belustigen. Kein Wunder, daß der Geist dieser unschuldig Unterdrückten mit niedergedrückt wurde, und daß mit der Entehrung ihres Standes auch ihre Muse ihre Würde verlor. Kein Wunder, daß diese Klasse von Menschen, aus der Griechenlands Homer entsprang, bey den Deutschen so ausartete, daß sie zuletzt nur Meistersänger hervorbrachte.

Eine kurze Zeit schien ein günstigeres Schicksal über die alten Bardenlieder walten zu wollen. Karl der Große gab Befehl sie aufzuschreiben. Selbst ein Held empfand er vielleicht, wie sehr es Ungerechtigkeit und Undank gegen so manchen Helden der grauen Vorzeit wäre, die ihnen gewidmeten Denkmäler, es sey mit Fleis, es sey aus Nachläßigkeit, untergehen zu lassen. Vielleicht sympathisirte er zu sehr mit den Vollbringern großer Thaten, um ihnen den Lohn zu entziehn, den er selbst von der Nachwelt erwartete. Vielleicht hatte er selbst diese Lieder in seiner Jugend gehört, vielleicht selbst gesungen, und war sich bewußt, daß die Eindrücke, die sie auf ihn gemacht, die Gesinnungen, die sie ihm eingeflößt, zur Bildung seines eigenen Charakters beygetragen hatten. Vielleicht machte ihm die Erinnerung mancher Stelle, manches Bildes, manches Gedankens noch Vergnügen. Allein was Karl für diese alten Denkmäler that, war viel zu wenig. Es war eine schwache, schnellvorübergehende Morgenröthe; ihr folgte bald ein langer, finstrer Tag. Mit seinem Tode verschwanden alle günstigen Aussichten für die deutsche Sprache. Sein Sohn und Nachfolger war schon in jungen Jahren so mönchsmäßig fromm, daß er die alten Bardenlieder nicht hören mochte, weil heidni-

sche

sche Götter, oder nach den Begriffen der damaligen Geistlichen, weil Teufel darinnen gepriesen, und die, wie man glaubte, sündlichen Empfindungen der Liebe mit schönen Farben darin gemalt wurden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Abschaffung dieser vom Nationalgeist eingegebner und auf ihn mächtig wieder zurückwirkender Lieder, deren Absingung sonst die festlichen Zusammenkünfte unsrer Vorfahren beseelte, die allmählige Abnahme des Nationalgeistes selbst, und der Haupttugenden, die er einflößte, der Liebe zum Vaterlande, der edlen Ruhmgier u. s. w. nach sich zog. Denn an die Stelle der warmen Gefühle, die sonst der Gesang bey frohen Malen erregte, traten nun kalte Vorstellungen, die sich auf weithergeholte Gründe stützten, und für deutsche Herzen wenig Interesse haben konnten. Wenn die Barden sonst zur Einigkeit ermahnten, so erinnerten sie Tuiskos Söhne an das gemeinschaftliche Vaterland. Wenn man hingegen nach dem Abgange der Barden Eintracht unter den verschiednen deutschen Völkern bewirken wollte, so wurden die Gründe von dem Ruhme, den sich die Nation durch die erlangte Kaiserwürde erworben hätte, und dem sie zu erhalten suchen müßte, hergenommen; Gründe, bey denen die wenigsten etwas denken, und bey denen nur diejenigen, die selbst Hoffnung hatten einmal Kaiser zu werden, oder vom Kaiser Lehne zu erhalten, angenehme Aussichten haben konnten.

Für diese allmälig in Vergessenheit gerathende Nationallieder war der lateinische Gesang beym Gottesdienst, ungeachtet aller seiner Pracht und Feyerlichkeit ein schlechter Ersatz. Aug und Ohr wurden betäubt; das Herz blieb leer. Ein schlechter Ersatz waren die gereimten Uebersetzungen aus der Bibel. Sie waren die todte Frucht mühsamer Anstrengung; sie hätten schon daher auf Herz

und Einbildungskraft keine Wirkung thun können, wenn auch ihr Inhalt der Art zu denken und zu empfinden, die die Nation von ihren ersten Vätern her geerbt hatten, angemeßner gewesen wäre.

So wurde also durch die gewaltsame Einführung der christlichen Religion ein Hauptmittel zur Kultur zurückgesetzt; die Ausbildung nemlich der Sprache durch Nationallieder, die auf den Geist und den Charakter der Nationen so mächtigen Einfluß haben, wurde verhindert; die Quelle, aus der sich große Gedanken, lebhafte Empfindungen, edle Gesinnungen und ein Reichthum von Ideen über eine Nation verbreiten, wurde verstopft: nun wurde die Sprache ärmer und unbiegsamer; der kriegerische Geist, nicht mehr durch sanfte Lehren der Dichter gemildert, artete in wilde Raubsucht aus; die Sitten wurden roher; die alte Gastfreundschaft verlor sich. In den alten Zeiten, da die Römer erst mit Deutschland bekannt wurden, konnte der römische Kaufmann sicher und ungehindert bis an die Küste des baltischen Meeres reisen, der gastfreye Deutsche, statt ihm nachzustellen, bewirthete ihn und that ihm allen möglichen Beystand: in den mittlern Zeiten durfte sich kein Fremder auf deutschen Boden wagen, ohne jeden Augenblick bereit zu seyn, dem ihm auflaurenden Ritter entweder entschloßnen Widerstand zu thun, oder sich auf seine Thürme schleppen zu lassen, wo er entweder im Elende verschmachten oder seine Freyheit theuer erkaufen mußte. So hängt der Charakter eines Volkes, so hängen Nationaltugenden und Laster, zwar von mancherley andern Umständen, hauptsächlich auch von der Kultur der Sprache, oder von dem Succeß ab, womit in einer auf Geist und Gefühl wirksamen Sprache gewisse Begriffe, Empfindungen und Gesinnungen verbreitet werden.

Man würde mich zu sehr mißverstehen, wenn man aus dem bisher Gesagten folgern wollte, daß ich überhaupt die christlichen Religionsbegriffe und Empfindungen für unverträglich mit dem Geiste wahrer Dichtkunst hielte. Ich weiß zwar, daß Männer von großem Ansehn in der Litteratur so geurtheilt haben. Johnson verwarf alle religiöse Poesie. Allein ich bin weit entfernt diese Meynung zu unterschreiben. Ohne mich auf die schönen und erhabnen Gedichte zu berufen, die wir über religiöse Gegenstände wirklich besitzen, glaube ich aus der Natur der Sache behaupten zu müssen, daß man der Poesie eines ihrer fruchtbarsten Gebiete rauben würde, wenn man ihr alle diejenigen Begebenheiten, Gegenstände und Empfindungen, die sich auf die Religion beziehn, untersagen wollte, und daß man hingegen der Religion ein wichtiges Hülfsmittel zur Erreichung ihrer Endzwecke, zur Veranlassung würdiger Vorstellungen von Gott und seinen Werken, und zur Erweckung solcher Gesinnungen, als diesen Vorstellungen gemäß sind, entziehen würde, wenn man ihr nicht erlaubte, sich dazu der Dichtkunst zu bedienen.

Ich behaupte nur, daß die gewaltsame Verdrengung des seit viel Jahrhunderten angeerbten Systems von Vorstellungen und Empfindungen in der vaterländischen, ursprünglichen Dichtkunst, in den Gesängen der Barden, — daß die Strenge, womit aller Gesang zum Andenken alter Helden oder zärtlichen Inhalts für sündlich erklärt wurde, — daß die Verachtung der Barden, ihre Verbannung von den Höfen, ihre Ausstoßung aus den Zusammenkünften der Edlen, den Geist der vaterländischen Dichtkunst ganz ersticken mußte. Jahrhunderte mußten hingehen, eh die christlichen Begriffe, Vorstellungen und Empfindungen der Nation geläufig genug,

einheimisch genug werden konnten, um für Nationalpoesie brauchbar zu werden; daß aber endlich auch die damalige, so sehr verdorbne christliche Religion nicht dazu gemacht war, selbst bei dem größten Genie würdige Vorstellungen und Empfindungen zu erwecken. Ihre Vorstellungen von Gott und den göttlichen Eigenschaften waren klein, niedrig und anstößig; die Legenden, die die Stelle wahrer Religionsgeschichte vertraten, waren abgeschmackt, und die Gesinnungen, die die Lehrer der Religion einzuflösen suchten, die Art Reue über vermeinte begangne Sünden, der Haß gegen vermeinte Sünder, Ungläubige und Ketzer, die beständigen Erinnerungen an eine vermeinte Verdorbenheit der menschlichen Natur, die Furcht vor einer Hölle, und diese Furcht damals das Hauptmotiv zur Vermeidung böser Handlungen, alle dergleichen Gesinnungen, sage ich, waren gerade das Gegentheil von den schönen Gesinnungen und Empfindungen, die allein einen wahren Dichter begeistern können.

Ich halte es für überflüßig weiter zu untersuchen, warum in den folgenden Jahrhunderten kein Genie auftrat, das für die deutsche Sprache das geworden wäre, was Homer und Petrarca, für die Griechische und für die Italienische wurden. Angenehm und lehrreich ist es, wenn ein Genie entsteht, die zufälligen Umstände zu erforschen, die zu seiner Ausbildung beytrugen. Aber wenn unter einem Volke kein Genie aufblüht, die Ursachen, warum dieses nicht geschah, aufsuchen zu wollen, ist eine zweck- und endlose Arbeit.

Wenn eine Sprache nicht so glücklich ist, daß solch ein Genie sie bearbeitet, so mögen immerhin Männer von Verstande, von Gelehrsamkeit und Arbeitsamkeit sich noch so ernstlich mit ihr beschäftigen, sie wird in Jahrhun-

hunderten nicht zu der Biegsamkeit, zu der Festigkeit, zu den Reichthum, zu der Schönheit gelangen, die eigentlich die großen Vorzüge einer kultivirten Sprache ausmachen. Denn die Arbeiten solcher Männer machen bey allem ihren Werth keinen Eindruck auf die Nation; nur ein ernsthafter Gelehrter hie oder da liest sie. Ein einziges Genie hingegen kann einer Sprache alle diese Vorzüge durch ein einziges Werk in dem Zeitraum einer einzigen Generation verschaffen; denn die ganze aufwachsende Generation liest dieses Werk, liest es mit Enthusiasmus, bildet sich nach ihm, lernt aus ihm denken, empfinden, lernt aus ihm seine Sprache.

Ich begnüge mich also blos die Bemerkung zu wiederholen, daß unsrer Sprache bis auf Luthern kein Genie dieser Art verliehen wurde. Die so gepriesnen Dichter des schwäbischen Zeitalters waren mühsame, matte Nachahmer der provenzalischen Dichter[86].

Wenn jemand diese meine Behauptung für parador erklären wollte, so würde ich ihn bitten, mir doch den Dichter jenes so gerühmten Zeitalters zu nennen, der so starke Eindrücke auf sein Zeitalter gemacht hätte, daß alle Welt ihn hätte lesen wollen, daß man seine Sprache nachgeahmt, daß man von ihm Bilder, Gedanken und Ausdrücke entlehnt, daß man nach ihm seinen Geschmack, seine Art zu denken und zu empfinden gebildet hätte. Und

86) Mir sind nur zwey Gedichte aus dem Mittelalter bekannt, in denen man wirklich poetischen und originaldeutschen Geist antrift, das Siegslied auf den König Ludwig, und das Loblied auf den Bischof Anno. Das leztere verdient, nicht blos um seines poetischen Charakters und um der Sprache willen, sondern auch wegen seines Inhalts, von neuem erläutert zu werden. Ich verspare, was ich über beide Gedichte gern sagen möchte, auf eine andre Gelegenheit.

diese großen Wirkungen muß ein Dichter, der Genie seyn will, hervorbringen, oder er muß sich seines Anspruches auf diesen Namen begeben.

Alle Bestrebungen der guten Männer, die nach dem schwäbischen Zeitalter bis zu Maximilian I. deutsche Verse oder Poesie schrieben, alle die wohlgemeinten Versuche der Freydanke, der Trymberge, der Brandte u. s. w. waren ganz erfolglos. Ich weiß, Lessing hielt viel auf den Freydank und auf den Renner. Aber Lessing gestand auch, daß ihre Vorzüge nicht in eigentlicher Dichtungskraft, nicht im Ausdruck der Leidenschaften, nicht in der Harmonie ihrer Verse, sondern im Nachdruck ihrer moralischen Sprüche bestanden [87]). Heißt dieses nicht gestehn, daß ihnen grade das fehlte, was eigentlich den wahren poetischen Charakter ausmacht.

Uebrigens war damals die Nation reif genug sich durch Werke des Genies unterhalten zu lassen. Dieses erhellet aus den vielen Abschriften des Freydanks, der Bonerschen Fabeln und anderer Versuche dieser Art. Auf ein so empfängliches Publikum hätte ein Dichter von wahrem Genie stärkere, allgemeinere und bleibendere Eindrücke machen müssen, als man von irgend einem der damaligen Schriftsteller rühmen kann.

Um keinen Theil der deutschen Kultur sah es zu Maximilians Zeiten so schlecht aus, als um die Sprache; mithin also auch um das feinere Empfindungsvermögen, das ohne Kultur der Sprache keiner Ausbildung fähig ist.

87) Beyträge rc. V. p. 185.

Eilftes

Eilftes Kapitel.

Inhalt.

Veranlassungen, daß die alte Litteratur auch in Deutschland kultivirt wurde — Nachrichten von Rudolf Agricola, von Conrad Celtes und von der durch ihn gestifteten ersten gelehrten Gesellschaft in Deutschland; von Johann Reuchlin und von den Verdiensten dieser Männer um die Litteratur in Deutschland. — In wie weit es nüzlich war, daß die Neuern sich nach den Alten zu bilden suchten.

Die allgemeine Revolution, die mit der Gelehrsamkeit in Europa im funfzehnten Jahrhunderte vorgieng, da man zuerst in Italien und darauf in den übrigen Ländern mit einem gewissen Enthusiasmus die Schriften der Alten studierte und die Schönheiten ihres Vortrages nachzuahmen suchte, hatte auch für Deutschland den Erfolg, daß junge Genies, die den Trieb litterarischer Thätigkeit und Ruhmgier bey sich empfanden, lieber die römische, als die vaterländische Sprache kultivirten. Diese Wahl war ihnen kaum zu verdenken. Beyfall der Kenner ist doch immer das Ziel, wornach ein Schriftsteller von Genie trachtet. Solcher Kenner waren in Deutschland gar zu wenig; Italien war eigentlich das Land, das in dieser Absicht damals den Rang vor allen andern europäischen Ländern verdiente. Sodann bediente man sich der lateinischen Sprache zu den wichtigsten kirchlichen nicht nur, sondern auch politischen Geschäften. Wer daher gut und fertig Latein sprach und schrieb, war zu dergleichen Geschäften vorzüglich brauchbar. Die ersten Männer, die sich in Deutschland durch gute Latinität auszuzeichnen suchten, waren nichts weniger, als Pedanten;

danten; sie suchten und erlangten den Beyfall der großen Welt; das bloße Lob der Stubengelehrten, so reichlich es ihnen auch von diesen gezollt wurde, gab ihnen nur sehr unvollkommne Befriedigung: ihr Latein konnte ihnen damals den Weg zu einer ehrenvollen Aufnahme bey Hofe, zum vertraulichen Umgange mit den Großen bahnen. Wirklich erreichten einige diesen Zweck. Celtes, Peutinger, Cuspinian, Reuchlin machten durch ihr Latein ihr Glück. Sie lebten in der großen Welt; sie wurden zu wichtigen Geschäften gebraucht: Fürsten suchten und liebten ihren Umgang.

Seit dem Petrarca gehörte es in Italien zum guten Ton, elegant Latein zu reden. An den Höfen wurden Redner gehalten, die zu Gesandschaften und Unterhandlungen gebraucht wurden. Da nun in jenen Zeiten die Deutschen aus allen Ständen, von den Fürsten an bis zum geringsten Kanonicus herab, sehr häufig theils ihrer Geschäfte, theils ihres Vergnügens wegen nach Italien reisten, — (Reisen nach Frankreich und England waren noch nicht Mode) — da auch oft angesehne Italiener an deutsche Höfe kamen; so wurde es bald für die deutschen Fürsten ein wichtiges Bedürfniß, Männer an ihren Höfen zu haben, die Deutschlands Ehre in diesem Stücke gegen die Welschen, wie man die Italiener nannte, behaupten konnten. Aber lange hatten die rohen Deutschen keinen Sinn für Freyheit der Gedanken, für Eleganz des Ausdrucks, für schöne Aussprache, feinen Anstand, und für alles das, was den Redner innerlich und äusserlich bildet. Aller ihrer Bestrebungen ungeachtet wurden sie von den Italienern als Barbaren verachtet; ein deutscher Redner war einem Italiener von Erziehung wegen seiner unangenehmen harten Aussprache und wegen seiner

ner rohen Manier unausstehlich[88]. Als Graf Eberhard von Wirtemberg nach Rom reiste, rieth man ihm, den jungen Reuchlin mitzunehmen, weil dieser sich in Frankreich eine feinere Aussprache erworben hatte, da hingegen die Gelehrten, die in ihrer Jugend nicht aus Deutschland gekommen waren, durch ihre häßliche Aussprache bey den Italienern gewöhnlich zum Gelächter wurden. Unterdessen da der eigentliche Rednerposten im Gefolg des Grafen schon besetzt war, so wurde Reuchlin nur auf einen Nothfall mitgenommen. Dieser Nothfall traf ein, als der Papst dem Grafen Audienz gab. Der Redner, der es nur kraft seiner Bestallung war, hielt seine Rede. Aber der Papst und die Kardinäle verstanden sie nicht. Nun mußte der zur Reserve aufbewahrte Reuchlin auftreten; seine Rede wurde nicht nur verstanden, sondern mit Vergnügen und Beyfall angehört, und Reuchlin wurde in ganz Italien von allen Kennern mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen.

Solche Veranlassungen waren es, was junge Leute von Kopf antrieb, sich so eifrig der alten Litteratur zu wid-

88) Gesner erzählt in den Primis Lineis etc. (edit. 1774) S. 117. folgendes hieher gehörige Histörchen. Der Fürst Friedrich von Hohenzollern hielt bey seiner Audienz eine lateinische Rede an den Papst. Wegen seiner rohen Aussprache verstand der Papst ihn nicht, und fragte nach geendigter Rede: Qua lingua uteris, nobilissime Princeps? Der Fürst antwortete: est Latinum Hechingense. Uebrigens wollten die Deutschen den Vorwurf einer schlechten Aussprache nicht auf sich sitzen lassen. Es sey eine männliche Aussprache sagten sie:

Vox habitum mentis cum gestu et pectore prodit;
Vox, quae nil muliebre sonat, sed tota virilis
Martia crassiloquo testatur corda palato.

Conr. Celtes.

widmen. Solche äußerliche Veranlassungen tragen zu Revolutionen in den Wissenschaften mehr bey, als man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Zwar der Natur der Sache nach konnten nicht viele ihr Glück auf diesem neuen Wege machen. Daher verließ auch der große Hause die alte Heerstraße nicht, die sicherer zu Aemtern und Reichthümern führte; sie blieben bey ihrer hergebrachten Scholastik, und sahen auf Sprachkenntnisse und alte Litteratur, als auf brodlose Wissenschaften herab [89]). Die drey Männer, die zuerst in Deutschland die alten Muster mit glücklichem Erfolge nachahmten, waren Rudolf Agricola, Conrad Celtes und Johann Reuchlin.

Rudolf Agricola war auf einem Dorfe bey Gröningen geboren im Jahr 1442 von geringen Eltern. Was ein von Natur richtiger und lebhafter Geschmack vermag, sieht man an diesem Mann. Auf einer Universität, wo man schöne Litteratur kaum dem Namen nach kannte, wo die Scholastik einen ihrer Hauptsitze hatte, den sie daselbst sogar noch im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zu behaupten gewußt hat, zu Löwen bildete sich Agricola durch eigne Lektüre der Alten. Es ist der Mühe werth, wenn man mit seinen Schriften Bekanntschaft machen will, unmittelbar vorher oder nachher ein Werk irgend eines damaligen Scholastikers zur Hand zu nehmen. Welch ein Unterschied zwischen diesem ächten Schüler der Alten und jenen Zöglingen scholastischer Disputir- und Wortkrämerschulen. Unter allen glücklichen Nachahmern der Alten weiß ich keinen, der ihn an richtigem und feinem Gefühl, an scharfem Urtheil und an ungesuchter Eleganz der Sprache überträfe. Er muß ausserdem die Gabe persönlich zu gefallen besessen haben, die Großen, — es versteht sich, die Großen die Sinn für Wissenschaften hatten, — liebten ihn. Als der Herr von

89) Rud. Agricola in epist. ad Barbir.

von Dalburg, von dem gleich mehr wird gesagt werden, Bischof von Worms geworden war, bekam Agricola eine sehr freundschaftliche Einladung von ihm. Agricola, der die Welt und Menschen kannte, der, um nicht abhängig zu werden, manche Anerbietungen, selbst eine vom Kaiser Maximilian ausgeschlagen hatte, nahm die Einladung des Bischofs an. Wirklich lebte er von der Zeit an am Hofe des Bischofs als dessen Freund. Wie er nachher noch Lust bekam, Hebräisch zu lernen, war der Bischof so gütig, daß er nun auch einem bekehrten Rabbi, den Agricola zum Lehrer angenommen hatte, freie Wohnung und freien Tisch gab. Zu Heidelberg, wohin er seinen Bischof oft begleitete, hielt Agricola Vorlesungen über die Alten. Er starb 1485.

Conrad Celtes war im Jahre 1459 zu Schweinefurt in Franken geboren. Sein eigentlicher Familienname hieß Meissel, den er mit dem aus dem Griechischen entlehnten Celtes vertauschte. Er war unstreitig in Absicht auf Umfang, Stärke, Feuer und Thätigkeit das größte Genie unter den Deutschen seiner Zeiten.

Seine Thätigkeit erhellet aus seiner Lebensbeschreibung. Wie er noch zu Heidelberg studirte — (dieses war die zweyte Universität, die er besuchte; vorher war er zu Köln gewesen) entstand hauptsächlich durch seinen Betrieb eine **gelehrte Gesellschaft**, dergleichen vorher noch nicht in Deutschland, außer Einmal am Hofe **Karls des Großen**, gewesen war. Sie nannte sich selbst Societas Litteraria Rhenana. Nachdem er Heidelberg verlassen, besuchte er die Universitäten zu Erfurt, Leipzig und Rostock, wo er selbst durch Vorlesungen die Kultur der alten Litteratur zu befördern suchte. Er sammelte sich dadurch so viel, daß er darauf eine Reise nach Italien machen konnte, wo er zu Bologna Philip Beroaldus den ältern, zu Florenz den Marsilius Ficinus, zu Rom

den

den Pomponius Lätus hörte. Keine Wissenschaft versäumte er, auch die Astrologie nicht, die allgemein Mode war, und mit der er sich viel abgab. Von Venedig ging er nach Ungarn, von da nach Polen. Nach seiner Rükkunft in Deutschland wurde er 1487 zu Nürnberg, wo eben ein Reichstag gehalten wurde, von Kaiser Friedrich III, auf Empfehlung Churfürst Friedrichs von Sachsen, öffentlich zum Poeten gekrönt; eine lächerliche Feyerlichkeit, die man aber als eine ganz ernsthafte, wichtige Sache ansah, seitdem Petrarca den sonderbaren Einfall gehabt hatte, sich seiner Gedichte wegen, wie ein alter römischer Feldherr, auf einem Triumphwagen zu Rom einholen und auf dem Kapitol mit einem Lorbeerkranze krönen zu lassen. Hierauf trat Celtes von neuen eine Reise durch Deutschland an, und besuchte alle damaligen Universitäten, die schon bis zu funfzehn angewachsen waren. Hauptsächlich war der Zweck seiner Reise, theils Urkunden und Schriften zur deutschen Geschichte, theils Stoff zu einer Geographie von Deutschland zu sammlen. Schade ist es, daß er dieses leztere Werk nicht zu Stande gebracht. Seine kleine Schrift über die Verfassung der Stadt Nürnberg beweist, daß er etwas Vortrefliches hätte liefern können. Er soll zehn Jahre auf dieser Reise zugebracht haben. Nachher lebte er eine Weile zu Nürnberg bey seinem Freunde Birkhaimer. Endlich wurde er Bibliothekar und Professor der Dichtkunst zu Wien. Hier wurde, vermuthlich auf seine Veranlassung, bey der Universität eine fünfte, sonderbare Fakultät, nemlich der Poesie und der Mathematik, errichtet. Celtes wurde zum Präsidenten ernannt. Er starb 1508.

Celtes hatte gleich große Talente für die Poesie und für die Prose. In beiden hat er schäzbare Denkmäler hinterlassen. Die feinern Schönheiten des correkten

Agri-

Agricola hatte er nicht, aber mehr Reichthum und Stärke in den Gedanken so wohl als im Ausdruck. Die Vorzüge des Agricola konnten nur von einem schon gebildeten Kenner ganz empfunden und richtig geschätzt werden. Celtes hingegen hatte bey vielen, bey großen dem guten Geschmack anstößigen Fehlern einen Glanz in seinen Gemälden, eine Kraft in seinem Ausdruck, daß er gerade dadurch am fähigsten wurde, bey einer noch rohen Nation, durch starke Eindrücke, die erste Liebe zur schönen Litteratur zu erregen.

Aber nicht blos durch seine Schriften, sondern auch noch durch andre Arten von Thätigkeit scheint mir Celtes einer der Hauptbeförderer der alten Litteratur in Deutschland gewesen zu seyn. Die Reisen eines Mannes von Genie, vor dem der Ruf hergeht, dessen Gegenwart dem Rufe entspricht, die Reisen eines solchen Mannes, wenn er mit Eifer gewisse Gebiete der Wissenschaften zur Kultur empfiehlt, müssen unfehlbar seine Zeitgenossen in Bewegung setzen; alle werden nach den von ihm bezeichneten Gegenden eilen. Hier werden alle arbeiten, hier werden alle ernten wollen. Ich glaube es den Reisen des Celtes mit zuschreiben zu können, daß auf den deutschen Universitäten Vorlesungen über die Alten Mode wurden. Auf seinen Reisen erwarb er sich die Achtung Churfürst Friedrichs von Sachsen. Vielleicht war es zum Theil hievon eine Folge, daß dieser Churfürst, als er nachher die Universität zu Wittenberg stiftete, hauptsächlich gute Humanisten daselbst zu haben wünschte.

Vorzüglich aber war die Errichtung der Rheinischen litterarischen Gesellschaft eine zur Einführung eines bessern Geschmacks in den Wissenschaften, als bis dahin in Deutschland herrschte, sehr nützliche Anstalt. Celtes scheint, wo nicht ihr erster, doch ihr vornehmster und

thätigſter Urheber geweſen zu seyn. So viel von dieſer Geſellſchaft bekannt iſt, war ſie gerade auf den Fuß eingerichtet, der für litterariſche Geſellſchaften der ſchicklichſte und zweckmäßigſte zu ſeyn ſcheint. Das einzige Band, das die Mitglieder vereinigte, war gegenſeitige Freundſchaft, aus gemeinſchaftlichem Verlangen, nützlich zu ſeyn, entſprungen, und auf gegenſeitige Achtung gegründet. Mitglieder dieſer Geſellſchaft waren der Freyherr von Dalburg, nachmaliger Biſchof von Worms, der Freund unſers Celtes, Rudolfs Agricola, Johann Reuchlins, und jedes Mannes, der durch vorzügliche Talente einen Platz neben ihnen verdiente. Bilibald Birkhaimer, der als Staatsmann, als Soldat und als eleganter Schriftſteller eine außerordentliche Erſcheinung in den damaligen Deutſchlande war, nebſt vielen andern zum Theil durch ihren Stand und Rang, zum Theil durch ihre Gelehrſamkeit und Talente ausgezeichnete Männer.

Weit weniger zweckmäßig, unendlich weniger im wahren Geiſte litterariſcher Geſellſchaften war die fünfte Fakultät, oder das poetiſche und mathematiſche Kollegium, das Kaiſer Maximilian 1501 zu Wien errichtete, und zu deſſen Präſidenten er den Celtes ernannte. Dieſes Kollegium ſollte aus zwey Poeten und zwey Mathematikern beſtehen, die Direction ſollte immer mit der Stelle des erſten Poeten verknüpft ſeyn. Die Verbindung der Poeſie mit der Mathematik in einer Fakultät war überhaupt ein ſonderbarer Einfall; noch ſeltſamer war, daß ein Poet das Studium der Mathematiker dirigiren ſollte. Wer zum Poeten gekrönt zu werden wünſchte, ſollte vom erſten Lehrer der Dichtkunſt examinirt, nach Befinden gekrönt, und alsdann von jedermann für einen gekrönten Dichter gehalten werden, auch ſich der ſolchen Dichtern zukommenden Privilegien und Wappen bedienen dürfen.

Dabey

Dabey behielt der Kaiser sich bevor, selbst, wenn es ihm gefiel, jemanden zum Poeten zu krönen. Fast scheint es, daß Celtes um diese Zeit von der Herrschsucht angesteckt war, die auch im Gelehrtenstande so manches Unheil veranlaßt, die so oft einen gelehrten Diktator entstehen macht, der eine gemeinnützige Anstalt ganz von sich abhängig, ganz seinem Vortheile, seinem Ruhme dienstbar zu machen sucht.

Johann Reuchlin, geboren 1455 zu Pforzheim in der Marggrafschaft Baden, zog noch als Jüngling durch Annehmlichkeiten seiner Person und seines Geistes Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde dem jungen Marggrafen, wie dieser Studirens wegen nach Paris gieng, als Gesellschafter mitgegeben. Zu Paris machte er mit der griechischen Litteratur Bekanntschaft. Er hatte den Muth, die Scholastik zu verachten, und zum Aristoteles, als zur Quelle selbst, zu gehn. Da man in jenen Zeiten noch keine griechischen Bücher druckte, die griechische Litteratur aber in Frankreich schon viel Liebhaber gewann, so wurde das Abschreiben griechischer Bücher ein Mittel des Erwerbs für ihn. Er kam in seinem zwanzigsten Jahre nach Deutschland zurük, in der Hoffnung durch sein Griechisch sein Glück zu machen. Den ersten Versuch machte er zu Basel. Aber niemand hatte Lust zum Griechischen. „Was sollen wir damit?“ sagte man, „die Griechen sind ja Schismatiker.“ Nach vier in dieser Absicht verlornen Jahren gieng er wieder nach Frankreich, wo er zu Orleans und Poitiers mit vielem Beyfall lehrte und seine Anfangsgründe der griechischen Sprachlehre herausgab. Zu Poitiers wurde er Doctor der Rechte. Sein Name war nun schon so berühmt, daß, als Graf Eberhard von Würtemberg die neue Universität zu Tübingen stiftete, Reuchlin mit berufen wurde. Vaterlands-

landsliebe, und die Aussicht sich um dasselbe durch Einführung eines bessern Geschmacks im Studieren verdient zu machen, bewogen ihn den Ruf anzunehmen, ob ihn gleich die einige Jahre vorher gemachte Probe hätte abschrecken können. Bald darauf begleitete er den Grafen auf der Reise nach Rom. Oben ist die Veranlassung dazu schon angeführt. In Italien erwarb er sich die Achtung aller Kenner, und von einigen Freundschaft. Unter diesen war der bekannte Hermolaus Barbarus, der sich um den ältern Plinius so verdient gemacht. Dieser wollte, daß Reuchlin seinen deutschen unharmonischen Namen in den griechischen Kapnio verwandeln sollte. Obgleich solche Namensänderungen bey deutschen Gelehrten damals sehr gewöhnlich waren, so glückte es doch mit dieser nicht. Nach der Rükkunft aus Italien wurde Reuchlin von seinem Grafen in Geschäften gebraucht und an Kaiser Friedrich III. gesandt, der ihm den Adel ertheilte. Am Hofe des Kaisers machte er mit einem daselbst angestellten jüdischen Arzte Bekanntschaft, von dem er hebräisch lernte. Jezt suchte er das Studium dieser Sprache eben so eifrig, als das der griechischen, zu befördern. Bis dahin war seine Laufbahn glücklich, von der Zeit an aber abwechselnd, meistens unruhig und sorgenvoll. Nach dem Tode des aus einem Grafen zu einem Herzoge erhöhten Eberhard wurde er in Händel verwickelt, die ihn nöthigten, bey dem Pfalzgrafen Philip Schuz zu suchen. In dessen Geschäften gieng er nach Rom, wo er ein Jahr blieb, und, so wie immer bey allen seinen Beschäftigungen andrer Art, das Studium der griechischen und hebräischen Sprache fortsezte. Nach seiner Rükkunft von Rom wurde er vom Herzog Ulrich von Würtemberg berufen, wurde zu einem schwäbischen Bundesrichter ernannt, und war nun wieder auf eine Zeitlang glücklich; denn die berühmte Pfefferkornische Streitigkeit, von der

gleich

gleich mehr gesagt werden soll, konnte die Ruhe eines Mannes von Reuchlins Denkungsart wohl nicht stören. Wie aber Herzog Ulrich vom schwäbischen Bunde vertrieben wurde, war es auch mit Reuchlins Glück vorbey. Er wurde eine Weile gefangen gehalten, und sein Vermögen eingezogen. Nachdem er seine Freyheit wieder erlangt hatte, nahm er eine Professorstelle der griechischen und hebräischen Sprache zu Ingolstadt an. Die Pest nöthigte ihn bald nach Tübingen zurück zu gehn, wo er zwar das Seinige, auch seine Bücher wieder bekam, allein zu spät, als daß er, dessen Geist und Körper durch so viel Widerwärtigkeiten und durch sein Alter gelitten hatten, noch viel Gebrauch davon hätte machen können. Er starb 1522.

An Umfang und Stärke des Genies war ihm Celtes überlegen; Agricola übertraf ihn an feinem und richtigem Geschmack. Aber Reuchlin hatte eigne Verdienste. Sie mögen in seinem Umgange noch sichtbarer gewesen seyn, als in seinen Schriften. Aber auch diese waren reich genug an Inhalt, reich genug an Schönheiten, um in jenen Zeiten viel Eindruck zu machen, und zum Theil auch jetzt noch nicht ohne Vergnügen gelesen zu werden. Er hat einen leichten Witz, eine angenehme satyrische Ader, einen zwar nicht polirten, aber oft glücklichen Ausdruck. Sein Hauptverdienst war, daß er zuerst einsah, wie wichtig es für einen Theologen ist, die Bibel in den Grundsprachen zu studiren; wie wichtig für einen Philosophen, die Geschichte des menschlichen Verstandes, mithin die Geschichte der griechischen Philosophie aus den Werken der Philosophen selbst kennen zu lernen; wie wichtig es endlich überhaupt in allem ist, was zur Kultur gehört, gute Muster vor Augen zu haben, folglich die Werke der Griechen und Römer, als der beiden einzigen Völker,

die damals zu Mustern dienen konnten, nie aus der Acht zu lassen. Als Churfürst Friedrich von Sachsen die Universität zu Wittenberg gestiftet hatte, schrieb er 1518 an Reuchlin, daß er ihm tüchtige Männer zu Lehrern des Griechischen und Hebräischen vorschlagen möchte. Reuchlin antwortete in einem deutschen Briefe, dieses Vorhaben des Churfürsten würde ihm ewigen Ruhm erwerben. Er vergleicht den Churfürsten mit dem Prometheus und nennt ihn einen Stifter der wahren Menschlichkeit. „Die „Sophisten," fährt er fort, „haben uns bis dahin zum „Schaden der Kirche am Narrenseil geführt, daß wir „nicht haben aus Mangel der Sprache zur Weisheit der „Alten kommen können." 90). Uebrigens wußte Reuchlin nur drey Männer in Deutschland, die er zu Lehrern des Hebräischen empfehlen konnte. Es ist bekannt, daß auf seinen Vorschlag sein Vetter, der damals noch junge Melanchthon nach Wittenberg berufen wurde.

Einen wesentlichen Dienst leistete Reuchlin der biblischen Litteratur, diesem so wichtigen Theile nützlicher Gelehrsamkeit, von dem es zu wünschen ist, daß sein Einfluß auf andre interessante menschliche Wissenschaften, nie verkannt werde, als er sich dem bekannten Plan widersetzte, den der bekehrte Jude Pfefferkorn in Verbindung mit dem berufenen Ketzerrichter, Hoogstraten zu Köln, ausgedacht hatte, den Juden in ganz Deutschland alle ihre hebräischen Schriften abzufordern und zu verbrennen, unter dem Vorwande, daß diese Schriften voll Lästerungen gegen die christliche Religion und das größte

90) Seckendorf Commentar. I. 16. p. 44. Was Reuchlins Geschichte überhaupt betrift, so ist Maji vita Reuchlini bekannt; doch habe ich, da ich dieses Werk nicht bey der Hand hatte, obige Nachrichten aus Bruckern, T. IV. genommen.

größte Hinderniß der Bekehrung der Juden wäre. Der Kaiser hatte den Plan genehmigt, und schon war zur Ausführung geschritten. Pfefferkorn, dem sie anvertraut war, soll zwar von der Strenge seines Eifers in einzelnen Fällen nachgelassen und für baare Bezahlung die fortdaurende Existenz manches jüdischen Buchs erlaubt haben. Indessen war es doch in allen Absichten ein verabscheuungswürdiger Plan, und Kaiser Maximilian, der nach seinem flüchtigen Temperamente durch die Scheinfrömmigkeit der Absicht zur Billigung eines so barbarischen Verfahrens verleitet war, wurde bald durch Vorstellungen theils der Juden selbst, theils besser denkender Gelehrten bewogen, die vermeinte Nützlichkeit der Pfefferkornischen Bekehrungsmethode von Männern, die die Bücher der Juden aus eigner Kenntniß beurtheilen konnten, untersuchen zu lassen. Reuchlin bekam diesen Auftrag und er gab das vernünftige Gutachten, man müßte die Schriften, die wirklich Lästerungen enthielten, von denen, deren Inhalt die Wissenschaften beträfe und also unschuldig wäre, unterscheiden; jene könnte man verbrennen; diese müßte man erhalten, um der bessern Kenntniß einer der Religion so wichtigen Sprache willen. Sein Gutachten wurde befolgt; die Juden behielten ihre Bücher. Es ist wahr, Pfefferkorn, Hoogstraten, Ortwin Grotius und andre Theologen von ähnlichem Geiste zu Köln, und auf andern Universitäten verklagten Reuchlinen beym Kaiser und beym Papste. Wenn man will, kann man dieses eine Verfolgung nennen. Aber Reuchlin litt doch keinen Schaden davon. Vielmehr erhielt er die Befriedigung, daß die vernünftige Welt seine Parthey nahm; die Universität zu Paris trat seinem Gutachten bey; selbst die vom Papst ernannte, aus Kardinälen bestehende Kommißion, that einen ihm günstigen Ausspruch, und Ulrich von Hutten schrieb die Epistolas obscu-

ſcurorum virorum, wodurch Hoogſtraten, Ortwin Gratius und andere Scholaſtiker von dieſem Caliber allgemein lächerlich und verächtlich wurden.

Daß dieſer Mann, an deſſen Geiſtesbildung die Welt und der Umgang mit Menſchen, insbeſondre auch aus den höhern Ständen, eben ſo viel Antheil hatte, als der Umgang mit bloßen Gelehrten, und als die Bücher, daß dieſer Mann, der noch dazu das Talent beſaß, das Lächerliche in den Dingen zu bemerken, die ariſtoteliſche Philoſophie mit der pythagoreiſchen vertauſchen konnte, und endlich gar bey den Kabbaliſten große Weisheit zu finden glaubte, dieſe unerwartete Revolution in der Denkungsart eines ſolchen Mannes verdiente wohl pſychologiſch erklärt zu werden, welches aber in dieſem Werke eine völlig unzweckmäßige Digreßion ſeyn würde.

Dem Exempel dieſer drey Männer, dieſer Patriarchen der Humaniſten in Deutſchland, ihren Beſtrebungen, ihren Ermahnungen, dem Eindruck, den ihre Schriften machten, dem Ruhme und dem Anſehn, das ſie ſich dadurch und durch ihre Kenntniſſe in den Sprachen, in der Geſchichte und andern bis dahin ganz verſäumten Theilen der Litteratur erwarben, waren drey für die Kultur der Wiſſenſchaften wichtige Folgen zuzuſchreiben. Erſtlich man fieng an, auf Univerſitäten und Schulen das Studium der alten Sprachen und der damit verknüpften Kenntniſſe einzuführen. Zweytens man bekam Geſchmack an ſchöner Latinität. Drittens Jünglinge von Geiſt und Fähigkeiten wurden zur Nacheiferung angefeuert. Dieſes iſt immer die ſchönſte Wirkung, die ein glänzendes Exempel hervorbringt. Die Reihe treflicher Schriftſteller, die Deutſchland im ſechszehnten Jahrhunderte aufweiſen konnte, können als Abkömmlinge obiger drey Männer betrachtet werden.

Ich

Ich weiß, daß einige es für eine Art von Unglück halten, daß die neuern Europäer diesen Weg der Nachahmung betraten, daß sie damit anfiengen, ihre Denkkraft an dem zu üben, was die Alten über die verschiednen Gegenstände des menschlichen Forschens Gedachtes hinterlassen haben. Ich meinerseits muß gestehn, daß ich nicht einsehe, wie die Neuern jemals, wenn sie die Alten nicht hätten zu Führern gehabt, ihre jetzige Höhe hätten erreichen können.

Einige wollen den ersten Beförderern der alten Litteratur kein wesentliches Verdienst zugestehn. Sie wären, sagen jene Tadler, keine Denker, sie wären nur auf geringfügige grammatische Gelehrsamkeit, auf eitle Belesenheit stolze Pedanten gewesen. Daß der große Hause der Philologen in den ersten Zeiten der Wiederherstellung der alten Litteratur aus solchen Pedanten bestehen mochte, kann zugegeben werden. Wer aber im Agricola, im Celtes, im Reuchlin und in den übrigen Männern dieser Klasse keine Selbstdenker findet, der muß ihre Schriften nicht gelesen haben.

Ob es jetzt noch nöthig sey, daß der Geist unsrer Jünglinge nach den Alten gebildet werde, dieses ist eine sehr wichtige Frage, deren Entscheidung aber nicht hieher gehört. Aber damals war es gewiß nöthig, weil keine Geistesbildung ohne dem Geist vorgehaltne Muster möglich ist, und diese Muster fand man damals blos bey den Alten.

Eben so sind es zwey verschiedne Fragen, ob man sich jetzt noch zum Vortrage der Wissenschaften, schriftlich oder mündlich, der lateinischen Sprache bedienen soll? und ob man sich ihrer in jenen Zeiten bedienen mußte? Nur die letzte Frage gehört hieher. Ich glaube, wenn man

man gleich damals angefangen hätte, statt des Lateins blos die verschiednen Landessprachen, in Deutschland die Deutsche, in Frankreich die Französische u. s. w. zu kultiviren, so würde man den Zweck dabey eher verfehlt, als erreicht haben. Allerdings mußte die Sprache eines jeden Volkes mit bearbeitet werden; aber da dieses nicht anders, als sehr langsam von statten gehen konnte, so mußte man zugleich und vorzüglich fortfahren, lateinisch zu schreiben. Die Kultur einer Sprache kann nicht anders, als mit der Kultur des Denk- und Empfindungsvermögens zusammen gehn. Jene kann keinen Schritt vor dieser voraus thun. In den Sprachen der Alten lagen tausend feine Unterschiede und Schattirungen der Begriffe und Empfindungen, für die die Fassungskraft der neuern Europäer noch viel zu stumpf, für die ihr Gefühl noch viel zu roh war. Beide Vermögen mußten dadurch verfeinert werden, daß die Neuern selbst in den alten Sprachen schrieben, um die Art, wie sie ihre Gedanken und Empfindungen ausdrückten, mit der Art der Alten vergleichen zu können. Fein und scharf zu denken, fein und richtig zu fühlen, kann man nur in einer schon gebildeten Sprache lernen. Dann erst, wenn ein Volk sein Denk- und Empfindungsvermögen solchergestalt durch Uebungen zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht hat, kann es hoffen, in der Kultur seiner eignen Sprache glücklich zu seyn.

Der gewöhnliche Grund, den man angiebt, warum die damaligen Gelehrten wohl thaten Latein zu schreiben, weil sie nemlich, die in jenen Zeiten noch wenig zahlreich unter sehr verschiednen Nationen zerstreut lebten, dadurch eine gemeinschaftliche Sprache bekamen, welches so wohl zur gemeinschaftlichen Kultur der Wissenschaften als zur Unterhaltung einer Art von Freundschaft unter diesen Ge-

lehrten beytrug, dieser Grund, sage ich, war allerdings von nicht geringer Wichtigkeit. In keinem Lande war damals die Kultur der Wissenschaften so weit gediehen, daß sie ohne die Mitarbeiter der übrigen Nationen mit beträchtlichem Erfolg hätte können fortgesetzt werden. Eine gemeinschaftliche Sprache gab den Bestrebungen der Gelehrten verschiedner Nationen einerley zweckmäßige Richtung. Auch mußte die Freundschaft ausländischer Kenner, die durch die gemeinschaftliche lateinische Sprache befördert wurde, manchem Gelehrten, der unter seinen Landesleuten keinen oder wenige fand, die seine Bemühungen zu schätzen wußten, eine angenehme Belohnung seyn.

Zusätze zum eilften Kapitel.

Ueber Rudolf Agricola.

Alle Kenner zur Zeit der Wiederherstellung der alten Litteratur betrachteten ihn als ein vorzügliches Genie, das den alten Mustern am nächsten käme. Wenn blos Erasmus so vortheilhaft von ihm geurtheilt hätte, so hätte man vielleicht einigen Einfluß der Nationalpartheilichkeit auf sein Urtheil argwöhnen können. Allein die Italiener, deren Geschmack so schwer zu befriedigen war, Bembus, der ältere Scaliger, Jovius, drückten sich zu Agricolas Lobe fast noch stärker aus, wie Erasmus. Und der Spanier, der so strenge Vives behauptete, daß von allen damaligen Schriftstellern keiner so sehr verdiente gelesen zu werden, als Agricola. S. Baillet Jugemens etc. T. II. p. 121.

Ich habe die Ausgabe seiner Werke vor mir, die zu Antwerpen 1511 herausgekommen ist, unter dem Titel: Rudolphi Agricolae Phrysii viri, utriusque litteraturae

peritissimi, non nulla opuscula etc. Es ist eine kleine Sammlung und enthält nur kleine Stücke, meistens in Prosa. Er selbst ließ nie etwas drucken; für ihn war es genug, sich mit dem Schreiben angenehm beschäftigt und den Beyfall seiner Freunde erlangt zu haben. Erasmus urtheilte, mit etwas mehr Ruhmgier würde Agricola unendlich mehr geleistet haben. — In gedachter Sammlung sind enthalten:

1) eine Uebersetzung vom Platos Axicchus de contemnenda morte;

2) Epistola de congressu Imperatoris Friderici et Caroli Burgundionum Ducis. Sie ist eigentlich aus dem Französischen des De La Laing übersetzt und steht auch beym Freher T. II. In einer vorangeschickten Epistel an einen Freund erklärt sich Agricola über die Regel, die man bey Uebertragung neuer Begriffe in die Sprache der Alten befolgen müsse. Diese Regel zeigt von seinem gesunden Urtheil, und hätte von einigen Pedanten, insbesondere unter den Italienern, sollen beherziget werden. Er sagt: Tu, si quae parum Latina tibi videbuntur, aut nescisse me meliora, aut, ut excusationem aliquam ignorantiae meae praetexam, rerum culpam putabis, quarum non nullas, quae nostro aevo repertae sunt, difficile crediderim priscis appellare nominibus. Neque enim fieri potuit, ut vetustati, cui res ignorarentur, nota earum essent rerum nomina.

3) Ein Brief an seinen Freund Jakob Barbirian, vermischten Inhalts, insbesondere die Vorschläge betreffend, die von der Stadt Antwerpen unserm Agricola gethan waren. Sie wünschten ihn zum Vor-

Vorsteher ihrer Schule. Er lehnte die Stelle ab, weil er die Einladung des neuen Bischofs von Worms, des Herrn von Dalberg angenommen hatte. Gelegentlich giebt er seinen Rath, auf was für Eigenschaften bey der Wahl eines Schullehrers zu sehen sey, und da kommt unter andern folgende Stelle vor, die noch heut zu Tage Aufmerksamkeit und Anwendung zu verdienen scheint: Admonebis cives, et, quantum poteris, hortabere, ut non splendidos titulos nec grandia nomina, nihilque huic curae profectura sectentur, hoc est, ut non Theologum aliquem vel Physicum, quem vulgo Artistam vocant, huic rei praeficiant. Quem cum videant multa sibi de omnibus rebus posse dicere, dicere ipsum nescit, ut qui litterarum et loquendi rationem et leges ignoret. Quid enim Theologus vel Physicus in litterario puerorum ludo? Profecto, ut Graeco diverbio utar, quod canis in balneo. Quaerant ergo, ubicunque possunt, aliquem qui, ut apud Homerum Phoenix Achillis ille magister, docere possit dicere et facere: eumque, si invenient, omni sibi parent mercede.

4) ein Schreiben an eben den Barbirian de formando studio, voll guter Bemerkungen und aus der Natur der Sache geschöpfter Regeln.

5) ein Schreiben an Alexander Hegius von seinen Vorlesungen über die Alten zu Heidelberg. Viele hatten Lust ihn zu hören, aber sie konnten nicht viel Zeit darauf verwenden, weil sie Scholastik hören mußten. Schwierigkeiten, die er bey seinem damals erst angefangenen Studio des Hebräischen antraf.

6) ein

6) ein Schreiben an Barbirian;

7) eines an Hegius, voll philologischer Anmerkungen;

8) Isocratis ad Demonicum Paraenesis in latinum sermonem traducta.

9) Oratio in laudem Philosophiae et reliquarum artium, dicta in praesentia Herculis Estensis Ferrariensis Ducis, anno 1476.

10) Oratio ad Innocent. VIII. Pont. Max.

Dann folgen einige poetische Stücke. Sie sind eben so geistvoll, eben so elegant, als seine Prose und haben dabey alle Kraft des poetischen Ausdrucks. Folgendes Originalgemälde des Winters aus einer Ode an Rudolpf Lange mag zur Probe dienen:

Formosa rerum jam facies perit,
Nudasque sternunt arboreae comae
Terras et os late sonantum
    Conticuit volucrum per agros.
Et sol reflexos retro abigens equos,
Nigros revisit nunc Garamantas et,
Si qui jacent qui forte Nilum
    Fonte bibunt modo profluentem.
Ergo omnis alte mons nivibus latet
Compressus, horret saxea candidis
Moles pruinis, et soluta
    Volvitur Alpibus e supremis
Nix montis instar, praecipites quoque
Silvas trahens et saxa sonantia;
Surdisque fundens vota [illegible]is
    Ipse miser rapitur viator.

Pendere

* * *

Pendere vidi vertice montium
Amnes gelatos praecipiti jugo;
Marmor putares, atque passos
Saxificae faciem Medusae etc.

Ueber Conrad Celtes.

Von der Societate Litteraria Rhenana und vom Celtes selbst findet man Nachrichten in Tenzels monatlichen Unterredungen vom Jahre 1693 p. 964 u. f. Von den Schriften des Celtes und ihren verschiednen Auflagen s. Fabric. in Bibl. Lat. Med. T. I. p. 1021.

Ich habe eine Auflage vor mir, die zu Nürnberg 1502 gemacht ist. Sie enthält aber nicht alle seine Werke; die Oden fehlen darinn. Es kommen darinn vor

1) die quatuor libri amorum;
2) Germania generalis;
3) Libellus de origine, situ, moribus et institutis Norinbergae;
4) Ludus Dianae coram rege Maximiliano;
5) das Privilegium des oben erwähnten Collegii Poetarum et Mathematicorum in Vienna.

Die typographische Pracht dieser Ausgabe ist, in Betrachtung des damaligen Zustandes der Künste und des Aufwandes jener Zeiten, wirklich größer, als daß wir irgend eine in unsern Zeiten veranstaltete Ausgabe eines deutschen Dichters damit vergleichen könnten. Das Format ist Kleinfolio; starkes, gutes Papier; Buchstaben von einer dem Auge gefallenden Größe; keine geizigerweise zusammengedrengte Zeilen; hinlängliche Zwischenräume, Licht also und Schatten in einem dem Auge ange-

angenehmen Verhältniß; eine Menge Holzschnitte und darunter einer mit Dürerischen Monogramm.

Dieser Holzschnitt von Dürer stellt in der Mitte des Blattes die Sophia der Griechen vor, welcher Name bekanntermaaßen so wohl Gelehrsamkeit und Wissenschaften, als Weisheit und Genie bedeutete. Sie sitzt auf einer Art von Thron, für unsre Zeiten sehr altfränkisch, für Dürers Zeiten ohne Zweifel modisch und prächtig gekleidet. Die Einfassung besteht in einem aus vier Stücken zusammengesetzten Kranze. Jedes dieser Stücke ist aus eignem Laubwerke geflochten, eines aus Lorbeerzweigen, das andre aus Weinlaub mit Trauben u. s. w. Da wo die vier Stücke zusammengefügt sind, nemlich oben, an beiden Seiten und unten, sind an jeder Stelle ein Medaillon mit dem Bildniß eines Weisen angebracht. Es sind vier Weise von vier verschiednen Nationen, die sich um die Sophia verdient gemacht. Im ersten Medaillon steht das Bildniß und der Name des Ptolemäus mit der Umschrift: Aegyptiorum Sacerdotes et Chaldaei; im zweyten das Bildniß Platos nebst seinem Namen und der Umschrift: Graecorum Philosophi; im dritten Albertus Magnus mit der Umschrift: Germanorum Sapientes. Im vierten stehn zwey Namen, Cicero und Virgilius, aber nur ein Bildniß und die Umschrift: Latinorum Rhetores et Poetae. Die ganze Absicht der Erfindung wird durch folgende, ganz oben befindliche Verse angedeutet:

Sophiam me Graeci vocant, Latini Sapientiam;
Aegyptii et Chaldaei me invenere; Graeci scripsere;
Latini transtulere; Germani ampliavere.

In den vier Ecken des Blattes sind die vier Winde auf die gewöhnliche Weise vorgestellt, nur daß sie zugleich

gleich die vier Temperamente ausdrücken sollen, nemlich der Ost das cholerische, der West das sanguinische, der Nord das melancholische, und der Süd das phlegmatische. Der physiognomische Ausdruck dieser vier Köpfe ist gut.

Zu den weniger lobenswürdigen Seiten dieser Ausgabe gehören die vielen Druckfehler, die vielen Abbreviaturen und die fehlervolle Orthographie. Die griechischen Buchstaben, die hin und wieder vorkommen, sind sehr häßlich.

In der Zuschrift an Kaiser Maximylian — so wird hier der Name geschrieben — vertheidigt Celtes die Poeten gegen den Vorwurf, daß sie so viel von Liebe sängen. Auf den Kanzeln wurde damals wider die Poeten eben dieses Inhalts ihrer Gedichte wegen sehr geeifert. Celtes will den Kaiser und seine Leser gern glauben machen, daß die Poeten, wenn sie von Liebe reden, theils jene geistige Liebe meinen, wodurch die Seele des Tugendhaften zu allem Guten hingezogen werde, theils jene anziehende Kraft, die in allen erschafnen Wesen zur Erhaltung des Ganzen wirksam sey. Wahrscheinlich bediente sich Celtes dieser allegorischen Deutung nur als eines Schildes, die Streiche strenger Sittenrichter damit abzuwenden. Die Vorstellungen, die er selbst in seinen Gedichten von seinen Liebeshändeln giebt, sind allzusinnlich, als daß er sie im Ernste blos wie Allegorien könnte betrachtet haben.

Seine quatuor libri amorum sind nach einem seltsamen Plane angelegt. Die Eintheilung in vier Bücher bezieht sich zugleich auf vier verschiedne Geliebte, die er in den verschiednen Epochen seines Lebens in vier verschiednen Ländern gehabt hatte, und zugleich auf die vier Stufen

sen des menschlichen Alters, auf die vier Theile von Deutschland, worinn er es nach den vier Weltgegenden eintheilet, und auf seine Reisen, die er in diese vier Gegenden gemacht hatte.

Im ersten Buche beschreibt er seine erste Liebe, die Liebe des noch neuen Jünglings. Es war in Polen, wo er sie zuerst empfand; Hasilina nennt er seine dortige Geliebte. Polen rechnet er zu dem östlichen Theile von Deutschland, entweder weil das Germania der Römer sich so weit nach Osten hin erstreckte, oder weil Polen noch wohl als ein vom Kaiser abhängiges Lehnreich betrachtet wurde. Aus diesen Umständen wird man erklären können, warum dieses erste Buch Hasilina, vel Pubertas, vel Vistula, vel Latus Germaniae Orientale überschrieben ist.

In der ersten Elegie leitet er seinen Hang zur Liebe und seine Schicksale in der Liebe von der Stellung der Sterne und ihrem Einflusse bey seiner Geburt her. Er war der Astrologie sehr ergeben. Aber wer war es nicht in jenen Zeiten?

Was die Empfindungen und die Gemälde der Liebe in diesen Elegien anbetrift, so sind sie überhaupt mehr grobsinnlich, als zärtlich; und wenn Zärtlichkeit zum Charakter der Elegie gehört, so können wenig Stücke in diesen vier Büchern Anspruch auf diese Benennung machen. Ich möchte fast behaupten, Celtes habe sein Genie verkannt; er hätte Satyren in Juvenals Geschmack schreiben sollen: dazu besaß er Feuer, Stärke, Beobachtungsgeist, Welt- und Menschenkenntnis, und die Sprache des Unwillens, des Zorns, gelingt ihm besser, als die Zärtlichkeit. Uebrigens ist sein Ausdruck sich sehr ungleich, oft stark und lebhaft, oft aber auch platt und ge-

gezwungen, nie so gewählt, so polirt, wie beym Agricola. Er hat überaus viel harte und dem Ohr anstößige Stellen. — Seine Gemählde stellen oft niedrige Gegenstände und schlechte Sitten vor; sie sind sogar einigemal ekelhaft.

Das zweyte Buch ist überschrieben: Adolescentia, sive Elsula Norica, et Latus Germaniae Meridionale; das dritte: Ursula Rhenana, aut Iuventus, et Latus Germaniae Occidentale. Unter Iuventus versteht er das männliche, zwar noch mit voller Kraft versehene, aber doch schon der Abnahme sich nähernde Alter. So beschreibt er es selbst in der zweyten Elegie dieses dritten Buchs:

Cum mihi jam tepidis accedant viribus anni,
Et mea in occiduas vita feratur aquas;
Dum vigor in nostro talis modo corpore restet,
Qualis inest radiis, dum mare Phoebus adit;
Cum color et facies talis mihi surgat in ore,
Qualiter autumno languida prata virent etc.

Das vierte Buch endlich ist betittelt: Codonus (*Codanus*) vel Senectus, aut Barbara Cimbrica et Latus Germaniae Septentrionale. Aus der dritten Elegie dieses Buchs erhellet, daß sein Alter ihm sehr früh kam; im vierzigsten Jahre hatte er schon einen kahlen Kopf und grauen Bart. In der sechsten klagt er seiner Barbara überaus naiv, daß er noch andre Wirkungen des Alters bey sich verspüre; er beschreibt diese Wirkungen mit sehr natürlichen Farben, und endigt mit dem Geständniß:

Solus amat Bacchum verbaque multa senex.
Quodque magis mirum, supremae in fine senectae
Vexatur sola pectus avaritia.

Eingestreut sind in diesen vier Büchern theils ganze Elegien, theils Stellen, deren Inhalt und Ausführung beweisen, daß Celtes noch von andern Sachen gut hätte schreiben können.

Folgende Stelle, — es ist der Anfang der neunten sogenannten Elegie des zweyten Buchs, — enthält Proben von dem Guten und von dem Schlechten, das ich an diesen Gedichten gelobt und getadelt habe; starken Ausdruck, grobe Sinnlichkeit, mehr juvenalischen als tibullischen Geist, viel glückliche, aber auch vernachläßigte Verse:

Ad Elſulam a priſcis et ſanctis Germaniae moribus degenerantem.

Elſula, quid tantis oneras tua brachia baccis?
Aurea et in digitis vincula multa geris?
Oſtrina ſub veſte tumens, vultuque ſuperbo
Tricarum ingenti pondere preſſa caput,
Noctua quale gerit tenebroſae filia noctis,
Nyctimene patris conſociata toro.
Inque peregrinos flectis tua corpora motus,
Dum ſtrepitant mixtis buxus et aera ſonis,
Et toties mutas laſcivo corpore veſtes,
Ante retroque tibi lactea colla patent:
Perque diem ſolidum convivia ſplendida curas,
Nec tua laſſantur crura reliſa ſolo:
O, mihi quot ſurgunt ferventi corde dolores,
Dum paſcis vultu, lubrica, quemque tuo!
Cum timeam, roſeis ne figant baſia labris
Audentes tenerum ſollicitare femur,
Dumque nates teretes contrectat barbara turba,
Et premitur manibus ſtricta papilla ſuis.
Tum vix conceptum compeſco mente furorem,
Quin feriat niveas pugnus uterque genas.

Quin,

Quin, etiam insano confundis pectora Baccho!
 Et titubat multo garrula lingua mero! —
Linque merum et talos castis fugienda puellis,
 Inque sinu tenerum suesce fovere colum.
Disce latere domi; patulisque sedere fenestris
 Effuge; nec visu sis vagabunda tuo.
Nam veluti volucres, diversis nutibus ora
 Dum vertunt, nidos deseruisse volunt,
Sic vaga, dum vario dispargit lumina motu
 Femina jam castum vult violare torum.
Tali non vixit quondam Germania more,
 Dum pudor et sancti cura pudoris erat etc.

Diese quator libri amorum sind noch von einer andern Seite merkwürdig. Sie enthalten Darstellungen der Sitten jener Zeiten. Für die Treue dieser Darstellungen spricht die Kraft der Zeichnung und die Stärke des Colorits. Ihre Wahrheit also vorausgesetzt, so sind sie Zeugnisse, daß die Sitten äußerst verdorben waren. Man kann nicht einwenden, daß Celtes vielleicht blos die Sitten der niedrigern Stände beschrieben habe. Celtes lebte in den besten Gesellschaften. Unter seinen Freunden und Bekannten kommen Männer aus den vornehmsten Ständen vor. Seine Gedichte wurden von den erhabensten und würdigsten Personen gelesen; wie hätte er sie so oft mit — ich darf sagen — liederlichen Scenen unterhalten dürfen, wenn sie nicht an dergleichen wären gewöhnt gewesen? Hasilina und Elsula, Ursula und Barbara sind im Grunde Messalinen von Geschmack und Temperament. Sie lieben wilde Vergnügungen; sie trinken bis zur Völlerey; sie erlauben ihren Geliebten öffentlich die unanständigsten Freyheiten. Er spricht mit ihnen von seinen Liebesthaten ohne Zurückhaltung. Keine seiner vier Geliebten ist ihm getreu; jede hat neben

ihm mehr wie einen Galan, und der begünstigste ist immer — ein Geistlicher. An verschiednen Stellen redet er von dem ausschweifenden Leben der Geistlichen. Die schrecklichen Folgen des Cölibats dieser so zahlreichen Klasse mögen nie so sichtbar gewesen seyn, als im funfzehnten Jahrhundert. Sie trugen ohne Zweifel viel zu dem Volkshasse gegen die Geistlichkeit bey, der gleich beym Anfange der Reformation so heftig ausbrach, und ihren Fortgang so sehr beschleunigte. In der That ist es unmöglich, daß die Sitten eines Volkes nicht sollten im höchsten Grade verdorben werden, bey dem eine zahlreiche, in Ueberfluß lebende Klasse von Menschen sich das Vorrecht erwirbt — oder meint man im Ernste, daß es heißen müsse, sich die Pflicht auferlegt? — nicht zu heirathen. — Die Hasilina unsers Dichters war mit einem Geistlichen ertappt; aber Celtes verzieh es ihr, eben darum, weil sein glücklicher Rival ein Geistlicher war:

Sed volumus tacitae veniam concedere culpae,
  Quandoquidem sacris flecteris, Hasa, viris,
Criminibus nostris possunt qui avertere divos,
  Et fulmen rutili continuisse Iovis.

Das merkwürdigste hieher gehörige Stück ist die fünfte Elegie des zweytens Buchs, ad Elsulam interlunio apud sacerdotem latentem. Diesesmal konnte Celtes sich nicht so leicht über die Untreue, die seine Geliebte einem Pfaffen zu gefallen begieng, zufrieden geben. Er giebt darinn Beschreibungen von den Verführungskünsten und von der freyen Denkungsart der Geistlichen, die wahrscheinlich nach dem Leben gemacht sind; er macht Anmerkungen über den Cölibat, von denen es glaublich ist, daß damals jeder Vernünftige dergleichen machte.

Ich

Ich will daher diese Elegie ganz hier beyfügen, ob sie gleich nicht das größte poetische Verdienst hat:

Sex modo Phoebeos Aurora retexuit orbes,
  Et nova, quae latuit, cornua Luna gerit,
Elſula, dum Celti totam quaeſita per urbem es,
  Quo tandem fueras, perfida, fare, loco?
Aut mox diſtricto feriam tua pectora ferro,
  Perfida, quod noſtrum deſerit, ecce, latus.
„Quid tibi? quid Celti? quo me veſtigia ducant,
  „An ratio noſtri ſit tibi danda fori?“
Proh ſuperos! audes mihi talia reddere verba!
  Confidens formae, ſtulta puella, tuae.
Experiere tuo jam maxima verbera tergo,
  Nullus et in toto vertice crinis erit.
Quid clamas? tremula poſcens tua numina voce,
  Perfidiae ultores cernis adeſſe Deos?
Execrare meam non ceſſas, perfida, vitam?
  Ille etiam pugnus garrula labra domet.
Visne relaxatis nunc, perfida, dicere labris
  Quis tanto injecit tempore vincla tibi?
Vel tua qui totiens defoedat fulcra ſacerdos
  Iupiter huic dederit quae cadat ante diem.
Nulla ſacerdotum luxu nunc caſta puella eſt,
  Cauſaque criminibus ſunt ſacra templa ſuis,
Nam plures totum non congrederentur in annum,
  Illis colloquium dat modo ſacra domus.
Hac tractant foedas turpi cum murmure merces,
  Ceu ſolet in medio turba profana foro.
Iupiter, hoc poteris ſacras audire per aras
  Et non fulminea concutere arma manu?
Dum loquitur noſtrae ſubmiſſa voce puellae
  Flamen, in auriculas talia verba loquens:
„Elſula, Rhenani nunc eſt mihi copia Bacchi,
  „Statque mea in lautis craſſa popina cibis.

 „Eſt

„Est perdix, et orix, turdus, capus et phasianus
„Et lepus et cervus, dorcas ibixque salax,
„Qui mihi de celsis nuper fuit Alpibus actus,
„Oenus ubi atque Athesis murmura rauca facit,
„Argenti aeterno scaturit qua vena metallo,
„Et ditat totam patriam Alemanicam.
„Hic halant liquido puro et de fonte salinae,
„Ditantes Bavaros Austriacosque Duces,
„Hic turba est, tetro nigroque simillima Marti,
„Qui solvunt vastis ignibus aera suis,
„Haud credas nostris decocta metalla per ignem,
„Sed Phlegetonteis mundificata vadis.
„Vel tibi si piscis placeat fluvialis, ab Istro
„Pinguis Esox veniet, cancer et omne fretum.
„Nemo meas veniet te gratior hospes in aedes,
„Et cui constitui munera tanta dare.
„Ergo veni sacris, quia digna, recumbere mensis,
„Cynthius occiduis dum juga demit equis."
Vulgus iners sacra de relligione deorum
Deque metu superum verba locuta putat.
Sed rudibus populos illudant numina coeli,
Excusatque sacros culpa tacenda viros.
Utque deae quondam fuerant simulacra tacentis,
Quae pressit digitis muta labella suis,
Haec modo sacrorum cohibet reticere virorum
Delicta, in coelum dicere verba vetans.
Gregorius Primi Friderici *) tempore regni
O quantum incauti pectoris egit opus!

Ille

90) Der hier von unserm Dichter begangene Anachronismus ist freylich arg, für einen Mann, der sich doch auch mit der Geschichte des Vaterlandes vorzüglich beschäftigte. Der unselige Urheber des Cölibats der Geistlichen lebte bekanntermaaßen nicht zu Friedrichs I. sondern zu Heinrichs IV. Zeiten.

Ille ſacris vetuit coelebs connubia lectis,
Liberior vitiis ut ſacra vita foret.
Nullus enim pudor eſt teneras violare puellas,
Et neque legitimas ſollicitare faces,
Quique uno quondam fuerat contentus amore,
Ille modo plures rite fovere poteſt.
Inde pater ſanctus numeroſa prole beatus,
Legitimans nummis pignora ſpurca ſuis,
Pignora quae luxus ſemperque ſuperbia patris,
Et ſacrae matris ſaeva libido coquit.
Cumque Dei ſoboles pater eſt, ſeſe ille nepotem
Praedicat, et ſummi progeniem eſſe Iovis.
Quodque magis turpe eſt, ſacratae filius aedis
Laudes a ſtupris geſtit habere ſuis,
Illorum nihil eſt quia pene ſalacius orbe,
Et gula, quae nullis eſt ſatiata cibis.
Plena mea hic patria eſt, et plenus Rhenus et Iſter,
Viſtula et Arctoi littora curva maris.
O, ſacer et magno es, nummus, venerandus amore,
Quo duce legitimus ſpurius eſſe poteſt.
Iulia lex raſa eſt, noſtro dum tempore quisquis
Natus adulterio nobilis eſſe poteſt.
Sit quamvis cunctis in legibus omnia Caeſar,
Debuit hoc ſaltem non licuiſſe ſibi.
Interea molles repetamus carmine verſus,
Elſula, quo coeptus continuetur amor.
Hei mihi, qua ſteterat coeli Venus aurea parte,
Praeda fuit raſis ſemper amata mihi,
Vel qui Martis equos et fortia caſtra ſecutus
Contorquens rigida ſpicula ſaeva manu.
Invida diſſidii ſemper ſed cauſa ſacerdos,
Nam capitur nummis quaeque puella ſacris,
Et quas ſemper habent pingui nidore culinas.
Thyrſigerumque deum, lenta verenda movens.

Hinc quas nemo potest unquam exhaurire crumenas,
    Has pretium sanctae femina noctis habet.
Sed me tartareas Pluto jam mittat ad umbras,
    Elsula, si noster continuetur amor.
Quam bene pertaesum est, animique elanguit aestus,
    Pono Iovem testem, si mihi cura tui est.
Ipse aliam inveniam, cui sint mea carmina curae,
    Quaeque meis libris nomen habere cupit.
Tuque vale, et nostris excedas, perfida, tectis,
    Clausa sit aeterno et janua nostra tibi.
Ipse sitim mallem lapidosos ferre per agros,
    Dum sua per cancrum lumina Phoebus agit,
Hic ubi trans Istrum per Norica rura colonus
    Saxa inter trijugis aratra ducit equis,
Et nulli siccis fontes oriuntur in arvis,
    Cisternis stantes ore bibuntur aquae,
Hercinio ut petam satius sub vertice silvam,
    Aspera et Obnobiis Saxa crepidinibus,
Quam te, quae totiens violasti foedus amoris,
    Cum tot furtivis in mea damna dolis.

De la Monoye in den Anmerkungen zum Baillet urtheilte, Celtes hätte dieses Gedichtes wegen eine Ahndung von der Inquisition verdient. Freylich. Mit eben so viel Recht hätte sich jemand zu Algier eine Ahndung von dem Dey zuziehen können, wenn er etwas eben so Dreistes gegen Seeräuberey öffentlich bekannt gemacht hätte.

Das Gedicht Germania generalis ist eine Beschreibung von Deutschlands Lage, Flüssen, Gebirgen u. s. w. in Versen. Es hat viel und große Fehler und keine andre Schönheiten, als die des Ausdrucks, aber auch diese nur selten.

Sehr

Sehr interessant ist das kleine Werk de origine, situ, moribus et institutis Norimbergae. Das erste Kapitel enthält die Zuschrift an den Magistrat. Das zweyte handelt de origine, situ et regione urbis in genere; das dritte de Herciniae silvae magnitudine et de ejus in Europa definitione. In diesem Kapitel findet sich folgende auffallende Stelle: Montes etiam in Friderici Saxoniae Principis terra Vesuvium et Aetnam sempiternis ignibus imitantur.

Das vierte de imagine et descriptione Norimbergae insulisque et thermis et prato Allario. Das fünfte de arce imperiali, fontibus aedificiisque, et hortis et officinis metallariis. Hier wird von der Erfindung des Dratziehens, die in Nürnberg gemacht seyn soll, eine alte Sage angeführt.

Das sechste de verticalibus urbis sideribus, et qualitate aeris et habitu populi. Nach unsers Autors Bemerkung war alle zehn oder zwölf Jahre die Pest in Deutschland. Daß die Menschen selbst, durch Unreinlichkeit schuld daran seyn konnten, fiel keinem ein. Lieber erdachte man allerley seltsame Ursachen. Seu occulta quadam coeli terraeve repugnantia, seu alimenti corruptione, seu regionum iniquitate, siderumve passione, seu infausta coelestium virtutum commixtione, deorumque ira etc.

Das siebente de ingeniis et moratione virorum et mulierum. Hier handelt er auch von der Bevölkerung. Bey diesem Punkte aber fehlt es sehr an statistischer Genauigkeit. Statt verificirter Listen giebt er ein Anekdötchen: — ad quator ferme millia civium nasci quotannis perhibent. Caesar Fridericus ut novissime Norimbergae egerat, ut de multitudine puerorum urbis sibi relatum erat, omnes pueros infra decimatum

in fossam urbis, cui arx imminet, vocari jubet. Iam tota urbs in publicum gaudium et communem laetitiam effusa, et genitrices exultim in spem erectae quod aliqua egregia munera ab Imperatore in eo delectu accepturi essent; matres familias puerorum facies laetissimas lustrare, frontes ornare, comas pectere et diffundere, praetexta bulla, candidaque toga, purpura, auro et margaritis onerare, et nihil eorum quae hanc aetatem gratiorem et favorabilem reddere possunt, negligere. At Caesar ubi collectam multitudinem et Germani sanguinis florem, oculosque hoc tenerrimo examine humani generis satiasset, pueris placentulas tortulasque mellitas, ut aetas puerorum illarum rerum avida est, distribuit, sicque pistillis donatos parentibus remisit. Constituens ad futurum eorum conventum nummum argenteum signatoria sua gemma notatum in singulos donare, quam illi in longa secula et in generationes et familias suas tamquam thesaurum aliquem asservarent. Pueri tunc ingenui super quatuor millia numerati fuerunt.

Das achte de duobus augustioribus templis et hospitalibus eorumque opibus et reliquiis. Das neunte de novem urbis monasteriis et eorum sanctis et probatis moribus. Das zehnte de domibus publicis frumentariis, et de fame, et de generibus panum insolitis. Das eilfte de domibus cerevisiariis, et armamentariis, et expositorum. Das zwölfte de pietatibus et eleemosynis urbis et leprosis. Das dreyzehnte de magistratibus urbis. Das vierzehnte de poenis sontium. Das funfzehnte de universali urbis justitia, legibus conviviorum, nuptiarum, Judaeis et vini corruptoribus. Das sechszehnte und letzte de annona et victualibus urbis. Wöchentlich würden 1000 modii Getraide verzehrt, wo-

von

von 1 für einen Menschen auf ein ganzes Jahr hinreichte. Er folgert daraus, daß in Nürnberg über 52,000 Menschen wären.

Die heutigen Statistiker werden hier manche wichtige Rubrik vermissen, z. E. vom Kommerz, von Fabriken u. s. w. Einzelne dahin gehörige Nachrichten sind hier und da zerstreut. Er hat auch zu wenig Calcul. Indessen fehlt es überhaupt weder an merkwürdigen Nachrichten noch an Unterhaltung.

Endlich Ludus Dianae ist eine Art von poetischem Divertissiment, ungefähr im Geschmack der Vorspiele, die noch vor etwa dreyßig Jahren auf unsern Theatern üblich waren. Es wurde zu Linz in Gegenwart Kaiser Maximilians aufgeführt, und vier von den spielenden Personen wurden bey dieser Gelegenheit vom Kaiser zu Poeten gekrönt.

Ueber Reuchlin.

Zu Reuchlins Bestrebungen, gemeinnützig zu werden, gehört auch sein Versuch die deutsche Sprache durch Uebersetzungen der Alten zu kultiviren. Siehe meine Geschichte Maximilians I. im ersten Theile p. 157.

Von seinen litterarischen Verdiensten umständlicher zu handeln, ist hier der Ort nicht. Sie sind auch bekannt genug, da hingegen das, was ich vom Agricola und Celtes angeführt habe, in den gewöhnlichen Schriften über die Litterairgeschichte, nicht so umständlich vorkommt, und daher auch wahrscheinlich manchem meiner Leser nicht so bekannt wird gewesen seyn.

Ich will also auch von Reuchlin nur noch einen Punkt weitläuftiger ausführen, der in den gewöhnlichen Nachrichten nur ganz kurz erwehnt wird, und der doch vorzüglich dazu dienen kann, den Geist des Mannes kennen zu lernen. Die Rede ist von ein paar kleinen lateinischen Komödien, die er geschrieben und wovon er die eine am Hofe des Bischofs Dalburg von Worms 1497 von jungen Leuten zur Fastnachtslustbarkeit aufführen ließ. Diese letztere hat den Titel: Scenica Progymnasmata, hoc est, Ludicra Praeexercitamenta. In der Zuschrift, die aber nicht von Reuchlin selbst ist, an den Bischof wird sie nova et nunquam a Germanis attentata compositio genannt. Es ist eigentlich das alte französische Possenspiel, Advokat Patelin[92]), das Reuchlin ohne Zweifel während seines Aufenthalts in Frankreich hatte kennen lernen. Wahrscheinlich ist es aber mehr eine freye Nachahmung, als Uebersetzung. Wenigstens ist nicht glaublich, daß in dem alten französischen Original Chöre mit Musik sollten gewesen seyn. In Reuchlins lateinischen Stücke endiget jeder Act mit einem Chor, und die Musiknoten sind in der Ausgabe, die ich vor mir habe, mit abgedruckt. Der Komponist hieß Daniel Megel.

Das Latein der Chöre sticht übrigens gegen die gesprochnen Scenen merklich ab. In diesen findet man doch, auch in Ansehung der Sprache, Spuren einer nicht unglücklichen Nachahmung der alten Komiker. Die Chöre hingegen sind ganz geist- und geschmacklos. Man findet

92) Diese alte Farce soll um das Jahr 1470 zu Paris geschrieben seyn. S. Theatre de Mr. de Brueys T. III. in den Remarques historiques zum Advocat Patelin. Daselbst wird auch gesagt, Reuchlin habe eine Uebersetzung davon unter dem Namen Alexander Connibertus drucken lassen.

findet da nichts, als Reime und Barbarismen. Z. E. das Chor des dritten Acts:

Musis, pöetis et sacro
Phoebo referte gratias.
Visus nequit infirmitas
Apollinem contingere;
Illiterati coecitas
Nequit poëtam cernere.
Musis, poëtis et sacro
Phoebo referte gratias.
Hinc hostis est audaculus,
Qui nescit ullas litteras.
Poeticis ornatibus
Poeta vincit viperas.
Musis, poetis et sacro
Phoebo referte gratias.
Nisi fuisset vatibus
Infensus et contrarius
Thersita sive Zoilus
Nil esset illis clarius.

Das andre Stück ist betittelt: Sergius, vel Capitis Caput. Ich habe die Ausgabe von Pforzheim 1507 vor Augen. Ein sehr weitläuftiger und sehr unnützer Commentar, von Georg Symler ist dabey befindlich.

Dieses Stück ist sehr reichhaltig an scharfer Satyre gegen die Mönche, gegen die Scholastiker, und gegen allerley andre Charlatane, woran zu Reuchlins Zeiten so wenig, als sonst jemals, Mangel war. Die Scene ist, ich weiß nicht wo. Die Personen sind eine Art von Schmarozern, von Marktschreyern, ungefehr wie die parasiti der alten Komiker. Bestimmter wird ihr Stand nicht angegeben. Einer von ihnen, Buttubatta, hat einen

nen Hirnschädel, durch den er große Dinge zu verrichten und ein großes Glück zu machen verspricht. Anfangs hält er den Schädel unter seinem Mantel verborgen, — dann zieht er ihn hervor, — macht seinen Spießgesellen eine große Beschreibung von der Wichtigkeit des Schädels. — Er reiniget, er balsamirt ihn; seine Spießgesellen küssen ihn, wie man die Reliquien der Heiligen aus Verehrung zu küssen pflegte. Nun soll er aber endlich mit der Sprache heraus, wessen Schädel es sey. Und siehe, es ist der Schädel des Sergius, des Apostaten, des Betrügers, der dem Mahomed, wie man ehemals glaubte, seinen Koran hatte schreiben helfen. Dieses so simple Sujet giebt den Stoff zu drey Acten. Die Neugier der Spießgesellen des Buttubatta, zu wissen, anfänglich was er so verborgen halte — dann was er mit dem Schädel machen wolle — endlich wessen Schädel es sey — und die allmälige Enthüllung dieser Geheimnisse machen den Knoten des Stücks und unterhalten eine beständige Erwartung.

Eben dieser Gang des Stücks giebt denn auch häufig Anlaß zu Satyren über die faule und schmarozerische Lebensart der Mönche, über Reliquienmarktschreyereyen, über Volkstäuschungen u. s. w. Z. E. Nachdem Buttubatta den Schädel hervorgezogen, und nachdem er darauf befragt worden, was er damit vorhabe, so antwortet einer aus der Gesellschaft für ihn;

homo hic ex ſtercore,
Ubi volet, facit aurum; habenda eſt gratia.
Bene ſtatur: praeſtigio hoc ſalvi erimus.
Nam, Buttubatta, dum famelica eſt lues,
Hoc arido oſſe praeſtito mendiciter,
Laborioſos agricolas commoveris,
Ut quisque ductus religione obulum offerat.

Quae-

Quaecunque anus, quicunque sunt silicernii,
Vetuli, veternosi, cibarium habent,
Exosculabuntur sacrum, ut tu fers, os hoc.
Finges et divinitatem aliquantulam
Peccata contemplatione piaculi
Remittere, indulgere ita reatibus
Defendere a Plutonio illos Tartareo.

So kühn spottete man damals schon in Deutschland in gewissen Zirkeln über Reliquienkram und andern Aberglauben. Ein Volk, wo man über solche, sonst für heilig gehaltne Gegenstände zu spotten anfängt, scheint zur Aufklärung reif zu seyn. Eine gewisse Klasse von Köpfen wird sagen: Das sey schon Aufklärung, wenn solche Spöttereyen öffentlich erlaubt werden. Dieser Meinung bin ich nicht. Es ist wahr, aufgeklärte Völker erlauben öffentliche Spöttereyen, aber, o wie leicht würde Aufklärung zu erlangen seyn, wenn es nur darauf ankäme, brav zu spotten!

Um übrigens aus Reuchlins Komödie keinen allzu vortheilhaften Schluß auf das damalige Maaß der Aufklärung in Deutschland zu machen, so ist zu bemerken, daß Reuchlin diese Komödie nur für einen gewissen Zirkel schrieb. Und sein Freund, der Bischof Dalburg, rieth ihm, sie nicht bekannt zu machen.

Zwölftes Kapitel.

Inhalt.

Was war in Deutschland bis zu Maximilian I. in Ansehung der Kultur geschehen? was geschah unter ihm? was mußte noch geschehen?

Die physikalische Kultur in Deutschland hatte diejenige Stufe von Vollkommenheit erreicht, die sie natürlicherweise in jedem Lande erreichen muß, wo einem zahlreichen unverwilderten, fleißigen Volke keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, dem Boden seinen Unterhalt abzugewinnen. Nur diejenige Vollkommenheit fehlte noch, die theils nicht ohne vorgängige Beobachtung dessen, was in noch besser angebauten Ländern geschieht, erlangt wird, theils große Auslagen erfodert, theils gründliche Theorie der verschiednen Theile der Oekonomie voraussetzt.

Statt daß vierzehnhundert Jahre vorher kein Künstler, kein Handwerker in Deutschland existirte, nährten sich jetzt Millionen von mehr oder weniger künstlichen Arbeiten, die zum Theil erst durch die sinnreichsten, durch die glücklichsten Erfindungen waren möglich geworden; Arbeiten, über die der alte Deutsche aus den römischen Zeiten, wie über Zauberwerk, würde erstaunt seyn.

Hundert tausende beschäftigten sich damit, die Bedürfnisse theils fremder Nationen, theils ihrer Landsleute mit beständiger Aufmerksamkeit zu erforschen, und mit

schlauer

schlauer Klugheit wechselsweise der einen den Ueberfluß der andern zuzuführen. Aber die Häupter der Nation hatten noch nicht den geringsten Begriff davon, daß die Spekulation und Entreprisen dieser Leute den größten, ja den entscheidendsten, entweder wohlthätigen oder schädlichen Einfluß auf das Wohl des Ganzen haben konnten, mithin so wohl den Schutz, als die Aufsicht und Leitung der Regierungen verdienten.

Die bis dahin dunkeln, verworrnen Begriffe von Staat und Bürgern, von Oberhaupt und Unterthanen, fiengen an, sich einigermaaßen aufzuklären. Die Regierungsformen, ursprünglich ein Werk des Zufalls und des Bedürfnisses, die lange Zeit nur durch das Gefühl der Nothwendigkeit bestanden, die aber eben daher auch oft geschwankt hatten, so oft nemlich das Gefühl der Nothwendigkeit sie nicht unterstützte, — diese Regierungsformen hatten nach und nach Festigkeit bekommen, weil man durch wiederholte Erfahrungen und durch die aufdämmernde Vernunft die Heilsamkeit festgesetzter Regierungsformen hatte einsehen lernen. In einigen Ländern waren sie auch zweckmäßig eingerichtet worden.

Die Gesetzgebung, die Polizey, die Sittenlehre waren eifrig damit beschäftiget, Verbrechen und Beleidigungen abzuwehren, die Uebel zu entfernen, die aus der Trägheit, der Habsucht, der Ungerechtigkeit, der Wildheit, dem unordentlichen Hange der Menschen zu sinnlichen Vergnügen entspringen. Aber theils wußte man die rechten Mittel zur Erreichung dieser Zwecke nicht zu treffen; theils schrenkte man sich auf diese Zwecke ein. Von Veredlung des Charakters, von Verfeinerung der Denkungsart und der Sitten hatte man keinen Begriff; man hatte keinen Sinn dafür. —

Die Gesetzgebung begnügte sich noch mit der traurigen Rolle einer finstern Aufseherinn, die blos zu verbieten, zu schrecken, und zu strafen weiß. Ihr leuchtete noch nicht ein, daß sie eigentlich das viel würdigere Amt einer voraussehenden, schonenden, und klugen Führerinn der Menschen übernehmen sollte.

Man hatte angefangen zu fühlen, daß der Verstand der Menschen noch für andre Gegenstände, als die sich blos auf seine körperliche Existenz beziehen, Kräfte hat. Aber **theils** wußte man diese Gegenstände noch nicht recht zu wählen; **theils** kannte man die Regeln noch nicht, die der Verstand bey der Anwendung seiner Kräfte befolgen muß.

Das natürlichste, einfachste, wirksamste Mittel der Aufklärung, die Buchdruckerkunst, war erfunden. Aber schon erlaubte man der Nation den uneingeschränkten Gebrauch dieses Mittels nicht[93]).

Man erkannte, daß das Instrument, womit man seine Gedanken und Empfindungen in seiner eignen Seele ordnet und ausbildet, und außer **sich** andern mitthei-

93) Es ist keine gewagte, sondern eine in der Natur der Sache gegründete Behauptung, daß eine Nation, die sich ungefehr auf demjenigen Punkte der Aufklärung befindet, auf welchem die Deutsche am Ende des funfzehnten Jahrhunderts stand, nach Verlauf von zweyhundert Jahren, wenn sie binnen diesem Zeitraum in ungestörtem Besitz der Preßfreyheit geblieben ist, eine vollkommen aufgeklärte Nation seyn muß, und daß alsdenn der gewöhnliche Vorwand, die Preßfreyheit einzuschrenken, die Furcht nemlich vor schändlichen Büchern, nicht im geringsten mehr Statt bey ihr finden kann. Freye Mittheilung der Gedanken ist das kräftigste Mittel ein scharf und richtig denkendes Volk zu bilden; und unter einem solchen Volke, wer wird sich nicht hüten, daß er keine falsche, keine schiefe, keine seichte Gedanken zu Markte bringe?

mittheilet, daß die Sprache noch sehr roh, und zum leichtern und zweckmäßigren Gebrauch zu wenig bearbeitet war; daß es sehr schwer war, in ihr mit Wahl, mit Leichtigkeit, mit Annehmlichkeit sich auszudrücken. Man griff gierig nach den Büchern, die heraus kamen. Aber keines erschien, das zum Muster des Denkens, des Empfindens und der Sprache hätte dienen können.

Noch liebte man blos sinnliche Vergnügungen, Essen, Trinken, Pomp, lärmende Gesellschaften u. s. w. Noch verstand man sich nicht darauf, den Genuß des Lebens durch Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Geistes zu verschönern.

Unter Maximilian geschahen einige wichtige Schritte vorwärts. Die Verfassung des gesammten Reichs, dieses seltsame Chaos, bekam zwar keine symmetrische, aber doch festere Gestalt. Dem ewigen Streit der Elemente wurde Friede geboten.

Die Regierungsgeschäfte so wohl des ganzen Reichs, als der einzelnen Länder fiengen an, mit mehr Ordnung und Einsicht besorgt zu werden, und man fieng an, zu ihrer Verwaltung Männer zu wählen, die sich durch erworbne Kenntnisse und Fertigkeiten dazu vorbereitet hatten. Dieses galt insbesondre von der gerichtlichen Verfassung.

Man fieng an, sich mit andern Nationen, mit alten und mit neuern zu vergleichen. Die aus dieser Vergleichung entsprungenen Ideen von Vollkommenheiten, die man sich bey den alten so wohl als bey einigen neuern Völkern vielleicht größer dachte, als der Wahrheit gemäß war, erregten nützliche Bestrebungen, die Höhe jener Völker zu erreichen.

Man erkannte die Uebel, womit man behaftet war, die Abhängigkeit vom Papste, die Last der Möncherey, die Unzweckmäßigkeit der damaligen Art zu studiren. Man erkannte, wenigstens viele in den höhern und feinern Stände fiengen an zu erkennen, daß in den Sitten viel Barbarey war[94]). Und Erkenntniß des Uebels, weiß man, ist ein Schritt zur Besserung.

Man fieng an neue Mittel zu versuchen, um die Nation von mancher ihr anklebenden Barbarey zu befreyen. Schon gab es Männer, die einsahen, daß der Anfang in dieser Absicht mit der Erziehung müßte gemacht werden[95]).

Man

94) S. meine Geschichte Maximilians des Ersten, 1. Th. p. 154.

95) Außer Agricola und Reuchlin gab es noch andre Männer, die auf die Verbesserungen der Schulen drangen, und wie sie wenigstens glaubten, bessere Schulbücher, als bis dahin üblich waren, schrieben. Einer der fleißigsten und fruchtbarsten Schriftsteller in diesem Fache war Wimpheling. Er war zwar ein Vielschreiber, der keinen Anlaß vorbey ließ, der Welt seine Gedanken und Vorschläge mitzutheilen; doch ist, für die damaligen Zeiten, viel Gutes unter seinen Sachen. Er scheint auch in der Ausübung ein treuer und glücklicher Lehrer gewesen zu seyn, welches man nicht von allen pädagogischen Schriftstellern rühmen kann. Aus Wimphelings Schule kamen wirklich gelehrte Männer. Von ihm ist eine kleine Schulkomödie, Stylpho, die der Edition von 1494 zufolge, schon 1470 von einigen Schülern zu Heidelberg aufgeführt seyn soll. Sie wäre also älter, wie Reuchlins Progymnasmata Scenica. In diesem Stylpho werden zwey Schulfreunde vorgestellt, wovon der eine auf einer deutschen Universität fleißig studirt, der andere aber nach Rom geht, und durch seine Aufwartungen und Bekanntschaften am päpstlichen Hofe sich einen Sackvoll Expectanzen auf Präbenden in Deutschland erwirbt, wodurch er nun sein Glück sicher glaubt in Händen zu haben. Allein,

Man fieng an, über Nationalangelegenheiten öffentlich zu schreiben. Bücher zum Unterricht und zur Unterhaltung der nicht gelehrten Volksklassen wurden gedruckt. Möchten nur die meisten Verfasser von jenen nicht entweder selbst blinde, oder aus Eigennutz vorsetzliche Irrleiter gewesen seyn. Möchte es doch den Verfassern der letzten nicht an jedem Talent, möchte es ihnen nicht ganz an Geschmack gefehlt haben.

Wenn wir den Zustand der deutschen Nation, in Ansehung der Kultur, zu Maximilians Zeiten kurz charakterisiren sollen, so können wir sie mit einem, eben zum männlichen Alter übergehende Jünglinge von guten Anlagen vergleichen, der bis dahin — nicht planmäßig von seinem Vater etwa oder von sonst irgend einem Mentor, — sondern durch die verschiednen Situationen, in die sein zufälliges Schicksal ihn versetzte, durch seine Bedürfnisse, die aus diesen Situationen entstanden, und durch den Gebrauch, den er dabey von seinen Kräften und von seinem natürlichen Menschenverstande machte, unter man-

Allein, wie er in sein deutsches Vaterland zurückgekommen, kehrt sich der Bischof, in dessen Diöcese die Präbenden liegen, an alle die Expectanzbriefe Sr. Heiligkeit nicht. Der Cortisan — so nannte man damals in Deutschland diejenigen, die durch ihren Aufenthalt am Hofe zu Rom ihr Glück suchten — muß sich erst prüfen lassen, besteht schlecht, und wird abgewiesen, dahingegen sein alter Schulfreund, der keine Briefe vom Papst, sondern blos seine auf einer deutschen Universität erworbne Geschicklichkeit zur Empfehlung hat, befördert wird. Dieses Geschichtchen ist in der kleinen Komödie ziemlich armselig ausgeführt; die Satyre ist ganz matt und es ist kein Funke von Reuchlins Geiste darin. Das Stück kann blos dazu dienen, sich einen Begriff von dem Mißvergnügen zu machen, das deutsche Patrioten über die Anmaßung des Papstes, geistliche Aemter und Stellen in Deutschland nach seinem Gefallen zu besetzen, empfinden mußten.

cherley großen Hindernissen, die hauptsächlich auch von seinen heftigen Leidenschaften und von seiner anfänglichen Verwilderung herrührten, — so viel es diese Hindernisse erlaubten, — gebildet wurde. Dieser Jüngling hat es immer noch in seiner Gewalt, seiner Ausbildung, sie mag mehr oder weniger gelungen seyn, eine größere, ja man kann sagen die, nach seinen Umständen, möglich größte Vollkommenheit zu geben, wenn er von seiner nunmehr entwickelten Vernunft gehörigen Gebrauch macht.

Bis dahin waren blos **Zufall** und **Bedürfniß** die Lehrer der Nation gewesen. Erfahrungen hatten sich ihr mehr aufgedrungen, als daß sie von ihr wären beobachtet und genutzt worden. Wenn die Nation jetzt weiter kommen, wenn sie nicht zurückfallen sollte, so müßte sie von jetzt an sich und andre Nationen anhaltend beobachten, auf die gesammelten Beobachtungen Systeme gründen, diese Systeme immer vor Augen haben, immer nach Maaßgabe neuer Beobachtungen und Entdeckungen erweitern, ergänzen, verbessern.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegewisch, Dietrich Hermann,

Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis zu Maximilian dem Ersten Ein Anhang zur Geschichte dieses Kaisers

Hamburg 1788

Bibl.Mont. 2750-1/2#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10721013-9
VD18 15312607